

**Len Deighton**



**Gelinkt**

Roman · Droemer Knaur

**LEN DEIGHTON**

**GELINKT**

Roman

Aus dem Englischen von  
Peter Hahlbrock



Droemer Knaur

Titel der Originalausgabe: Spy Sinker  
Originalverlag: Hutchinson Ltd. London

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Deighton, Len:**

Gelinkt: Roman/Len Deighton.  
Aus dem Englischen von Peter Hahlbrock.  
München: Droemer Knaur, 1991  
ISBN 3-426-19266-7

© Copyright für die deutschsprachige Ausgabe bei  
Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf. München 1991

Titel der englischen Originalausgabe: Spy Sinker

© Copyright by Pluriform Publishing Company BV 1990

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist  
urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des  
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags  
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und  
die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Atelier Zero, München  
Satzarbeiten: Compusatz GmbH, München  
Druck und Bindearbeiten: Spiegel GmbH, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 3-426-19266-7

Die Handlung der Romane *Brahms vier*, *Mexiko-Poker* und *London Match* geht vom Frühjahr 1983 bis zum Frühjahr 1984. *Winter* erzählt aus den Jahren 1900-1945.

*Geködert* nimmt die Geschichte Bernard Samsons zu Beginn des Jahres 1987 wieder auf. *Gedrillt* setzt sie bis in den Sommer des gleichen Jahres fort. *Gelinkt* beginnt im September 1977 und endet im Sommer 1987.

Die Romane können in jeder beliebigen Reihenfolge gelesen werden, und jeder ist in sich abgeschlossen.

Len Deighton

# 1

*England, September 1977*

»Bret Rensselaer, du bist ein rücksichtsloser Bastard.« Es war die Stimme seiner Frau. Sie sprach leise, aber mit beachtlichem Nachdruck, als spräche sie das Ergebnis langen, angestregten Nachdenkens aus.

Bret öffnete die Augen einen Spaltbreit. Er lag in jenem genußvollen Halbschlaf, aus dem man so ungern erwacht. Aber Bret Rensselaer war kein Genießer, sondern ein Puritaner. Er hielt sich für einen direkten Nachkommen jener gottesfürchtigen, unnachgiebigen Nonkonformisten, die Neuengland kolonisiert hatten. Er öffnete die Augen ganz. »Was war das?« Er sah auf den Wecker.

Es war noch sehr früh. In sattem Gelb flutete die Morgensonne durch die Raffgardinen ins Zimmer. Er sah seine Frau aufrecht im Bett sitzen, eine Hand umklammerte die Knie, in der anderen hielt sie eine Zigarette. Sie blickte ihn nicht an. So, als wüßte sie gar nicht, daß er da neben ihr lag. In die Ferne starrend, paffte sie ihre Zigarette, ohne sie, selbst während sie den Rauch ausblies, völlig aus dem Mund zu nehmen. Die Kringel schwebenden Rauchs waren gelb wie die Zimmerdecke und wie das Gesicht seiner Frau.

»Du bist total kaltblütig«, sagte sie. »Du hast genau den richtigen Job.« Sie hatte nicht nach unten geblickt, um sich davon zu überzeugen, daß er wach war. Ihr war das egal. Sie sprach aus, was ihr auf der Zunge lag, Dinge, über die sie lange nachgedacht, die sie aber bisher niemals zu sagen gewagt hatte. Ob ihr Mann ihr zuhörte oder nicht, schien unwesentlich zu sein. Ohne ein Wort der Erwiderung schob er die Decke zurück und stieg aus dem Bett. Es war keine heftige Bewegung. Er tat es behutsam, als wollte er sie nicht stören. Sie drehte den Kopf und blickte ihm nach, als er über den Teppich ging. Nackt wirkte er dünn, um nicht zu sagen mager. Deshalb sah er ja

auch so elegant aus in seinen gutgeschnittenen Anzügen. Sie wünschte, sie selbst wäre auch so mager.

Bret ging ins Badezimmer, zog die Vorhänge zurück und öffnete das Fenster. Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Die sonnenbeschienenen Bäume warfen lange Schatten über das goldbestäubte Gras. Noch nie hatte er die Blumenbeete so üppig blühen sehen. Am Ende seines Gartens, wo die zappelnden Zweige der Trauerweiden das Wasser befangerten, sah der langsam strömende Fluß fast blau aus. Zwei am Steg angebundene Ruderboote hoben und senkten sich sanft inmitten einer Flotille toter Blätter. Er liebte dieses Haus.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert bevorzugten viele wohlhabende Londoner solche flußaufwärts an der Themse gelegenen Häuser. Mit Grundstücken, die sich bis zum Flußufer erstrecken, liegen sie von Chiswick bis Reading entlang der Straße hinter anonymen Backsteinmauern verborgen. Es gibt sie in allen erdenklichen Grundrissen, Größen und Baustilen, von palastartigen Landsitzen in venezianischem Geschmack bis zu bescheidenen Villen mit drei Schlafzimmern wie diese hier. Bret Rensselaer holte zehnmal tief Luft, wie er's stets tat, ehe er seine Gymnastik machte. Der Anblick des Gartens hatte ihn beruhigt. Das war immer so. Er war nicht immer anglophil gewesen, aber seitdem er in diesem bezaubernden Land angekommen war, wußte er, daß er der besessenen Liebe, die er für alles, was damit in Zusammenhang stand, empfand, niemals entkommen würde. Der Fluß, der unten am Garten vorbeifloß, war nicht irgendein gewöhnliches kleines Gewässer, sondern die Themse. Die Themse mit ihren Erinnerungen an die alte London Bridge, Westminster Palace, den Tower und, natürlich, Shakespeares Globe Theatre. Noch jetzt, da er schon seit Jahren hier wohnte, fiel's ihm schwer zu glauben, daß er sein Glück nicht träumte. Er wünschte, daß seine amerikanische Frau seine Entzückung teilte, aber die fand England »rückständig« und sah nur die

schlechten Seiten des Lebens dort.

Er starrte sich im Spiegel an, während er sich kämmte. Er hatte noch immer das energisch vorstehende Kinn und das blonde Haar, das seine Mutter ihm und seinem Bruder vererbt hatte. Auch die unverwüstliche Gesundheit, ein unbezahlbares Vermächtnis. Er zog den Morgenmantel aus roter Seide an. Durch die Badezimmertür hörte er das Geräusch einer Bewegung und das Klirren von Glas, und er wußte, daß seine Frau einen Schluck Mineralwasser trank. Sie schlief schlecht. Er hatte sich an ihre dauernden Schlafstörungen inzwischen gewöhnt. Es überraschte ihn nicht mehr, wenn er nachts erwachte und sah, daß sie Wasser trank, eine Zigarette rauchte und ein Kapitel eines ihrer Liebesromane las.

Als er ins Schlafzimmer zurückkehrte, war sie noch dort: Sie saß im Bett, im Schneidersitz, das seidene Nachthemd so verschoben, daß es ihre Schenkel entblöbte und der Spitzenbesatz der Schultern sich hinter ihrem Kopf bauschte. Ihre Haut war blaß – sie mied die Sonne –, ihre Figur voll, aber nicht übergewichtig und ihr Haar zerzaust. Sie spürte, daß er sie musterte, und hob die Augen, um ihn anzufunkeln. Früher hatte ihn diese Pose, dieser wilde Gesichtsausdruck, die Zigarette im Mund, erregt. Vielleicht hatte er gehofft, ein schamloses Luder dahinter zu entdecken. In dem Fall waren seine Hoffnungen bald enttäuscht worden.

Er trat in den Alkoven, den er als Ankleidezimmer verwendete, und schob die Spiegeltür des Kleiderschranks auf, um einen Anzug zu wählen unter den zwei Dutzend, die da hingen, jeder in Seidenpapier und einen Plastikbeutel verpackt, so, wie er aus der Reinigung gekommen war.

»Du hast keine Gefühle«, sagte sie.

»Nicht doch, Nikki«, sagte er. Sie hieß Nicola. Sie hatte es nicht gern, wenn man sie Nikki nannte, aber jetzt war es zu spät, ihm das noch zu sagen.

»Ich meine, was ich sage«, sagte sie. »Du schickst Männer

in den Tod wie Postwurfsendungen. Du bist herzlos. Ich habe dich nie geliebt. Niemand könnte das.«

Was für Unsinn sie redete. Bret Rensselaer saß beim SIS auf dem Posten des Deputy Controller of European Economics. Trotzdem kam es der Wahrheit sehr nahe, es gab Momente, in denen er bei der Organisation gefährlicher Aufträge das letzte Wort hatte. Und wenn solche schwierigen Entscheidungen zu treffen waren, scheute Bret nie davor zurück. »Du hast dir aber verflixt lange Zeit gelassen, damit herauszurücken«, sagte er verständnisvoll, während er einen leichten Wolle-Mohair-Anzug in der Nähe des hellen Fensters aufhängte und die Hosenträger an den Hosen befestigte. Er knüllte das hellblaue Seidenpapier zusammen und warf es in den Wäschekorb. Dann wählte er ein Hemd und Unterwäsche. Er war besorgt. In dieser streitsüchtigen Stimmung mochte Nikki solche melodramatischen Geschichten schließlich auch dem erstbesten Fremden erzählen. Das hatte sie bisher zwar nie gemacht, aber bisher hatte er sie auch noch nie in dieser Verfassung gesehen.

»Ich habe in letzter Zeit darüber nachgedacht«, sagte sie.  
»Viel darüber nachgedacht.«

»Und hat dieser Denkprozeß vor oder nach dem Lunch am vergangenen Mittwoch angefangen?«

Sie sah ihn kühl an und blies Rauch aus, ehe sie sagte:  
»Joppi hat nichts damit zu tun. Denkst du, ich würde mit Joppi über dich sprechen?«

»Gelegentlich hast du's schon getan.« Daß sie den bayerischen Hochstapler immer bei diesem blöden Kosenamen nannte, machte ihn wütend, obwohl ihn ziemlich alle so nannten.

»Das war was anderes. Das ist schon Jahre her. Und damals warst du mir weggelaufen.«

»Joppi ist 'ne Flasche«, sagte Bret und war wütend, daß er seine Gefühle verriet. Er sah sie an und verspürte, nicht zum ersten Mal, mörderischen Zorn. Er hätte sie ohne den

mindesten Anflug von Reue erwürgen können. Aber egal. Er würde zuletzt lachen.

»Joppi ist ein waschechter Fürst«, sagte sie herausfordernd.

»Fürsten kriegt man in Bayern zehn für einen Penny.«

»Und du bist eifersüchtig auf ihn«, sagte sie und gab sich keine Mühe, das Vergnügen zu verbergen, das sie bei dieser Vorstellung empfand.

»Weil er meiner Frau schöne Augen macht?«

»Mach dich nicht lächerlich. Joppi hat schon eine Frau.«

»Eine pro Tag, wie ich höre.«

»Manchmal bist du wirklich kindisch, Bret.«

Er antwortete nicht, abgesehen von dem tiefgekränkten Blick, den er ihr zuwarf. Er fand es beklagenswert, daß so viele Amerikaner wie seine Frau solche europäischen Talmi-Aristokraten anschwärmten. Sie waren Joppi im Juni vergangenen Jahres in Ascot begegnet. Eins von Joppis Pferden lief im Coronation Stakes-Rennen, und so war er mit einer großen Gesellschaft deutscher Freunde dort. Daraufhin hatte er die Rensselaers zu einem Wochenende in ein Haus eingeladen, das er in der Nähe von Paris gemietet hatte. Sie waren hingefahren, aber Bret hatte es dort nicht gefallen. Der ölige Joppi hatte Nikki angeglotzt, wie Bret seine Frau nicht von anderen Männern angeglotzt sehen wollte. Und Nikki hatte es nicht mal gemerkt, jedenfalls behauptete sie das, als Bret sich später bei ihr darüber beschwerte. Jetzt hatte Joppi Nikki zum Lunch eingeladen, ohne wenigstens der Form halber auch Bret zu bitten. Bret kochte, wenn er daran dachte.

»Fürst Joppi«, sagte Bret, den Titel gerade eben hinreichend betonend, um seine Verachtung zu zeigen, »ist ein billiger Schieber.«

»Hast du ihn untersuchen lassen?«

»Ich habe ihn mal durch den Computer laufen lassen«, sagte er. »Er hat die Finger in allen möglichen schmutzigen Geschäften. Wir werden deshalb in Zukunft einen Bogen um

ihn machen.«

»Ich arbeite nicht für deinen gottverdammten geheimen Nachrichtendienst«, sagte sie. »Laß dir gesagt sein, falls du's vergessen hast, daß ich eine freie Bürgerin bin und mir meine Freunde selber aussuche und ihnen erzähle, was ich will.« Er wußte, daß sie ihn herauszufordern versuchte, aber dennoch fragte er sich, ob er nicht den Mann vom Nachrichtendienst anrufen sollte. Der hätte eine Leitung zur Inneren Sicherheit. Aber Bret hatte wenig Lust, die Einzelheiten seines ehelichen Lebens irgendeinem subalternen jungen Beamten zu schildern, der sie dann aufschreiben und irgendwo zu den Akten legen würde.

Er ging und ließ sich ein Bad ein. Wenn er beide Hähne voll aufdrehte, hatte das Wasser die ihm angenehmste Temperatur. Er spritzte Badeöl in das stürzende Wasser, und es schäumte wütend auf. Während die Wanne sich füllte, kehrte er zu Nikki zurück. Unter den Umständen schien es das Beste, sich auf eine Auseinandersetzung mit ihr einzulassen. »Habe ich dir was getan?« fragte er in bemüht mildem Ton. Er setzte sich auf die Bettkante.

»Aber nicht doch!« sagte seine Frau sarkastisch. »Du doch nicht.« Sie hörte donnernd das Wasser in die Badewanne stürzen.

Angespannt hatte sie die Arme um die Knie verschränkt, die Zigarette war für den Augenblick vergessen. Er blickte sie an und suchte etwas in ihrem Gesicht, das ihm einen Hinweis auf die Ursache ihres Zorns geben würde. Da er nichts fand, das ihn diesbezüglich aufgeklärt hätte, sagte er: »Was also ...?« Und dann, knapper, aber in versöhnlichem Ton: »Bitte, Nikki. Ich muß ins Büro.«

»Ich muß ins Büro.« Sie versuchte, den englischen Tonfall nachzuäffen, den er sich angewöhnt hatte, seitdem er hier lebte. Sie hatte aber kein Talent zu dergleichen Imitationen, und die näselnde Aussprache, die ihn, als er sie kennenlernte, so

neugierig gemacht hatte, war noch immer unüberhörbar. Wie dumm war er doch gewesen zu hoffen, daß eines Tages auch sie England und alles, was englisch war, mit der gleichen Liebe ergreifen würde wie er. »Das ist alles, was dir wichtig ist, stimmt's? Auf mich kommt's ja nicht an. Ist schließlich egal, ob ich durchdrehe in diesem gottverlassenen Loch.« Sie warf den Kopf zurück, als aber das Haar ihr danach wieder ins Gesicht fiel, stieß sie's mit den gespreizten Fingern beiseite. Er saß am Ende des Betts und lächelte sie an und sagte: »Na, na, Nikki, Liebling. Sag mir doch einfach, was nicht in Ordnung ist.«

Es war das herablassende »einfach«, das sie aufbrachte. Seine unnachgiebige Kälte machte ihn irgendwie unverwundbar. Ihre Schwester hatte ihn den »schüchternen Desperado« genannt und jedesmal gekichert, wenn er angerufen hatte. Aber Nikki war es leichtgefallen, sich in Bret Rensselaer zu verlieben. Wie genau ihr das alles in Erinnerung geblieben war. Nie zuvor hatte ihr ein Mann seines Schlages den Hof gemacht: schlank, gutaussehend, höflich und rücksichtsvoll. Und auch sein Lebensstil war eindrucksvoll. Brets Anzüge hatten den Sitz, der den teuren Schneider verrät, seine Wagen hatten jenen Glanz, den nur Fahrzeuge zeigen, die von einem Chauffeur gepflegt werden, und um das Haus seiner Mutter kümmerten sich treue dienstbare Geister. Natürlich liebte sie ihn, aber ihre Liebe hatte immer den Beigeschmack von Ehrfurcht, vielleicht war es auch Furcht. Jetzt war ihr das egal. Im Augenblick fühlte sie sich imstande, ihm alles zu sagen, was sie fühlte. »Sieh mal, Bret«, sagte sie selbstsicher. »Als ich dich heiratete, dachte ich, du würdest ...« Er hob die Hand und sagte: »Laß mich nur eben das Wasser abdrehen. Wir wollen schließlich nicht das Arbeitszimmer im Erdgeschoß überschwemmen.« Er ging ins Badezimmer. Der Donner des Wassers verstummte. Zugluft vom Fenster her machte Dampf, der zur Tür herauswaberte. Er kam wieder zum Vorschein und

knüpfte den Knoten seines Morgenmantels fester, sehr fest zog er ihn an, die Gebärde hatte etwas Neurotisches. Er hob die Augen zu ihr, und sie wußte, daß die Gelegenheit verpaßt war. Sie war wieder sprachlos: Er verstand es, sie dazu zu bringen, sich wie ein Kind zu fühlen, und das gefiel ihm. »Was wolltest du sagen, Liebes?«

Sie biß sich auf die Lippe und versuchte es noch einmal, diesmal auf andere Art. »In der Nacht, in der du zum ersten Mal zugegeben hast, daß du bei einem geheimen Nachrichtendienst arbeitest, habe ich dir nicht geglaubt. Ich dachte, das wäre nur wieder eine von deinen romantischen Geschichten.«

»Wieder eine?« Er war amüsiert genug, ein Lächeln anzudeuten.

»Du warst doch immer ein Klasse-Spinner, Bret. Ich dachte, daß du dir das alles ausgedacht hättest, um dich für deinen langweiligen Job bei der Bank zu entschädigen.«

Seine Augen verengten sich. Nur dadurch gab er zu erkennen, daß er zornig war. Er senkte den Blick auf den Teppich. Eigentlich hatte er jetzt seine Morgengymnastik machen wollen, aber wenn er das tat, würde sie ihn ununterbrochen dabei nerven, und das wollte er nicht. Er beschloß, sie heute im Büro zu machen.

»Du wolltest sie ausbluten. Ich erinnere mich genau, daß du das gesagt hast, ausbluten. Eines Tages, hast du mir erzählt, würdest du einen Mann im Kreml haben.« Sie wollte ihn erinnern, daß sie einander einst nahe gewesen waren. »Erinnerst du dich?« Ihr Mund war trocken, und sie nahm noch einen Schluck Wasser. »Du hast gesagt, die Briten wären dazu imstande, weil sie noch nicht zu groß geworden seien. Du hast gesagt, sie brächten es fertig, wüßten aber nicht, daß sie es fertigbrächten. Deshalb seist du wichtig für sie, sagtest du.«

Bret ballte die Fäuste in den Taschen seines roten Morgenmantels. Er hörte nicht richtig zu; er hatte es eilig, zu

baden, sich zu rasieren und anzukleiden, um dann ein Weilchen mit Kaffee und Toast und der Zeitung im Garten sitzen zu können, ehe der Fahrer kam, ihn abzuholen. Aber er wußte, daß, wenn er sich abwendete oder die Unterhaltung abrupt beendete, ihr Zorn erneut aufflackern würde. »Vielleicht schaffen sie's«, sagte er und hoffte, sie würde das Thema fallenlassen. Er hob den Kopf und betrachtete das kleine Gemälde, das über dem Bett hing. Er hatte viele gute Bilder – alles Werke moderner britischer Maler –, aber dieses war Bret Rensselaers bestes Stück. Stanley Spencer: Dralle englische Landleute vergnügten sich da in einem Obstgarten. Bret konnte das Bild stundenlang betrachten, er roch das frische Gras und die Apfelblüte, wenn er es ansah. Er hatte das Gemälde viel zu teuer bezahlt, aber er hatte diese englische Szene unbedingt für alle Zeit besitzen wollen. Nikki wußte die Gelegenheit, ein Meisterwerk in ihrem eigenen Schlafzimmer zu bewundern, zu verehren und zu lieben, nicht zu schätzen. Ihr waren Fotos lieber; einst, während eines wilden Streits über die Rechnungen ihrer Schneiderin, hatte sie das sogar zugegeben.

»Du hast gesagt, es wäre dein größter Ehrgeiz, einen Agenten in den Kreml einzuschleusen.«

»Habe ich das wirklich gesagt?« Er sah sie an und blinzelte bestürzt über das Ausmaß seiner Indiskretion ebenso wie über deren Naivität. »Da habe ich dich doch verkohlt.«

»Sag das nicht, Bret.« Es ärgerte sie, daß er so wegwerfend sprechen konnte von der einzigen vertraulichen Unterhaltung zwischen ihnen, die ihr erinnerlich war. »Es war dir ernst. Verdammt noch mal, es war dir ernst.«

»Vielleicht hast du recht.« Er schaute sie an und warf einen Seitenblick auf den Nachttisch, aber nein, da stand kein Alkohol, nur eine Literflasche Mineralwasser. Sie hielt strenge Diät – nun schon seit drei Wochen weder Brot noch Butter, Zucker, Kartoffeln, Teigwaren oder Alkohol. Sie fastete mit erstaunlicher Disziplin. Getrunken hatte sie übrigens nie viel.

Alkohol lagerte sich bei ihr sofort um die Taille ab. Gelegentlich ihrer ersten Sicherheitsüberprüfung war in dem Bericht der Infernal Security ihre Abstinenz hervorgehoben worden, und Bret war stolz auf seine Frau gewesen.

Er stand auf und ging um das Bett herum auf ihre Seite, um ihr einen Kuß zu geben. Sie bot ihm die Wange. Es war eine Art Waffenstillstand, aber ihre Wut war nicht besänftigt. Nur unterdrückt. »Wieder ein prächtiger sonniger Tag. Ich werde im Garten Kaffee trinken. Soll ich dir welchen nach oben bringen lassen?«

Sie drehte den Wecker so, daß sie das Zifferblatt sehen konnte. »Liebe Güte! Das Personal kommt doch erst in einer Stunde.«

»Ich bin durchaus fähig, mir Kaffee und Toast selbst zu machen.«

»Für mich ist's noch zu früh. Ich werde danach klingeln, wenn ich soweit bin.«

Er sah ihr in die Augen. Sie war den Tränen nahe. Sobald er das Zimmer verließ, würde sie anfangen zu weinen. »Schlaf weiter, Nikki. Soll ich dir ein Aspirin geben?«

»Nein, ich will kein gottverdammtes Aspirin. Jedesmal wenn ich dich nerve, fragst du mich, ob ich ein Aspirin will. Als ob meine Unzufriedenheit irgendein Frauenleiden wäre.« Er hatte sie oft beschuldigt, eine Träumerin zu sein, womit er für sich selbst implizit den Anspruch erhob, ein praktischer Realist zu sein. Tatsächlich war er in noch viel höherem Maße als sie ein romantischer Träumer. Diese Sehnsucht, die ihn zu allem, was englisch war, hinzog, war lächerlich. Er sprach sogar davon, seine amerikanische Staatsbürgerschaft aufzugeben, und hoffte, einen dieser Adelstitel zu kriegen, die die Briten anstelle von Geld verteilten. Eine derartige Besessenheit konnte ihm nur Schwierigkeiten bereiten.

Im Büro lag genug an, Bret Rensselaer für die erste Stunde oder länger vollauf zu beschäftigen. Das Büro war ein

wunderschöner Raum im Obergeschoß eines Neubaus. Bret hatte seinen nach modernen Begriffen sehr geräumigen Arbeitsplatz ganz nach seinem eigenen Geschmack gestaltet, mit Hilfe eines der teuersten Innenarchitekten Londons, der seine Ideen kongenial umgesetzt hatte. Er saß hinter seinem großen Schreibtisch, dessen Platte aus Glas war. Der Raum – Wände, Teppiche und das lange Ledersofa – war ganz in Schwarz und Grau gehalten, nur das Telefon war weiß. Bret wollte, daß der Raum mit der Aussicht harmonierte, die er auf die Schieferdächer der Innenstadt von London gewährte.

Er klingelte nach seiner Sekretärin und begann zu arbeiten. Gegen Mitte des Vormittags, als der Bote abgeholt hatte, was zu tun gewesen war, beschloß er, sein Telefon abzustellen und zwanzig Minuten Pause zu machen, um die versäumte Morgengymnastik nachzuholen. Seine puritanische Veranlagung und Erziehung verboten ihm, eine Auseinandersetzung mit seiner Frau als zureichenden Grund für das Versäumnis von Arbeit oder Leibesübung gelten zu lassen.

In Hemdsärmeln war er damit beschäftigt, seine dreißig Liegestütze zu absolvieren, als Dicky Cruyer – ein Bewerber um den demnächst frei werdenden Posten des German Stations Controller – den Kopf zur Tür hereinsteckte und sagte: »Bret, deine Frau hat versucht, dich zu erreichen.«

Bret setzte seine Liegestützübungen langsam und methodisch fort. »Und?« sagte er, bemüht, nicht zu keuchen. »Sie schien sehr erregt zu sein«, sagte Dicky. »Sie hat so was gesagt wie: »Sag ihm, er soll sehen, wie er seinen Mann in Moskau kriegt, und ich werde mir meinen Mann in Paris besorgen.« Ich habe sie gebeten, das zu wiederholen, aber sie hat aufgelegt.« Er sah zu, wie Bret ein paar weitere Liegestütze absolvierte.

»Ich rede später mit ihr«, grunzte Bret.

»Sie war auf dem Flughafen. Ich soll dir Lebewohl sagen.

›Lebewohl für immer!‹ hat sie gesagt.«

›Nun hast du's mir gesagt«, sagte Bret mit verdrehtem Kopf und aus seiner der Länge nach am Boden ausgestreckten Lage freundlich zu ihm in die Höhe lächelnd. ›Botschaft empfangen und verstanden.«

Dicky murmelte irgend etwas von einer schlechten Telefonverbindung, nickte und zog sich zurück mit dem Gefühl, daß es unklug gewesen war, die schlechte Nachricht zu überbringen. Es waren ihm schon Gerüchte zu Ohren gekommen, die wissen wollten, daß es in der Ehe der Rensselaers kriselte, aber ein Mann mag noch so sehr davon träumen, seine Frau zu verlassen, er wird nicht gerne hören, daß sie ihn verlassen hat. Dicky ahnte, daß Bret Rensselaer nicht vergessen würde, wer ihm die schlechte Nachricht von der Desertion seiner Frau überbracht hatte, und daß die Erinnerung Bret zu einer Antipathie gegen ihn disponieren könnte, die das Verhältnis zwischen ihnen für alle Zukunft vergiften würde. Diese Vermutung Dickys war richtig. Er fing an zu hoffen, daß die Besetzung des Postens des Chefs der Deutschland-Abteilung nicht ganz in Brets Kompetenz fallen würde.

Die Tür klickte ins Schloß. Bret begann seine Übungen von neuem. Denn er hatte den asketischen Vorsatz gefaßt, daß er, wenn er nur einmal darin innehielte, die ganze Serie von vorn beginnen müsse.

Als er mit seinen gymnastischen Übungen fertig war, öffnete Bret die Tür, hinter der sich ein kleines Waschbecken verbarg. Er wusch sich Gesicht und Hände und rief sich unterdessen alle Einzelheiten der Unterhaltung, die er an diesem Morgen mit seiner Frau gehabt hatte, ins Gedächtnis. Er ermahnte sich, keine Zeit darauf zu verschwenden, über ihre Entzweiung nachzutrübeln. Was weg war, war weg, ihm sollte es recht sein. Bret Rensselaer hatte immer behauptet, daß er nicht der Mann sei, nachzutragen oder nachzutruern, aber jetzt

fühlte er sich verletzt und war zutiefst beleidigt. Um sich auf andere Gedanken zu bringen, rief er sich jene lange zurückliegende Zeit in Erinnerung, da er sich bemühte, in die Operationsabteilung versetzt zu werden. Er hatte ein paar Pläne zur Unterminierung der ostdeutschen Wirtschaft entworfen, aber niemand hatte ihn ernst genommen. Aufgrund seiner zu diesem Zweck unternommenen umfangreichen Recherchen hatte ihm der Generaldirektor das Referat für Europäische Wirtschaft anvertraut. Bret hatte eigentlich keine Ursache, sich darüber zu beklagen, er hatte dieses Referat zu einem mächtigen Imperium ausbauen können. Doch die Arbeit dieses Referats bestand in der Auswertung von Nachrichten. Er hatte immer bedauert, daß man seine weiterreichenden Ideen nicht aufgegriffen hatte, Projekte, die den Wandel in Ostdeutschland befördern sollten.

Bret hatte niemals daran gedacht, einen Agenten in die Spitze des Moskauer KGB einzuschleusen. Lieber hätte er einen wirklich brillanten Agenten, der langfristig die Information der eigenen Seite und die Desinformation des Gegners sichern könnte, in Ost-Berlin, der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, angesetzt. Das war nicht von heute auf morgen zu machen. So was ließ sich nicht übers Knie brechen. Die Eile, mit der so viele Operationen des SIS durchgezogen wurden, war bei einem solchen Unternehmen unbedingt zu vermeiden.

Das Department hatte wahrscheinlich Dutzende von »Schläfern«, die sich in der oder jenen Kapazität als langjährige, treue Agenten bei den verschiedenen osteuropäischen kommunistischen Regimen akkreditiert hatten. Es galt nun, eine solche Person zu finden, und zwar die für Brets Zwecke geeignetste. Aber der langwierige und sorgfältige Auswahlprozeß mußte so diskret und vorsichtig durchgeführt werden, daß niemand merkte, was er vorhatte. Und wenn er seinen Mann gefunden hatte, mußte er diesen

noch überreden, Kopf und Kragen zu riskieren, auf eine Weise, wie dies »Schläfern« gewöhnlich nicht zugemutet wurde. Eine Menge dieser zu gründlichster Tarnung bestimmten »Schläfer« kassierten ihr Gehalt und vertrauten auf das Glück, nie zu einem Auftrag herangezogen zu werden. Einfach würde es nicht sein. Vergnüglich auch nicht. Zu Anfang würde es wenig oder gar keine Kooperation geben aus dem einfachen Grund, weil er niemandem in seiner Umgebung würde anvertrauen können, was er vorhatte. Später würde dann das Geschrei um Anerkennungen und Belohnungen losgehen. Dem Department waren solche Dinge sehr wichtig. Es war ganz natürlich, daß diese Männer, die immer im Dunklen arbeiteten, so energisch und verzweifelt das Licht der öffentlichen Bewunderung und Anerkennung forderten, wenn alles gutging. Wenn aber alles schiefging, würde es die bitteren Anklagen geben, die gewöhnlich bei der Analyse von Fehlschlägen erhoben wurden. Schließlich gab es noch die Konsequenzen, die eine derartige Operation für denjenigen haben würde, der hinging und die schmutzige Arbeit machte. Diese Leute kamen nicht zurück. Oder wenn sie zurückkamen, waren sie erledigt, zu keiner Arbeit mehr fähig. Von den Überlebenden, die Bret gesehen hatte, waren wenige zu mehr imstande gewesen, als mit einer Decke über den Knien bei dem ihnen vom Department empfohlenen Psychotherapeuten zu sitzen und vergeblich zu versuchen, ihre zerrütteten Nerven und geplatzen Beziehungen wieder aufzubauen.

Es war leicht einzusehen, warum sie sich nicht erholen konnten. Man verlangt von jemandem, alles zu verlassen, was ihm lieb und teuer ist, um in einem fremden Land zu spionieren. Dann, Jahre später, holt man ihn zurück – so Gott will –, und nun soll er den Rest seines Lebens friedlich und zufrieden verbringen. Für so jemand gibt es aber weder Frieden noch Zufriedenheit mehr. Der arme Teufel kann sich ja keines Menschen mehr erinnern, den er nicht irgendwann betrogen

und im Stich gelassen hat. Solche Leute werden so unausweichlich vernichtet, als stellte man sie vor ein Erschießungskommando. Andererseits mußte man diese Zerstörung eines Menschen – sowie vielleicht einiger seiner Angehörigen – abwägen gegen das, was mit einem solchen Coup zu erreichen war. Es ging um den Nutzen für die Gesellschaft im allgemeinen. Man kämpft schließlich gegen ein System, das Hunderttausende in Arbeitslagern vernichtete, für das Folter zu den normalen Methoden des Polizeiverhörs gehörte, das Dissidenten in die Irrenhäuser schickte. Man durfte sich nicht gestatten, allzu zartfühlend zu sein, wenn so viel auf dem Spiel stand.

Bret Rensselaer schloß die Tür, die sein Waschbecken verbarg, ging ans Fenster und sah hinaus. Trotz des Dunstschleiers war von hier aus alles gut zu erkennen: der gotische spitze Turm des Westminsterpalastes, der Glockenturm von St. Martin's in the Fields, Nelson, der auf der Höhe seiner Säule nach wie vor Balance hielt. Es war ein einheitliches Ganzes. Selbst der unpassende Wolkenkratzer des Postamts würde, wenn er erst mal die Patina von ungefähr hundert Jahren hätte, sich dem Bilde einfügen. Bret drückte das Gesicht an die Scheibe, um Wrens Kuppel von St. Pauls's sehen zu können. Vom Zimmer des Generaldirektors hatte man eine schöne Aussicht nach Norden. Bret beneidete seinen Chef darum. Eines Tages würde er vielleicht in dessen Zimmer einziehen. Nikki hatte ihre Witze darüber gerissen, und er hatte so getan, als würde er darüber lachen, aber er hatte dabei die Hoffnung nicht aufgegeben, daß er eines Tages ...

Dann fielen ihm die Notizen ein, die er für sein Projekt gemacht hatte. Und es kam ihm eine großartige Idee. Jetzt, da er mehr Zeit zur Verfügung hatte und einen Stab von Wirtschaftswissenschaftlern und Analytikern, würde er das ganze Material auf den neuesten Stand bringen. Karten, Statistiken, Diagramme, Kurvenblätter und leichtverständliche

Auflistungen, die sogar dem Generaldirektor einleuchten würden, konnte man ohne weiteres vom Computer herstellen lassen. Warum war ihm das nicht eher eingefallen? Besten Dank, Nikki.

Und das brachte ihn zu seiner Frau zurück. Wieder ermahnte er sich zur Standhaftigkeit. Sie hatte ihn verlassen. Es war alles vorbei. Er redete sich ein, er hätte es schon seit Jahren kommen sehen, tatsächlich war er ganz ahnungslos gewesen. Er hatte immer vorausgesetzt, daß Nikki sich mit all den Dingen, über die sie klagte, abfinden würde – wie er sich ja auch mit ihr abfand –, um der Ehe willen. Sie würde ihm fehlen, das war nicht zu leugnen, aber er schwor sich, ihr nicht nachzulaufen. Es war einfach nicht fair. Nicht einmal war er ihr untreu gewesen während der ganzen Zeit ihrer Ehe. Er seufzte. Jetzt mußte er also wieder ganz von vorn anfangen: Verabredungen, den Hof machen, Schmeicheleien, Überredungskünste, Einladungen, wenn irgendwo ein Tischherr fehlte. Er würde sich daran gewöhnen müssen, damit fertig zu werden, daß jüngere Frauen seine Einladungen zum Essen ausschlugen. Zurückweisungen zu ertragen war nie seine Stärke gewesen. Es war alles wirklich zu scheußlich. Vielleicht konnte er seine Sekretärin bitten, an einem Abend in der nächsten Woche mit ihm zu essen. Sie hatte ihm erzählt, daß mit ihrem Verlobten alles aus sei. Er setzte sich hinter seinen Schreibtisch und nahm irgendwelche Akten zur Hand, aber die Wörter verschwammen vor seinen Augen, und seine Gedanken gingen zurück zu Nikki. Wie hatte der Zusammenbruch ihrer Ehe angefangen? Was war schiefgelaufen? Wie hatte Nikki ihn genannt? Einen rücksichtslosen Bastard? Dabei war sie ruhig und überlegt gewesen, das war's, was ihn wirklich aus der Fassung gebracht hatte. Jetzt, da er die Szene noch einmal überdachte, redete er sich ein, daß die Ruhe und Überlegung seiner Frau nur vorgetäuscht gewesen seien. Rücksichtsloser Bastard? Er sagte sich, daß Frauen eben dazu neigen, die absurdesten Sachen zu

behaupten, wenn sie vor Wut die Fassung verlieren. Das half.

## 2

*Ostdeutschland, Januar 1978*

»Bring mir den Spiegel«, sagte Max Busby. Der krächzende Ton war unbeabsichtigt. Bernard Samson holte den Spiegel und stellte ihn auf den Tisch, so daß Max seinen Arm betrachten konnte, ohne ihn verdrehen zu müssen. »Jetzt nimm den Verband ab«, sagte Max. Der Ärmel seines schmutzigen alten Hemds war bis zur Schulter abgerissen. Jetzt wickelte Bernard den Verband ab, pellte zuletzt auch die mit Eiter und getrocknetem Blut verklebte Wundaufgabe los. Deren Anblick war ein Schock. Bernard stieß unwillkürlich die Luft aus, und Max sah den Ausdruck des Schreckens auf seinem Gesicht. »Nicht so übel«, sagte Bernard und versuchte, seine wahren Gefühle zu verbergen.

»Ich hab' schon Schlimmeres gesehen«, sagte Busby und versuchte, sich ungerührt zu geben. Es war eine große Wunde, tief und entzündet und eiternd. Bernard hatte sie mit einer Nähnadel und Angelschnur zusammengenäht, die zur Überlebensausrüstung gehört hatte, aber einige der Stiche hatten das weiche Fleisch eingerissen. Die Haut des Wundrands war in allen Regenbogenfarben verfärbt und so empfindlich, daß sie schon weh tun mußte, wenn man sie nur ansah. Bernard drückte die Ränder fest zusammen, damit sie nicht gleich wieder aufbrächen. Die Auflage – ein altes Taschentuch – war schmutzig geworden. Die Seite, die auf der Wunde gelegen hatte, war dunkelbraun und ganz mit Blut getränkt. Über den ganzen Arm zogen sich Blutkrusten. »Es hätte auch meine Waffenhand treffen können.« Max beugte den Kopf, bis er im Licht der Lampe sein bleiches Gesicht im Spiegel sehen konnte. Er verstand was von Wunden.

Er wußte, wie nach starkem Blutverlust das Herz klopfte, im Bemühen, das Hirn trotzdem mit Glukose und Sauerstoff zu versorgen. Sein Gesicht war bleich geworden, weil die

Blutgefäße sich verengt hatten, um dem Herz seine Aufgabe zu erleichtern. Und das Herz pumpte immer heftiger, je mehr Plasma verlorenging und je dicker das Blut wurde. Max versuchte, sich selbst den Puls zu fühlen. Es gelang ihm nicht, aber er wußte, was er feststellen würde: unregelmäßiger Puls und niedrige Körpertemperatur. Das waren die einzigen Anzeichen. Schlechte Zeichen.

»Leg irgendwas aufs Feuer, und binde mir dann den Arm mit einem Streifen vom Handtuch fest ab. Bevor wir gehen, werde ich Papier drumwickeln. Wir wollen doch keine Spur von Blutflecken legen.« Er zwang sich ein Lächeln ab. »Geben wir ihnen noch eine Stunde.« Max Busby hatte Angst. Sie waren in einer Berghütte, es war Winter, und er war nicht mehr jung. In New York war er einmal Polizist gewesen. Als Leutnant der US-Army war er 1944 nach Europa gekommen und seitdem nur noch selten für kurze Zeit auf die andere Seite des Atlantischen Ozeans zurückgekehrt. Einmal in dem vergeblichen Bemühen, sich mit seiner geschiedenen Frau zu versöhnen, nach Chicago, und noch ein paarmal nach Atlantic City, wo seine Mutter wohnte.

Nachdem Bernard den Spiegel wieder an seinen Platz gestellt und was aufs Feuer gelegt hatte, stand Max auf, und Bernard half ihm in seinen Mantel. Dann sah er zu, wie Max sich vorsichtig wieder setzte. Max war schwer verwundet. Bernard fragte sich, ob sie's beide bis zur Grenze schaffen würden. Max las seine Gedanken und lächelte. Weder seine Frau noch seine Mutter hätten Max erkannt, so, wie er da saß, in diesem schmutzigen Mantel, mit den verbeulten Bluejeans und dem zerrissenen Hemd darunter. Dabei hielt er den speckigen Filzhut auf seinen Knien mit einer geradezu verrückten Förmlichkeit. Seinen Papieren zufolge war er Eisenbahnarbeiter, doch seine Papiere waren mit einer Menge anderer Sachen, die er brauchte, auf dem Bahnhof, wo auch ein sowjetisches Verhaftungskommando auf ihn wartete.

Max Busby war klein und untersetzt, ohne fett zu sein. Sein spärliches Haar war schwarz, und das Gesicht tief gefurcht. Die Augen waren rot vor Müdigkeit. Er hatte dicke Augenbrauen und einen großen, struppigen schwarzen Schnurrbart, der schief saß, weil er immer nur an einem Ende herumzupfte. Älter, weiser, verwundet und krank, aber trotz alledem und ungeachtet des anderen Aufzugs, den er hier in ganz anderer Umgebung trug, fühlte sich Max Busby doch nicht sehr viel anders als der unerfahrene junge Polizist, der einst in den dunklen und gefährlichen Straßen und Gassen von Manhattan Streifendienst getan hatte. Damals wie heute war er auf sich selbst gestellt. Nicht alle Bösewichter trugen schwarze Hüte. Manche löffelten ihren Beluga-Kaviar mit dem Polizeipräsidenten. Hier war es genauso. Weder schwarz noch weiß, nur Grautöne. Max Busby verachtete den Kommunismus – oder »Sozialismus«, wie die Sache von denen, die sie praktizieren, vorzugsweise genannt wird – und alles, was dazugehörte, mit einem Eifer, der selbst bei denen, die auf höherer Ebene gegen diese Sache kämpften, ungewöhnlich war; aber er war kein bornierter kalter Krieger.

»Zwei Stunden«, schlug Bernard Samson vor. Bernard war groß und stark, mit gewelltem Haar und Brille. Er trug eine abgewetzte Lederjacke mit Reißverschluß und verbeulte Kordhosen, der breite Ledergürtel war mit einer Sammlung metallener Abzeichen kommunistischer Parteitage dekoriert. Auf dem Kopf trug er eine eng anliegende Schirmmütze von der Fassung, die stets an das unter einem so unglücklichen Stern angetretene Afrika-Korps erinnern wird. Praktisch, diese Mützen, dachte Max, man konnte mit so einer Mütze schlafen gehen oder sich prügeln, ohne befürchten zu müssen, sie zu verlieren. Max musterte seinen Gefährten. Bernard war unverletzt und noch jung genug auszuharren, ohne daß ihm dabei der Mund trocken wurde und er fürchten müßte, die Nerven zu verlieren. Vielleicht war es das Beste, wenn er ihn

allein gehen ließ. Aber würde Bernard es alleine schaffen? Max bezweifelte es. »Sie müssen über Schwerin kommen«, erinnerte Bernard ihn. »Vielleicht hat eine von den motorisierten Streifen sie aufgehalten.«

Max nickte und befeuchtete sich die Lippen. Der Blutverlust hatte seine Widerstandskraft untergraben. Bei der Vorstellung, daß die russische Militärpolizei seine Informanten gestellt haben mochte, drehte sich ihm der Magen um. Ihre Papiere waren gut genug für Routinekontrollen bei Taschenlampenschein – aber nicht besser. Das waren gefälschte Papiere selten. Er wußte, daß Bernard sein Nicken nicht sehen konnte; der kleine Raum war dunkel, nur ein schwacher Schimmer umgab die stinkende Petroleumlampe, deren Docht so weit herunter wie möglich gedreht worden war, und vom Ofen fiel nur ein rosiger Glanz auf ihre Stiefelspitzen, aber Qui tacet consentire videtur. wer schweigt, scheint zuzustimmen. Max hatte, wie schon mancher brave New Yorker Polizist vor ihm, eine Zeitlang strebsam an der Abendschule Jura studiert. Noch jetzt waren ihm ein paar wesentliche Grundsätze erinnerlich. Nützlicher für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage war ihm freilich das Wissen, daß jemand sich allerhand vorgenommen hatte, der versuchte, hundertundfünfzig Kilometer über das in hellem Mondschein liegende sächsische Land zu reisen, während eine Großfahndung nach ihm lief und dazu ein Haftbefehl aus Moskau vorlag, der jeden schießwütigen Polizisten oder Soldaten freisprechen würde, der einen Fremden abknallte. Bernard stieß mit dem schweren Stiefel gegen den eisernen Kanonenofen und erschrak, als dessen Tür aufflog und rotglühende Asche herausfiel. Für einen Augenblick, während das Feuer in der Zugluft aufflammte, füllte goldenes Licht den Raum. Er konnte die in die Ritzen um den Türrahmen gestopften vergilbten Zeitungen und eine abgestoßene emaillierte Waschschüssel und die Rucksäcke sehen, die

fertiggepackt an der Tür standen, für den Fall, daß sie hier eilig abhauen mußten. Max, der weiß wie ein Bettlaken war und aussah wie ... nun ja, wie eben jeder alte Mann aussehen würde, der so viel Blut verloren hatte wie er und eigentlich auf einer Intensivstation liegen sollte, sich aber mitten im Winter quer durch Norddeutschland schleppte. Dann erlosch die Glut, und es wurde wieder dunkel im Raum. »Also zwei Stunden, ja?« fragte Bernard.

»Ich werde mich deswegen nicht mit dir streiten.« Max kaute langsam den letzten Bissen Roggenbrot. Es schmeckte köstlich, aber er mußte es gut kauen und bröckchenweise hinunterschlucken. In Mecklenburg baut man den besten Roggen der Welt an und backt daraus das beste Brot. Aber dieser Bissen war der letzte, und sie hatten beide Hunger.

»Na, wenn das nicht mal 'ne Abwechslung ist«, sagte Bernard kameradschaftlich. Sie stritten sich selten ernstlich. Max legte Wert darauf, dem jüngeren Mann das Bewußtsein zu vermitteln, daß bei allen wichtigen Entscheidungen auch er ein Wort mitzureden hätte. Besonders jetzt.

»Ich werde mir doch nicht den Mann zum Feind machen, der demnächst Leiter der Deutschland-Abteilung wird«, sagte Max leise und zwirbelte ein Ende seines Schnurrbarts. Er versuchte, nicht an seine Schmerzen zu denken.

»Glaubst du das wirklich?«

»Also bitte, zier dich doch nicht. Wer käme denn sonst in Frage?«

»Dicky Cruyer.«

Max sagte: »Ach so. Du bist wirklich nicht gut zu sprechen auf Dicky, was?« Bernard biß auf solche Köder immer an, und Max machte es Spaß, ihn zu necken. »Er könnte es machen.«

»Also, er hat nicht den Schatten einer Aussicht. Er ist zu jung und unerfahren. Du bist an der Reihe, und nach diesem Posten wirst du jeden kriegen, den du verlangst.« Bernard antwortete nicht. Schön wäre es. Er war jetzt Mitte Dreißig,

und obwohl er Bürohengste eigentlich verachtete, wollte er nicht so enden wie der arme alte Max. Max war weder das eine noch das andere. Er war zu alt für Schießereien, zu alt, in anderer Leute Häuser einzubrechen und Grenzposten davonzulaufen, aber er konnte nichts anderes. Nichts jedenfalls, womit er sein Brot hätte verdienen können. Bernards Bemühungen, seinen Vater zu überreden, Max einen Posten als Ausbilder zu verschaffen, waren an dessen Vorurteilen gescheitert. Bernards Vater hatte für Max nichts übrig. Irgendwie hatte Max sich mit allen verfeindet, die ihm hätten nützlich sein können. Der arme Max. Bernard bewunderte ihn aus ganzem Herzen, und Bernard hatte ihn bei der Arbeit gesehen, die Max besser machte, als jeder andere sie gemacht hätte. Aber nur der Himmel wußte, wie er einmal enden würde. Ja, ein Posten hinter einem Schreibtisch in London wäre an diesem Punkt seiner Laufbahn für Bernard genau das richtige.

Danach sagte eine Weile keiner ein Wort. Während der letzten paar Meilen Wegs hatte Bernard alles getragen. Beide waren erschöpft, und wie Frontsoldaten hatten sie gelernt, sich eine Gelegenheit zur Rast nie entgehen zu lassen. Beide dämmerten in jenen Halbschlaf mit gespitzten Ohren hinüber, mit dem sie sich begnügen mußten, bis sie über die Grenze und außer Gefahr waren.

Ungefähr dreißig Minuten später rüttelte sie das dumpfe Klopfen eines Hubschraubers hellwach. Das Ding war mittlerer Größe, kein Transporter, und flog langsam und ziemlich niedrig, dem Geräusch nach zu urteilen nicht mehr als tausend Fuß hoch. All das versprach nichts Gutes. Die Deutsche Demokratische Republik war nicht reich genug, derartig teure Benzinfräser in anderer als sehr ernster Absicht einzusetzen. »Scheiße!« sagte Max. »Die Bastarde suchen uns.« Trotz der Erregung, die aus ihr sprach, machte er die Bemerkung in so leisem Ton, als fürchtete er, die Männer im Hubschrauber

könnten ihn hören.

Die beiden Männer in dem dunklen Zimmer bewegten sich nicht und sprachen auch nicht weiter. Sie lauschten. Die Spannung wurde fast unerträglich. Der Hubschrauber flog nicht in gerader Linie, und das war ein besonders schlechtes Zeichen. Es bedeutete, daß er das Gebiet erreicht hatte, das er absuchen sollte. Im Zickzackkurs schien er ein Dorf nach dem anderen anzupeilen. Offenbar suchten sie nach Bewegung: nach allem, was sich bewegte. Draußen lag tiefer Schnee. Sobald es hell wurde, konnte sich da nichts mehr bewegen, ohne gut sichtbare Spuren zu hinterlassen.

In dieser Gegend genügte es schon, aus dem Haus zu gehen, um Verdacht zu erregen. Nach Einbruch der Dunkelheit war nirgends mehr was los, hier wohnten nur einfache Leute, Bauern.

Sie aßen nicht so aufwendig zu Abend, daß sie daran hätten denken können, Dinner-Partys zu geben, und für Restaurants hatten sie kein Geld. Was die Hotels betraf: Wer würde auch nur eine Nacht dort verbringen wollen, wenn er die Mittel dazu hatte, weiterzufahren?

Das Geräusch des Hubschraubers verstummte plötzlich, als die Maschine hinter einem bewaldeten Hügel abtauchte, und fürs erste war die Nacht wieder still.

»Komm, wir hauen ab«, sagte Max. Ein so plötzlicher Aufbruch würde zwar gegen alle ihre Pläne verstoßen, aber Max war – in noch höherem Maße als Bernard – ein Mann plötzlicher Entschlüsse. Er hatte seinen »Riecher«. Er legte zusammengefaltete Zeitungen um seinen Arm für den Fall, daß Blut durch das Handtuch sickerte. Dann wickelte er Schnur um den Mantelärmel, und Bernard zurrte diese fest.

»Okay.« Bernard hatte sich schon vor langem ein für allemal davon überzeugt, daß Max – trotz seiner Unfähigkeit, häusliches Glück zu finden oder sein berufliches Geschick zur Beförderung einer irgendwie erfolgreichen Karriere

einzusetzen – einen unheimlich sicheren Instinkt für drohende Gefahr hatte. Ohne zu zögern und ohne sich von seinem Stuhl zu erheben, lehnte Bernard sich vor und hob den großen Teekessel vom Ofen. Dann nahm er mit dem Feuerhaken die Herdringe heraus und goß Wasser in die Glut. Er tat das sehr vorsichtig und langsam, aber eine Menge Dampf gab es trotzdem. Max wollte ihn davon abhalten, aber der Junge hatte natürlich recht. Besser, wenn er das gleich tat, anstatt zu warten, bis vielleicht dieser lausige Hubschrauber über dem Schornstein kreiste. Als die Glut gelöscht war, schüttelte Bernard etwas kalte Asche in den Ofen. Wenn sie hierher kamen, würde das natürlich nicht viel nützen. Die würden die Blutflecken auf den Dielen sehen, und man hätte eimerweise Wasser auf den Ofen gießen müssen, um ihn abzukühlen, aber immerhin konnte das den Eindruck erwecken, daß sie schon etwas länger weg waren, und sie schützen, falls sie sich schon in der Nähe der Hütte verstecken mußten. »Gehen wir.« Max nahm seine Pistole in die Hand. Es war eine Sauer, Modell 38, eine kleine Selbstladewaffe aus der Nazizeit, wie sie die höheren Offiziere der deutschen Wehrmacht bevorzugt hatten. Eine schöne Waffe, die Bernard sich von einem Bekannten aus der Londoner Unterwelt hatte besorgen lassen, wo er ein ähnliches Aufgebot zweifelhafter Figuren zu seinen Freunden zählte wie in Berlin.

Bernard sah zu, wie Max versuchte, den Verschuß zurückzuschieben, um eine Patrone einzulegen. Er mußte die Waffe zu diesem Zweck in die andere Hand nehmen, und der Schmerz verzerrte sein Gesicht. Es tat weh, das mit anzusehen, aber Bernard sagte nichts. Sobald er fertig war, drückte Max auf den hochstehenden Spannhebel und senkte den Hahn, so daß die Waffe schußbereit war, ohne das Risiko, daß der Schuß sich zufällig löste. Max steckte die Pistole in seine Brusttasche. »Hast du eine Waffe?« fragte er.

»Wir haben sie in dem Haus gelassen. Du hast gesagt, Siggie

würde sie vielleicht brauchen.« Bernard hievte sich den Rucksack auf die Schulter. Er war schwer vom Inhalt beider Rucksäcke: ein Enterhaken, Nylonseil, ein kleines Grabwerkzeug und ein eindrucksvoller Bolzenschneider.

»Das habe ich tatsächlich. Mist. Na ja, nimm du den Feldstecher.« Bernard nahm Max den Feldstecher ab, wobei er darauf achtete, den verwundeten Arm nicht zu berühren. »Starr sie an, bis sie erstarren, Bernard. Du wirst es schon schaffen.« Ein grimmiges Gelächter. Schweigend nahm Bernard den Feldstecher – ein gummiverkleidetes Zeissglas, 7 X 40, das Modell, das auch die Grenzpolizei benützte – und steckte seinen Kopf und einen Arm durch den Riemen. Es hing auf diese Weise unbequem fest am Körper, aber er wollte nicht riskieren, daß der Feldstecher ihm vor dem Bauch herumhampelte und vielleicht sogar in die Fresse schlug, wenn sie rennen mußten. Max löschte die Petroleumlampe. Nun war es stockdunkel, bis er die Tür öffnete und einen Streifen blauen Sternenlichts und bitterkalte Nachtluft hereinließ. »Mannomann.« Max erwartete Ärger, und Bernard fand diese Aussicht nicht erfreulich. Bernard hatte nie gelernt, die gewaltsamen Auseinandersetzungen, die sein Job gelegentlich mit sich brachte, so gelassen hinzunehmen, wie der alte Hase Max das tat, sogar wenn er verletzt war. Hatte das irgendwas mit dem Militär oder mit dem Krieg zu tun oder mit beidem?

Die Holzhütte lag einsam. Wenn es nur wieder zu schneien anfangen würde, der Schnee würde ihre Spuren verwischen, aber es sah nicht danach aus. Vor der Hütte schnupperte Max die Luft: Würde der Rauch ihres Feuers sie dem Suchtrupp verraten? Es war jedenfalls richtig gewesen, ein so entlegenes Versteck zu wählen. Die Hütte wurde nur im Sommer von Hirten bewohnt, wenn das Vieh auf den Bergweiden graste. Aus der Höhe, auf der sie sich hier befanden, konnten Bernard und Max das Tal unter sich liegen sehen, durch das sie gekommen waren. Hier und dort funkelten die Lichter

einzelner Häuser und kleiner Weiler aus der dunklen und einsamen Landschaft. In der Nacht begünstigte diese Menschenleere die Flucht, doch bei Tageslicht würden sie in der öden Gegend verdammt auffallen. Max verfluchte das Pech, das die ganze Operation verzögert hatte. Zu dieser Stunde hätten sie eigentlich schon alle jenseits der Grenze sein sollen und mit heiler Haut nach warmem Bad, üppigem Mahl und 'ner Menge zu trinken in tiefem Schlaf. Max blickte in die Höhe. Einige wenige Sterne blinzelten aus dem östlichen Himmel, aber sonst war es überall finster. Wenn es weiter so bewölkt bliebe und die Sonne nicht durchkäme, wäre das natürlich hilfreich, obwohl leider die Wolkendecke nicht niedrig genug war, um die Hubschrauber in Schwierigkeiten zu bringen. Der Hubschrauber würde zurückkommen. »Wir werden so weit oben wie möglich bleiben«, sagte Max. »Auf diesen Höhenwegen kommt man meistens gut vorwärts. Sie sind markiert und werden ganz anständig in Stand gehalten für die Ausflügler, die im Sommer hier wandern.« Er marschierte zügig los, um Bernard zu zeigen, daß er fit und bei Kräften war, aber bald verlangsamte sich sein Schritt. Über einige Kilometer verwehrt ihnen der Buchenwald die Sicht auf das Tal. Unter den Bäumen war es sehr dunkel, man ging wie durch einen langen Tunnel. Das Unterholz war abgestorben, und braunes Farnkraut raschelte unter ihren Füßen. Je höher der Weg hinaufführte, desto härter wurde der Schnee.

Bäume schirmten den Pfad ab, und auf der festen Schneedecke kamen sie gut voran. Sie waren seit etwa anderthalb Stunden unterwegs und nun im Kiefernwald, als Max haltmachte. Aus der großen Höhe, die sie inzwischen erstiegen hatten, sahen sie durch eine Schneise zwischen dem in Reih und Glied stehenden Langholz die Biegung des vor ihnen liegenden nächsten Tals. Jenseits desselben schimmerte im Sternenlicht zwischen zwei Bergrücken das Wasser eines Sees, dessen Oberfläche schäumte wie ein Glas guten

deutschen Biers. Es war schwer abzuschätzen, wie weit es bis dorthin noch sein mochte. Es waren keine Häuser in Sicht, keine Straßen oder Hochspannungsleitungen, nichts, was einem als Maßstab hätte dienen können. Auch die Bäume waren keine Hilfe, Nadelholz wächst ja in allen möglichen Gestalten und Größen.

»Fünf Minuten«, sagte Max. Sein wahrer Zustand wurde offenkundig, als er zu Boden sackte und seinen Hintern zwischen die Wurzeln eines Baums klemmte. Neben ihm stand eine Futterkrippe für das Rotwild, das hier für die Jäger gehegt wurde. Er lehnte sich an die Krippe, und dabei sank sein Kopf zur Seite. Sein Gesicht glänzte vor Anstrengung, und er sah vollkommen erschöpft aus. Blut war durch das Zeitungspapier gesickert und bildete einen großen Flecken auf dem Ärmel des dicken Mantels. Es würde wohl besser sein, den Arm fest anzudrücken, als zu versuchen, die Wunde hier neu zu versorgen. Bernard nahm den Feldstecher zur Hand, schnippte die Schutzhüllen von den Linsen und holte sich den See heran. Was wie Bierschaum aussah, war der Dunst, der auf dem Wasser lag und das Ufer verschwimmen ließ. »Wie sind deine Füße?« sagte Max.

»Okay, Max.«

»Ich habe noch ein paar Socken.«

»Bemuttere mich nicht, Max.«

»Weißt du, wo wir sind?«

»Ja, wir sind in Deutschland«, sagte Bernard und starrte weiter durch das Glas. »Weißt du das genau?«

»Aber das ist doch unser See, Max, Mouse-Lake.«

»Oder Moulting-Lake«, schlug Max vor.

»Oder Turncoat-Lake«, sagte Bernard, »denn schließlich mausern sich ja auch Überläufer zu etwas, das ihnen vorher keiner angesehen hat.«

Max bedauerte, sich auf diese Übersetzungsspielerei eingelassen zu haben. Er beschloß, von jetzt an Bernard nicht

mehr wie ein Kind zu behandeln. Das würde ihm nicht leichtfallen. Er kannte ihn nun schon so lange, daß er Mühe hatte, sich daran zu gewöhnen, daß er inzwischen ein erwachsener Mann mit Frau und Kindern war. Und was für eine Frau er hatte! Fiona Samson war einer der aufgehenden Sterne des Departments. Manche von dessen begeisterungsfähigen Angestellten behaupteten, sie würde noch mal als erste Frau auf dem Posten des Director General landen. Max hielt das für unwahrscheinlich. Die höheren Ränge des Departments waren reserviert für eine bestimmte Sorte von Engländern, die alle miteinander die gleichen Schulen besucht zu haben schienen.

Max Busby fragte sich oft, weshalb Fiona Bernard geheiratet hatte. Er war keine großartige Partie. Wenn er die Leitung der Deutschland-Abteilung in London kriegte, hätte er das zum guten Teil dem Einfluß seines Vaters zu verdanken, und zu mehr würde er es nicht bringen. Wer immer zum Leiter der Deutschland-Abteilung ernannt wurde, würde Bret Rensselaer zum Vorgesetzten haben, und Bret wollte einen Handlanger ohne eigene Initiative auf diesem Posten sehen. Max fragte sich, ob Bernard sich an diese Rolle gewöhnen würde. Max nahm den angebotenen Feldstecher, um sich seinerseits den See aus der Nähe anzusehen. Mit seiner einen Hand konnte er das Glas nur halten, wenn er sich gegen den Baum lehnte. Schon beim Heben des Arms zitterte er. Ob sich da schon eine Blutvergiftung ankündigte? Das ging, wie er aus Erfahrung wußte, bei solchen Wunden manchmal sehr schnell, aber er verdrängte den Gedanken sofort und konzentrierte sich auf das, was er vor Augen hatte. Ja, das war der Mausesee, genau so wie er ihn von der Landkarte in Erinnerung hatte. Landkarten waren seine Leidenschaft, manchmal studierte er sie stundenlang, wie andere Leute Bücher lesen. Nicht nur Karten von Gegenden, die er kannte, von Ländern, die er besucht hatte oder eines Tages würde besuchen müssen,

sondern jede Art von topographischen Karten. Als ihm einmal jemand den Times-Atlas des Mondes schenkte, nahm Max den gleich mit in den Urlaub, und zwar als einzige Lektüre.

»Wir müssen am südlichen Ufer entlang«, sagte Bernard, »und nicht zu dicht am Wasser, wenn wir nicht riskieren wollen, plötzlich in der Datscha irgendeines Bonzen vom Zentralkomitee zu landen.«

»Das Beste wäre vielleicht ein Boot«, schlug Max vor und gab ihm den Feldstecher zurück.

»Laß uns erst mal ein bißchen näher dran sein«, sagte Bernard, der sich von dieser Idee nicht viel versprach. Ein Boot war in jeder Hinsicht eine allzu unsichere Kiste. Bernard war nicht sehr erfahren im Umgang mit einem Paar Ruder, und daß er von Max keine Hilfe erwarten durfte, war klar. Im Winter würde es zudem vielleicht auffallen, wenn ein Boot von seinem Liegeplatz verschwand, und selbst bei spiegelglatter Wasserfläche – was nicht der Fall sein würde – hätte er keine Lust, weithin sichtbar über den See zu gondeln. Die Idee war typisch für Max, der eine Vorliebe für verwegene Methoden und damit in der Vergangenheit nicht selten Erfolg gehabt hatte. Bernard hoffte, Max würde diesen Einfall vergessen, ehe sie das Ufer des Sees erreichten. Das war noch eine weite Wanderung. Sie schien anstrengend zu werden, und bald würde der Morgen dämmern. Bernard hätte gern etwas über die beiden Männer gesagt, mit denen sie sich gestern nachmittag hätten treffen sollen, aber er hielt den Mund. Da war nichts zu sagen; die beiden waren geschnappt worden. Max und Bernard konnten von Glück sagen, davongekommen zu sein. Jetzt kam es nur noch darauf an, daß sie es zurück schafften. Schafften sie es nicht, war die ganze Operation Reisezug für die Katz gewesen. Über drei Monate Planung, Gefahren und harte Arbeit verschwendet. Bernards Vater leitete die Operation, und er wäre untröstlich. Bis zu einem gewissen Grad hing der gute Ruf seines Vaters von ihm ab. Bernard stand auf und klopfte

sich die Erde von seiner Hose. Sie war sandig und roch merkwürdig muffig.

»Stinkt, was?« sagte Max, der irgendwie seine Gedanken zu lesen schien. »Diese Norddeutsche Ebene. Verdammt hügelig für eine Ebene, würde ich sagen.«

»Die Deutsch-polnische Ebene wurde sie genannt, als ich zur Schule ging«, sagte Bernard.

»Na ja, stimmt, Polen ist ein ganzes Stück näher hier rangerückt, seitdem ich Geographieunterricht gehabt habe«, sagte Max und lächelte über seinen kleinen Scherz. »Meine Frau Helma wurde nicht weit von hier geboren. Das heißt meine Ex-Frau. Sobald sie den guten alten US-Reisepaß kriegte, ist sie ja gleich weg nach Chicago zu ihrem Cousin.«

Als Bernard Max auf die Füße half, sah er das Tier. Es lag lang ausgestreckt auf dem Stück nackter Erde hinter dem Baum, an dem er gelehnt hatte. Sein Fell war mit Schlamm verkrustet, und es war steif gefroren. Er sah sich den Kadaver näher an. Es war der eines ausgewachsenen Hasen, der mit dem Lauf in eine primitive Drahtschlinge geraten war. Die arme Kreatur war sicherlich qualvoll gestorben, hatte den gefangenen Lauf bis auf den Knochen abgenagt, zuletzt schien's ihr an Energie oder der verzweifelten Entschlossenheit, die für ein solches Opfer erforderlich ist, gefehlt zu haben.

Max kam und sah sich an, was Bernard gefunden hatte. Keiner der beiden Männer sagte ein Wort. Max hielt den Fund für ein schlechtes Omen, und Max hatte immer viel auf Vorzeichen gegeben. Noch immer ohne zu sprechen, machten sie sich auf den Weg. Sie waren jetzt müde, und während der fünfminütigen Rast, die sie hatte Atem schöpfen lassen, waren ihre Muskeln steif geworden. Max hatte Mühe, seinen Arm hochzuhalten, ließ er ihn aber hängen, klopfte er und blutete mehr. »Warum ist er nicht zurückgekommen?« meinte Max, als der Weg breiter wurde und Bernard neben ihm ging.

»Wer?«

»Der Wilderer. Warum ist er nicht zurückgekommen, um nach seinen Fallen zu sehen?«

»Willst du sagen, daß wir schon in der Sperrzone sind? Es war doch aber nirgends ein Zaun, ich habe auch keine Warnschilder gesehen.«

»Die Ortsansässigen wissen, wo sie ist«, sagte Max. »Fremde stolpern hinein.« Er knöpfte seinen Mantel auf und berührte die Waffe. Dafür gab es keinen praktischen Grund außer dem, daß Max Bernard klarmachen wollte, daß er diesen langen Weg nicht zurückgelegt hatte, um sich am Ende dem ersten besten, der ihn zu stellen versuchte, zu ergeben. Max hatte sich schon früher seinen Weg in brenzlichen Situationen freigeschossen: zweimal. Manche Leute behaupteten, daß diese beiden höchst bemerkenswerten Glücksfälle ihm ganz falsche Begriffe gegeben hätten von den Möglichkeiten, die einer normalerweise hatte, wenn er gestellt wurde. Max dachte, daß die Briten, mit denen er zusammenarbeitete, viel zu schnell bereit waren, ihren Leuten zu empfehlen, die Hände hoch zu nehmen. Er hielt für einen Augenblick inne, um noch einmal nach dem See Ausschau zu halten. Wenn sie anstatt auf diesem Höhenweg im Tal weitergingen, würden sie gewiß leichter und schneller vorwärtskommen. Aber da unten gab es Dörfer und Bauernhöfe und Hofhunde, die bellen würden. Auf den Höhenwegen lief man diesbezüglich weniger Gefahr, aber auf dem Eis an den Nordhängen kam man oft nur langsam voran, und die beiden Männer hatten keine Zeit zu verlieren.

Der nächste Hügel war höher, und dahinter würde der Weg ins Besental hinabführen und dieses kreuzen. Vielleicht wäre es besser, es irgendwo anders zu durchqueren. Wenn die Ortspolizei alarmiert war, hatte sie gewiß einen Posten auf die Steinbrücke gestellt, wo der Fußweg in die Talstraße mündete. Er erforschte den Gipfel des Hügels jenseits des Flusses. Den würden sie nie schaffen. Die Ortsansässigen nannten diese

Hügel »Berge« , wie gewöhnlich Leute ihre Hügel Berge nennen, wo es kein Gebirge gibt. Er fing an, die Leute zu verstehen. Wenn man diese Hügel rauf und runter wanderte, wurden sie sehr schnell zu Bergen. Alles war relativ: Je älter er würde, desto gebirgiger würde die Welt.

»Wir werden versuchen, an dieser breiten Stelle, wo die Steine liegen, über den Besen zu gehen«, sagte Max. Bernard grunzte begeisterungslos. Wenn sie mehr Zeit gehabt hätten, wäre es für Max selbstverständlich gewesen, die Entscheidung zu besprechen. Er hätte Bernard das Gefühl vermittelt, daß auch er beteiligt wurde, aber jetzt war keine Zeit für derartige Höflichkeiten.

Während des Abstiegs durch Geröll und dürres Farnkraut stolperten sie wiederholt. Einmal rutschte Max so weit, daß er fast gestürzt wäre. Er stieß bei dem Versuch, Fuß zu fassen, mit dem verwundeten Arm irgendwo an, und der Schmerz war so heftig, daß er leise wimmerte. Bernard half ihm auf. Max sagte nichts. Er dankte ihm nicht, mußte seine Energie sparen. Max hatte die Stelle sorgfältig ausgesucht. Die Mauer war von ihrer östlichen Seite her überall nur durch eine breite verbotene Zone zu erreichen. Wer sich der Grenze auch nur bis auf fünf Kilometer nähern wollte, brauchte schon einen Sonderausweis. Innerhalb der Sperrzone gab es weder Baum noch Strauch von hinreichender Größe, auch nur ein Kind zu verbergen. Landwirtschaftliche Arbeiten in der Sperrzone durften nur während des Tages und unter ständiger Aufsicht seitens der Wärter in den Kontrolltürmen durchgeführt werden. Diese Kontrolltürme waren von verschiedener Höhe und Gestalt, einerseits niedrige »Beobachtungsbunker«, andererseits hohe modernistische Betonkonstruktionen, die den Kontrolltürmen auf Flughäfen ähnlich sahen.

Doch in der Sperrzone jenes Stücks des Grenzverlaufs, das im NATO-Code den Namen Piecemeal führt, hatte das Glück oder Pech, das über der Geschichte waltet, der DDR

zugemutet, irgendwie mit diesem See fertig zu werden. Es war dieser See an einer Stelle der Mauer, wo eben damals ausgedehnte Reparaturen durchgeführt wurden, der bei jener Sitzung in dem sogenannten SECRET ROOM Max Busbys Aufmerksamkeit erregt hatte.

Dieser Grenzabschnitt stellte das Regime vor schwierige Probleme. Die Elbe und der kleine Nebenfluß Besen, der hier in sie mündete, sowie schließlich der Mausee trugen alle miteinander dazu bei, daß der Boden, auf dem hier die Mauer stand, fast überall sumpfig war. Gleichviel, wie sorgfältig man die Fundamente isolierte, die Mauer hielt nicht. Jetzt wurden auf einer Strecke von fast drei Kilometern an sieben verschiedenen Stellen Reparaturen durchgeführt. Die Schäden mußten erheblich sein, sonst hätten sie bis zum Sommer gewartet. War man einmal durch die Sperrzone, hatte man das Schlimmste noch vor sich. Den tatsächlichen Grenzverlauf bezeichnete ein hoher Zaun, nicht stabil genug, als daß man ihn hätte übersteigen können, aber gespickt mit Alarmanlagen, Leuchtraketen und Selbstschußautomaten. Danach kam der Schutzstreifen, etwa fünfhundert Meter breit, wo zwischen Minenfeldern auf Angriff dressierte Hunde an langen Leinen liefen. Darauf folgten betonierte Gräben und hinter diesen ein acht Meter tiefes Stacheldrahtdickicht und eine Reihe unterschiedlicher Vorrichtungen, die man von Abschnitt zu Abschnitt variierte, um dem Neuling Überraschungen zu bieten.

In welchem Maße dieser bizarre Kinderspielplatz jetzt, um den Reparatur-Brigaden die erforderliche Bewegungsfreiheit zu geben, demontiert sein mochte, mußte noch geklärt werden. Es war auch schwer, den Hubschrauber zu vergessen. Inzwischen würde die ganze Militärregion alarmiert sein. Und es lag schließlich auf der Hand, in welcher Richtung man die Flüchtlinge zu suchen hatte.

Als sie den See erreichten, fanden sie in diesem nicht das

Hindernis, auf das der eine wie der andere gefaßt gewesen war. Das Wasser des langsam fließenden Besen hatte ihnen nur bis ans Knie gereicht. Jetzt wateten sie durch den See um die roten Bojen herum, die mutmaßlich den Verlauf unter Wasser angelegter Sperrvorrichtungen markierten. Und auch hier reichte ihnen das Wasser nur bis zum Gürtel. Doch stand das in keinem Vergleich zu allem Vorherigen: Beim schnellen Gehen waren die harten muskulösen Beine bald wieder zu prickelndem Leben erwacht, aber jetzt fühlte Max das eisige Wasser, in das er bis zum Gürtel eintauchte, schon fast seinen Lebenswillen lähmen. Sein Arm tat weh, er hatte Schmerzen im Gedärm, und das arktische Wasser durchbohrte seinen Bauch wie kalter Stahl. Der Schneefall setzte mit einzelnen Flocken ein, die plötzlich von nirgendwoher herunterwirbelten, doch bald verdichtete er sich zu weißem Rieseln. »Was für ein herrlicher Anblick«, sagte Bernard, und Max grunzte beifällig.

Nur ein schwacher Lichtschein zeigte sich schon im Osten, als sie den ersten Drahtzaun durchschnitten. »Mach einfach los«, sagte Max mit klappernden Zähnen. »Wir haben keine Zeit, hier durchzuexerzieren, was sie euch in der Ausbildung beibringen. Scheiß auf die Alarmanlagen und schneide ...« Bernard handhabte den großen Bolzenschneider sehr schnell und geschickt. Minutenlang war das Klingen durchschnittenen Drahts das einzige Geräusch, das man hörte. Dann aber fingen die Hunde zu bellen an.

Frank Harrington, der Berliner Resident des SIS, hätte normalerweise nicht persönlich in diesen einsamsten Stunden der Nacht hier an der Anlaufstelle gerade hinter der Grenze die Ankunft zweier Agenten von jenseits der Mauer erwartet. Doch diese Operation war etwas Besonderes. Und Frank hatte Bernards Vater versprochen, ein Auge auf den Jungen zu haben, ein Versprechen, dem er sich feierlich verpflichtet fühlte. Er befand sich in einem kleinen unterirdischen Raum unter vier Metern Beton, den blaue Neonröhren beleuchteten,

doch allzu entbehnungsreich war seine Nachtwache nicht. Obwohl in die Einrichtung solcher vorgeschobener Bunker nicht allzu viel Komfort investiert wird – denn schließlich geht die NATO davon aus, daß, falls es wirklich einmal ohne Kriegserklärung losgeht, die Armeen des Warschauer Pakts diese Grenzbefestigungen im ersten Anlauf überrollen –, war es hier unten doch warm und trocken, und Frank saß in einem weichen Sessel, ein Glas anständigen Whisky in der Hand.

Der Raum war das Privatbüro des kommandierenden Offiziers; diesem Zweck jedenfalls sollte er im Falle kriegerischer Verwicklungen dienen. Franks Gefährten waren ein korpulenter junger Offizier des Bundesgrenzschutzes und ein schon bejahrter Engländer in der merkwürdigen Marineuniform des British Frontier Service, einer Einheit, die den britischen Militärstreifen im Grenzgebiet zu Lande, zu Wasser und in der Luft ortskundige Führer stellt. Der Deutsche lehnte an einem Heizkörper, der Engländer saß auf der Ecke eines Schreibtischs. »Wie lange ist's noch bis Sonnenaufgang?« fragte Frank. Er hatte über dem braunen Tweedanzug den braunen Trenchcoat anbehalten. Sein Hemd war khakifarben, die Krawatte in verblichenem Gelbton. Auf den ersten Blick hätte man ihn leicht für einen Heeresoffizier in Uniform halten können. »Eine Stunde und acht Minuten«, sagte der Engländer nach einem Blick auf die Uhr. Er traute Uhren nicht, nicht einmal den synchronisierten und überwachten Uhren im Kontrollbunker. Zusammengekauert in einem Stuhl in der Ecke – den Melton-Mantel über dem in der Savile Row geschneiderten Kammgarnanzug – saß Bret Rensselaer. Er war aus der Londoner Zentrale zu Beobachtungen hergeschickt worden und nahm das sehr wörtlich. Die Zeit des Sonnenaufgangs hatte er längst im Kopf und wunderte sich, wie Frank versäumt haben konnte, sie sich einzuprägen.

Die beiden Männer arbeiteten schon seit langem zusammen,

und ihr gegenseitiges Verhältnis war längst fest gegründet. Frank Harrington erkannte in Brets Patriziergebaren und dem hochmütigen Ostküstenton den Typus der höheren Ränge der CIA, mit denen er in Washington zu tun gehabt hatte. Bret hielt Frank für einen nur mäßig erfolgreichen, wenngleich angenehmen Opportunisten von der Sorte, mit der der britische Landadel den Staatsdienst seit den Tagen des Empire versorgte. Diese Charakteristiken hätten – mit passenden Retuschen – beide Männer gelten lassen, und auf diese Weise hatten sie denn auch einen Modus vivendi gefunden.

»Deutsche, die in der Nähe der Grenze zu Hause sind, kriegen einen besonderen Passierschein und können neunmal im Jahr über die Grenze Freunde und Verwandte besuchen«, sagte Frank, der plötzlich das Gefühl hatte, daß es die guten Manieren von ihm forderten, Bret in die Unterhaltung einzubeziehen. »Einer von diesen kam gestern abend hier durch – sie dürfen nicht über Nacht bleiben – und erzählte uns, daß alles normal aussähe. Die Arbeiten an der Mauer und so ...« Bret nickte. Das Summen der Klimaanlage schien laut in der Stille.

»Jedenfalls haben sie sich eine gute Stelle ausgesucht«, setzte Frank hinzu.

»Es gibt keine guten Stellen«, sagte der Bundesgrenzschutzoffizier. Wie ein Schurke sah er aus mit seinem vernarbten Gesicht und seinem Bierbauch, dachte Frank. Entsprach das vielleicht dem Berufsbild dieser Polizeitruppe, zu deren Aufgaben ja auch die Unterdrückung von inneren Unruhen gehört? Da keiner der seltsamen Ausländer etwas auf seine Bemerkung erwiderte, trank der deutsche Offizier den Rest seines Whiskys, wischte sich den Mund, rülpste, nickte seinen Abschied und ging. Das Telefon im nächsten Raum klingelte, und sie lauschten, während der Telefonist grunzte, auflegte und dann laut rief: »Hundegebell und irgendwelche Bewegung jetzt da drüben.« Bret sah Frank

an. Frank blinzelte, bewegte sich sonst aber nicht. Der englische Führer trank hastig sein Glas aus und glitt von der Schreibtischecke. »Ich sollte auch gehen«, sagte er. »Vielleicht werde ich gebraucht. Wie ich höre, wollen vielleicht zwei von Ihren Freibeutern rüber und helfen.«

»Vielleicht«, sagte Frank.

»Das kann nicht gutgehen«, sagte der Engländer.  
»Tatsächlich ist's ja eine Invasion ihres Territoriums.«

Frank starrte ihn an und antwortete nicht. Er hatte es gar nicht gern, wenn seine Leute als Freibeuter bezeichnet wurden, und erst recht nicht, wenn sich Fremde unterstanden, sie so zu bezeichnen. Der Führer, der vergessen zu haben schien, daß sein Glas schon leer war, wollte noch einen Schluck daraus nehmen. Dann stellte er's auf den Schreibtisch, wo er gesessen hatte, und ging hinaus.

Als sie allein waren, sagte Bret: »Wenn der junge Samson diese Sache hinkriegt, werde ich empfehlen, ihm die Deutschland-Abteilung zu geben.« Er saß bequem in seinen Sessel gelehnt, die Ellbogen auf dessen Armstützen, die Hände aneinandergelegt, wie ein Tutor, der einem auf Irrwegen wandelnden Studenten eine Moralpredigt hält.

»Ja, das sagtest du schon.«

»Ist er dazu befähigt, Frank?« Obwohl das als Frage formuliert war, schien doch Bret damit weniger Franks guten Rat zu erbitten als ihn vielmehr zu examinieren.

»Er ist nicht dumm.«

»Nur eigensinnig«, fügte Bret hinzu. »Wolltest du das sagen?«

»Bist du sicher, daß du nicht doch was zu trinken willst?« fragte Frank und hob eine Flasche Scotch hoch, die neben seinem Stuhl auf dem Boden gestanden hatte. Bret hatte sie zollfrei auf dem Londoner Flughafen gekauft, aber bisher keinen Tropfen davon getrunken. Bret schüttelte den Kopf.

»Und die Gattin?« sagte Bret und fuhr fort in einem halb

spaßenden, halb ernsthaften Ton: »Wird Mrs. Samson vielleicht der erste weibliche Director-General?«

»Zu festgelegt in ihren Anschauungen. Das sind alle Frauen. Sie ist nicht flexibel genug für das, was der Alte macht, oder?«

»Ein Bleirohr ist flexibel«, sagte Bret. »Ich meine federnd.«

»Elastisch«, sagte Bret, »dieses Wort bezeichnet die Fähigkeit, zu früherer Gestalt und früherem Zustand zurückzukehren, meines Erachtens am besten.«

»Aha, und diese Fähigkeit braucht also ein D-G vor allem?« fragte Frank kalt. Er war zusammen mit Sir Henry Clevemore während des Krieges ausgebildet worden und seitdem persönlich mit ihm befreundet. Er war nicht scharf darauf, mögliche Nachfolger mit Bret zu diskutieren.

»Sie wird für eine Menge Aufgaben gebraucht«, sagte Bret abschließend. Er wollte nicht reden, setzte aber hinzu: »Zu viele Leute verkrüppeln bei diesem Geschäft auf die Dauer.«

»Aber das passiert doch sicherlich nur den Agenten im Außendienst?«

»Manchmal trifft's diejenigen, die sie herausschicken, noch schlimmer.«

»Ist es das, was dir Sorgen macht in Bernard Samsons Fall? Daß zu viele harte Einsätze ihn auf die Dauer deformieren könnten? Hast du mich deshalb gefragt?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Bernard würde seine Sache in London gut machen. Gib ihm die Chance, Bret. Ich werde dich dabei unterstützen.«

»Darauf komme ich vielleicht zurück, Frank.«

»Freibeuter!« sagte Frank. »Diese Unverschämtheit. Der redet von meinem Empfangskomitee.«

Aus dem Nebenraum rief der Telefonist: »Sie haben die Suchscheinwerfer angeschaltet.«

Frank sagte: »Sagen Sie ihnen, sie sollen den großen Radarstörsender anschalten. Und zwar ohne langes Gerede. Den Piranha!« Das Militär bediente sich der Piranhas nur

ungern, denn sie störten den Radarempfang beiderseits der Grenze. »Jetzt gleich!« sagte Frank.

Zischend leuchtete der erste Suchscheinwerfer auf, und sein Strahl strich über die sorgfältig geglättete weiche Erde vor ihnen. Jetzt konnte weder Max noch Bernard mehr hoffen, unentdeckt über die Grenze zu kommen.

Bernard warf sich flach auf den Boden, aber Max war ein zäher alter Hase, und er rannte weiter in die Dunkelheit hinter dem Strahl des Scheinwerfers, im Vertrauen auf das Wissen, daß es für die Augen der Wachen unmittelbar neben dem Scheinwerferlicht am dunkelsten war.

Die Grenzpolizisten auf dem Wachturm fühlten sich überrumpelt. Sie waren zwei junge Rekruten der NVA, die man aus dem Landesinneren hierher geschickt hatte, weil sie sich schon in der FDJ durch besonderen Eifer hervorgetan hatten. Es war Alarm gegeben worden, sogar schon zweimal. Ihr Unteroffizier hatte ihnen das Fernschreiben laut vorgelesen, um sich zu vergewissern, daß sie's auch kapiert hatten. Aber Alarm gab es dauernd. Und wer an der Staatsgrenze Dienst tat, lernte schnell, sich deswegen nicht sonderlich aufzuregen. Seitdem die Jungens vor sechs Monaten hierher gekommen waren, war neunmal Alarm gegeben worden, und jedesmal hatte sich herausgestellt, daß irgendein Vogel oder Karnickel ihn ausgelöst hatte. Niemand versuchte mehr, über die Grenze zu kommen. Schließlich mußte man ja verrückt sein, sich einzubilden, dabei irgendeine Aussicht auf Erfolg zu haben.

Auf der Westseite der Mauer war Franks Empfangskomitee – Tom Cutts und ›Gabby‹ Green – jetzt schon ganz in der Nähe. Sie waren Frank nicht unmittelbar unterstellt, sie waren Spezialisten. Obwohl beide bereits Mitte Dreißig waren, wiesen ihre Papiere sie als Fernmeldeoffiziere niedrigen Dienstalters aus. Bei ihnen war ein echter Soldat, Sergeant Powell, ein Radartechniker. Er sollte dafür sorgen, daß dem Gerät nichts passierte, obwohl es, wie er ihnen offen erklärte,

höchst unwahrscheinlich war, daß er hier draußen in diesem Splittergraben imstande sein würde, es zu reparieren, wenn irgendwas daran kaputtging. Es würde zurück in die Werkstatt und dann vermutlich zum Hersteller geschickt werden müssen. Diese »Freibeuter« lagen schon seit langer Zeit dort im Graben in ihren Tarnanzügen, mit geschwärzten Gesichtern, braune Strickmützen über die Ohren gezogen. Helme waren zu schwer, und wenn man sie fallen ließ, machten sie gefährlichen Krach. Merkwürdig war die Tatsache, daß man hier in Uniform weniger zu befürchten hatte als in Zivil. Die Grepos da drüben hüteten sich, auf Soldaten zu schießen, zumal die Soldaten auf beiden Seiten der Grenze fast gleich gekleidet waren. Sie redeten wenig. Jedes Geräusch war in der Nacht auf weite Entfernung hörbar, und sie hatten schon oft genug zusammengearbeitet, um zu wissen, was zu tun war. Sie hatten das kleine Radargerät nach vorn geschleppt und die Antenne schon am vergangenen Abend aufgestellt, gleich nach Einbruch der Dunkelheit. Und während der ganzen Nacht hatten sie die Bewegungen der Fahrzeuge und Posten auf dem Schirm verfolgt. Beide Männer trugen Kopfhörer über ihren Strickmützen, und Gabby, der diesen Spitznamen seiner ganz gegenteiligen Neigung zur Schweigsamkeit verdankte, hatte das Auge an dem großen Hawk-lite-Nachtglas.

»Ja«, sagte er plötzlich, das gummiumrandete Mikrofon fest an die Lippen gepreßt. »Einer! Nein, zwei sind's. Einer rennt .... der andere am Boden. Jesus!«

Der Scheinwerfer war inzwischen angeschaltet worden, aber was eigentlich los war, konnte man bei seinem Licht nicht sehen. »Und jetzt auch noch die Infrarotstrahler. Mannomann, jetzt wird's ernst«, sagte Gabby ruhig. »Können wir stören?« Tom hatte den Störsender bereits auf die erforderliche Wellenlänge gedreht, aber das Gerät war nicht sehr stark und wirkte nur auf kleine Anlagen. »Ich werde weiter nach vorn gehen müssen. Von hier aus komme ich nicht ran.«

Toni sagte nichts. Sie hatten beide gehofft, daß es sich nicht als nötig erweisen würde, das Gebiet der DDR zu betreten. Während des letzten Jahres waren sie ein paarmal gerade noch davongekommen, und vom Nachbarteam – zwei Männer, verantwortlich für den nördlich von diesem hier gelegenen Abschnitt der Mauer – waren beide getötet worden, als einer von ihnen auf eine nach Beendigung der Reparaturen »versehentlich« auf der Westseite der Mauer zurückgelassene Mine getreten war.

Tom Cutts Befürchtungen wären bestätigt worden, hätte er in das unsichtbar hinter den Hundezwingern geparkte Fahrzeug einer russischen Aufklärungseinheit hineinblicken können. In dessen verdunkeltem Inneren saß ein hochrangiger KGB-Offizier namens Erich Stinnes, eingezwängt von einer Vielzahl elektronischer Geräte. Sein Gesicht verriet innere Anspannung, und seine Brillengläser reflektierten den Bildschirm eines Gefechtsfeldradars, der sehr viel effektiver war als das tragbare Infanteriemodell, das die beiden Freibeuter in Stellung gebracht hatten.

»Einer von den beiden bewegt sich vorwärts«, sagte der Mann, der das Gerät bediente, zu Stinnes. Der Lichtfleck, als welcher Gabby auf dem Bildschirm erschien, leuchtete heller auf, sobald Gabby aus dem Graben stieg und mehr von seinem Körper den Radarstrahlen aussetzte.

Doch das Aufklärungsfahrzeug war nicht nur mit Radar ausgerüstet. Es verfügte auch über ein Wärmebildgerät, das die Wärme menschlicher Körper als verräterische weiße Flecken abbildete, und nun, da die Infrarotstrahler angeschaltet waren, machten die automatischen Infrarotkameras alle fünf Sekunden eine Aufnahme. Sollte es zu einer Untersuchung kommen, würde es unmöglich sein, der DDR irgendeinen Verstoß nachzuweisen. »Lassen wir ihn kommen«, sagte Stinnes. »Vielleicht kommt dann der andere auch. Dann haben wir sie beide.«

»Wenn wir zu lange warten, können die beiden Spione flüchten«, sagte der Grepo-Offizier, der Befehl hatte, Stinnes jede Unterstützung zu geben, die dieser verlangte.

»Die kriegen wir alle, keine Angst. Ich bin schon lange hinter ihnen her. Sie werden mir jetzt nicht entgehen.« Diese guten Leute ahnten nicht, wie sehr Vorschriften und Weisungen ihn einschränkten. Doch ohne gegen irgendwelche einschlägigen Bestimmungen zu verstoßen, hatte Stinnes diesmal eine Observation durchgeführt, die wohl als beispielhaft bezeichnet werden durfte. Die beiden in Schwerin verhafteten Agenten hatten die Einzelheiten des verabredeten Treffens schon nach zweistündigem Verhör gestanden. Und dabei waren die Verhörmethoden, die er angewandt hatte, um dieses »Geständnis« zu erzielen, nach den Begriffen des KGB nur mäßig streng gewesen. Sie hatten die beiden »Engländer« in der Blockhütte entdeckt und waren ihnen von dort bis hierher gefolgt. Abgesehen von der Fehlleitung eines Hubschraubers durch irgendeinen bescheuerten Fluglotsen war alles tadellos gelaufen, beispielhaft geradezu, wie's im Buche steht.

»Jetzt kommt der zweite Mann nach vorne«, sagte der Mann am Gerät.

»Kolossal!« sagte Stinnes. »Sobald er am Draht ist, können Sie schießen.« Die noch unreparierte Mauerlücke hatte es ihnen gestattet, sich auf ein begrenztes Schußfeld einzurichten. Es war wie auf einem Schießstand: Vier Männer waren eingeschlossen in dem Bereich, den die Mauer, der Drahtverhau und das aufgestapelte Baumaterial abgrenzten.

Gabby war es, der den Scheinwerfer zerschoss. Bernard sagte später, es sei Max gewesen, aber das war, weil Bernard das glauben wollte. Unter Max' Tod litt Bernard, wie er nur selten unter einem Verlust gelitten hatte. Und natürlich konnte Bernard niemals das Schuldgefühl abschütteln, als einziger überlebt zu haben.

Er sah die anderen drei sterben. Max, Tom und Gabby. Ein schweres Maschinengewehr riß sie in Stücke, ein altes, zuverlässiges 12.7 mm Degtjarew. Der Lärm des Maschinengewehrs war sehr laut in der Nachtluft. Er war meilenweit zu hören. Das würde den Engländern eine Lehre sein.

»Wo ist der andere?« fragte Stinnes, den Blick noch auf dem Radarschirm. »Er ist gestolpert und hingefallen. Verdammt! Verdammt! Verdammt! Jetzt haben sie den großen Störsender eingeschaltet!« Vor den Augen der beiden Männer wirbelten elektronische Interferenzen vom unteren Rand des Bildschirms in die Höhe, es sah aus wie ein Schneesturm.

»Wo ist er?« Stinnes schlug mit der Hand auf das geblendete Radargerät und dessen nutzlosen Bildschirm und schrie: »Wo?« Die Männer, die neben ihm an den Geräten saßen, sprangen auf, standen still und starrten geradeaus, in der Haltung, die gut ausgebildete russische Soldaten annehmen, wenn ein Vorgesetzter sie anbrüllt.

So geschah es, daß Bernard Samson in dem Schneesturm auf dem Radarschirm verschwand und unverletzt abhauen konnte, wobei er rannte, wie er nie zuvor in seinem Leben gerannt war, bis er endlich Sergeant Powell in die Arme lief. »Scheiße!« sagte Powell. »Wo kommst du denn her, mein Junge?« Einen aufgeregten Augenblick lang glaubte Sergeant Powell, einen Gefangenen gemacht zu haben. Als er begriff, daß er's nur mit einem Flüchtling aus dem Osten zu tun hatte, war er enttäuscht. »Ihr solltet doch zu zweit sein. Wo ist dein Kumpel?«

### 3

*Cambridgeshire, England, Februar 1978*

Sir Henry Clevemore war nicht für seine Gastfreundschaft berühmt, und das ganz zu Recht. Als Director-General des Secret Intelligence Service suchte er sich sowohl die Leute als auch die Orte, wo er sich mit ihnen traf, sorgfältig aus. Selten entschied er sich bei der Wahl des Treffpunkts für sein Heim, ein sehr schönes altes Herrenhaus aus Holz und Stein, das zum großen Teil schon im 16. Jahrhundert erbaut worden war. Lady Clevemore hatte übrigens auch nicht gerne Gäste, es hatte sie nie gereizt, die Gastgeberin zu spielen. Wenn ihr Mann jemanden einladen wollte, stand ihm ja der Cavalry Club in Piccadilly zur Verfügung. Das war in jeder Hinsicht passender. Es war deshalb eine schmeichelhafte Ausnahme, als er an einem frostigen Februarabend Bret Rensselaer, einen leitenden Angestellten des Departments, einlud, zum Essen nach Cambridgeshire herauszukommen.

Sir Henry schien den Umstand übersehen zu haben, daß Rensselaer zu den Amerikanern gehörte, die gerne im Abendanzug erschienen. Lange hatte Bret mit der Frage gerungen, ob er seinen Smoking anziehen sollte, sich aber schließlich für einen kohlschwarzen Anzug entschieden, tailliert, wie's die Schneider an der Savile Row lieben, dazu ein leicht gestärktes weißes Hemd und grauseidene Krawatte. Sir Henry trug einen blauen Straßenanzug, der bessere Tage gesehen hatte, ein Hemd mit ungestärktem Kragen, dem ein Knopf fehlte, und blitzblank polierte derbe schwarze Halbschuhe, die neue Schnürsenkel brauchten. »Um Himmels willen, warum eine Frau?« sagte Bret Rensselaer ruhiger, als seine Wortwahl anzudeuten schien. »Weshalb haben Sie eine Frau gewählt?« So redeten die Angestellten des Departments gewöhnlich nicht mit Sir Henry Clevemore, aber Bret Rensselaer stand in »besonderer Beziehung« zum Director-

General. Diese Beziehung beruhte zum Teil auf Bret Rensselaers Geburtsort, seinen einflußreichen Freunden im US-State Department und zum Teil auf der Tatsache, daß Brets Einkünfte ihn finanziell unabhängig machten, vom Secret Intelligence Service ebenso wie von den meisten anderen Sachen. »Rauchen Sie, wenn Sie möchten. Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?«

»Nein, danke, Sir Henry.«

Sir Henry Clevemore lehnte sich in seinen Armsessel zurück und nippte an seinem Whisky. Sie saßen im Wohnzimmer und starrten in ein loderndes Kaminfeuer, nachdem ihnen gegrillter Hummer und dazu die letzte Flasche eines hervorragenden Montrachet, den der Permanent Under-Secretary Sir Henry verehrt hatte, serviert worden waren.

»So läuft das nicht, Bret«, sagte Sir Henry. Er war sehr konzilient. Beide wußten, wie es im Department lief, aber der D.G. war um Verbindlichkeit bemüht. Verbindlich zu sein entsprach seiner Art, außer wenn er's sehr eilig hatte. »Ich habe nicht nach einer Frau gesucht«, sagte Sir Henry. »Darauf können Sie sich verlassen. Wir haben eine Reihe von Leuten ... Ich weiß, Sie werden nicht erwarten, daß ich hier ins Detail gehe ... Jedenfalls mehrere. Seit Jahren spielen wir den Russen geduldig Männer und Frauen zu in der Hoffnung, eines Tages mit einem oder einer von ihnen irgend etwas wirklich Spektakuläres ausrichten zu können.«

»Und für sie ist dieser Tag gekommen?« sagte Bret. Er streckte eine offene Hand nach dem Feuer aus, um dessen Hitze zu spüren. Seitdem er aus dem Auto gestiegen war, fröstelte er. Das war das Ärgerliche an diesen alten Adelssitzen, sie konnten meist nicht anständig beheizt werden. Bret wünschte, er hätte sich wärmer, wenn auch weniger förmlich angezogen. Ein Tweed-Jackett vielleicht. Sir Henry hätte das vermutlich nicht übel vermerkt, wohl nicht einmal gemerkt.

Der D.G. sah Bret prüfend an, ob da vielleicht Sarkasmus mit im Spiel war. Das war nicht der Fall. Diese Bemerkung war vielmehr nur ein weiteres Beispiel des immer unmittelbar zur Sache kommenden amerikanischen Stils, der Bret so vorzüglich befähigen würde, einen wirklich vielversprechenden Doppelagenten zu betreuen. Sir Henry ließ Bret den ganzen Zauber seiner Verbindlichkeit fühlen. »Schließlich haben Sie diese Sache in Gang gebracht, Bret. Als Sie vor ein paar Wochen die Idee vom Stapel laufen ließen, habe ich, um die Wahrheit zu sagen, nicht viel davon gehalten. Aber ich habe angefangen, mich nach möglichen Kandidaten umzusehen, und dann ist verschiedenes passiert, in dessen Licht mir, was Sie vorschlugen, zunehmend denkbar erschien. Sagen wir einfach, daß es mit einmal so aussah, als wollte die andere Seite anbeißen. Eine Möglichkeit, das ist alles.«

Bret glaubte zwischen dem Gesagten heraushören zu können, daß schon in allzu vielen derartigen Situationen die Russen den Köder verschlungen und dem Department nur den nackten Angelhaken gelassen hatten. Alles deutete darauf hin, daß die Russen es besser verstanden, Agenten umzudrehen, als ihre Gegner, Agenten zu führen. »Aber eine Frau ...«, sagte Bret, um dem D.G. seinen anderen Vorbehalt in Erinnerung zu rufen. »Eine außerordentliche Frau, eine hochintelligente und schöne Frau«, sagte der D.G.

»Miss X.« Die hartnäckige Weigerung des D.G. ihm die Identität der für diese Rolle vorgesehenen Aktrice zu enthüllen, fand Bret ziemlich demütigend. Er hatte erwartet, bei der Besetzung zu Rate gezogen zu werden. »Mrs. X. um genau zu sein.«

»Ein Grund mehr, aus dem die Russkis sie da drüben nicht werden haben wollen. Die haben doch noch ganz patriarchalische Strukturen, und der KGB ist die Institution, wo diesbezügliche Veränderungen am wenigsten zu erwarten sind.«

»Ich bin mir nicht sicher, da mit Ihnen einer Meinung zu sein, Bret.« Der D.G. erlaubte sich ein kleines Lächeln. »Sie sind schon dabei, sich zu ändern. Wie vermutlich wir alle.« Der bedauernde Ton war unüberhörbar. »Aber mir scheint, daß wir in diesem Fall von ihrer Neigung, am Althergebrachten festzuhalten, nur profitieren können. Sie werden gerade deshalb niemals den Verdacht hegen, daß wir versuchen könnten, ihnen eine Frau in das Komitee zu setzen.«

»Nein. Ich schätze, Sie haben recht, Sir Henry.« Nun war es an Bret, erstaunt zu sein. Ihm gefiel es, wie der alte Mann die Probleme anging. Es gab ja Leute, die sagten, daß der D.G. nicht mehr ganz auf der Höhe sei – und manchmal schien dieser selbst nach Kräften bemüht, dieses Mißverständnis zu bestätigen –, aber Bret wußte aus eigener Erfahrung, daß der alte Mann, wo es um die großen Züge der Strategie ging, einen Scharfsinn bewies, der verschlungene Pfade und krumme Touren nicht verschmähte. Deshalb hatte Bret die Idee, einen Mann in den Kreml einzuschleusen, ja auch Sir Henry persönlich vorgetragen.

Der alte Mann beugte sich vor. Die höflichen Präliminarien neigten sich, wie der Abend, dem Ende zu. Nun sprachen sie als Herr und Knecht. »Wir beide kennen die Gefahren und Schwierigkeiten der Arbeit mit Doppelagenten. Das Department liegt voller Leichen von Leuten, die ihre Gedanken mißverstanden haben.«

»Das folgt fast zwangsläufig aus der Aufgabenstellung«, sagte Bret. »Mit der Zeit fällt es einem Doppelagenten immer schwerer, sich darüber im klaren zu sein, welcher Seite er eigentlich Loyalität schuldet.«

»Sie vergessen, welche Seite welche ist«, sagte der D.G. mitfühlend. Er griff nach einem Minzbonbon mit Schokoladenüberzug und wickelte ihn sorgfältig aus dem Papier. Dieser teuflische Versuch, nach dem Essen auf die Zigarre zu verzichten. »Deshalb muß ihnen jemand die Hand

halten, ihnen in den Kopf kriechen und dafür sorgen, daß sie politisch motiviert bleiben. Das haben wir von den Russen gelernt, Bret, und ich bin sicher, daß es richtig ist.«

»Aber ich habe nie daran gedacht, selbst Führungsoffizier zu werden«, sagte Bret. »Ich habe keine Erfahrung.« Er sagte das beiläufig, ohne die Betonung, die er auf die Feststellung gelegt hätte, wenn er entschlossen gewesen wäre, den Auftrag, den der D.G. ihm anbot, nicht anzunehmen. Dem D.G. entging der unentschiedene Ton nicht. Die erste Hürde war genommen. »Ich könnte Ihnen eine Million Gründe nennen, weshalb wir für diesen Job keinen erfahrenen Führungsoffizier wollen.«

»Ja«, sagte Bret. Wenn man einen als solchen bekannten Führungsoffizier in häufigem Kontakt mit einem Agenten sah, würden beim KGB sofort alle Alarmglocken läuten. Aber dieses Argument machte der D.G. nicht geltend. Er sagte: »Ich rede hier von einer Agentin, deren Stellung und Einflußmöglichkeit vielleicht einzigartig sein werden. Deshalb ist das ein Job für eine unserer Spitzenkräfte, Bret. Für jemanden, der Überblick über das Ganze hat und auf dessen Urteil ich mich vollkommen verlassen kann.« Er schob den Minzbonbon in den Mund und knüllte das Papier fest zusammen, ehe er es in den Aschenbecher legte.

»Nun, ich weiß nicht recht, ob ich diesem Bild entspreche, Sir Henry.« Etwas linkisch schlüpfte Bret in diese Rolle, die Engländer erwartungsgemäß annehmen, wenn ihnen solche Komplimente gemacht werden.

»Doch, Bret. Sie entsprechen ihm sehr gut«, sagte der alte Mann. »Sagen Sie mir, Bret, was halten Sie für unsere schwerwiegendsten Mängel?«

»Mängel? Der Briten? Des Departments?« Bret wollte auf derartige Fragen nicht antworten, und das konnte man seinem Gesicht ansehen.

»Sie sind natürlich zu verdammt höflich, das geradeheraus zu sagen. Aber ein Mann, der weniger gehemmt war als Sie,

hat mir, als neulich von britischen Mängeln die Rede war, gesagt, daß wir Briten eine Schwäche für das Amateurhafte haben, ohne den intuitiven Sachverstand der Yankees. Ergebnis: Katastrophen.«

Bret sagte nichts.

Sir Henry fuhr fort: »Was immer aber der Wahrheitsgehalt dieser Einschätzung sein mag, bin ich jedenfalls entschlossen, dafür zu sorgen, daß diese Operation hundertprozentig professionell abgewickelt wird und zugleich von dem Improvisationstalent profitieren soll, für das Ihre Landsleute bekannt sind.« Er hob warnend die Hand. »Die Einzelheiten Ihres Plans werde ich noch prüfen müssen. Eine ganze Anzahl von Punkten darin sind ziemlich anfechtbar. Aber das ist Ihnen natürlich klar.«

»Es ist ein Zehnjahresplan«, sagte Bret. »Sie sind in großen Schwierigkeiten da drüben. Ein gut geplanter Angriff auf ihre Wirtschaft könnte das ganze verdammte kommunistische Kartenhaus zum Einsturz bringen.«

»Einsturz? Wie meinen Sie das?«

»Ich glaube, wir könnten die ostdeutsche Regierung zwingen, Oppositionsparteien zuzulassen und Reisefreiheit zu gewähren.«

»Wirklich?« Die Vorstellung kam dem alten Mann absurd vor, aber er war viel zu erfahren in den Strategien von Whitehall, als daß er sich auf seinen Unglauben hätte festlegen wollen. »Die Mauer soll also 1988 fallen? Darf ich Sie so verstehen?« Der alte Mann lächelte grimmig.

»Ich will mich nicht auf Einzelheiten versteifen, aber bedenken Sie bitte folgendes. Während des Zweiten Weltkriegs flog der RAF Bomber Command Nachtangriffe auf die deutschen Städte. Die Einsatzauswertung ergab dann, daß die wenigsten Bomber überhaupt die ihnen gegebenen Ziele fanden und daß diese dann Seen, Parks, Kirchen und Ödflächen bombardierten, so daß von zehn Bomben nur eine ein Ziel traf,

das zu treffen sich lohnte.«

Sir Henry blätterte in den farbigen Karten, auf denen verschiedene statistische Angaben, die größtenteils die unterschiedliche Qualifikation der arbeitenden Bevölkerung der DDR betrafen, anschaulich zusammengefaßt waren. »Fahren Sie fort, Bret.«

»Als Spaatz und Jimmy Doolittle die US Eight Air Force in die Luftschlacht führten, ließen sie die Bomber am Tage fliegen und rüsteten sie mit dem Norden-Zielgerät aus – Präzisionsbombenwurf –, und sie hatten einen Plan. Sie bombardierten nur Treibstofflager und Flugzeugfabriken. Es wurde keine Kraft vergeudet, und der Effekt war tödlich.«

»Hat man damals nicht von Allheilmittelzielen gesprochen?«

»Das haben nur die Leute getan, deren Methoden sich als falsch erwiesen.«

»Ich glaube mich da noch an andere Aspekte der Flächenbombardementstrategie erinnern zu können«, überlegte der alte Mann, dem nicht entgangen war, daß sich in diesem Fall die RAF geirrt und die Amerikaner das Richtige getan haben sollten. Auch hatte er nicht die Anspielung überhört, daß die Bemühungen des SIS bisher zu neunzig Prozent fehlgeschlagen waren.

»Ich will mich nicht auf diesen Vergleich versteifen«, sagte Bret, dem etwas zu spät bewußt wurde, daß das Beispiel von der Unterlegenheit der britischen Luftkriegsstrategie gegenüber der amerikanischen während des Zweiten Weltkriegs einem englischen Publikum weniger zwingend erscheinen mochte. Er schlug also eine andere Richtung ein. »Diese Statistik über Gesundheitswesen und Krankenhäuser, die Sie da in der Hand haben, gibt die Zahl der Ärzte im Alter zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig wieder, die dieses Gesundheitswesen tragen. Ich schätze, daß der Verlust eines Viertels dieser Arbeitskräfte das Regime zwingen würde,

Krankenhäuser oder Krankenhausabteilungen in einem Ausmaß zu schließen, das politisch nicht tragbar wäre. Oder nehmen Sie das öffentliche Bauwesen. Schauen Sie auf die graphische Darstellung, die ich dort auf dem Tisch liegen sehe ...«

»Ich habe sie mir schon angesehen«, sagte Sir Henry, der graphische Darstellungen noch nie leiden konnte. »Wir müssen dem Regime hochqualifizierte Arbeitskräfte entziehen. Das wird die kommunistische Gesellschaft unter Druck setzen, denn die offizielle Propaganda redet den Leuten ja ein, daß sie niedrige Löhne und enge Verhältnisse hinnehmen, weil ihnen die Sicherheit ihrer Arbeitsplätze und ein vorbildliches Sozialwesen garantiert sind. Gesundheitsfürsorge, öffentliche Verkehrsmittel und so fort. Wenn ihnen die Intelligenz abwandert, werden sie sich nicht zu helfen wissen. Die Ausbildung eines Arztes, eines Ingenieurs oder Chemikers dauert sieben Jahre. Und um überhaupt damit anfangen zu können, braucht man erst mal genug begabte junge Leute.«

»Sie sprachen von politischer Opposition«, sagte der D.G. und legte Brets graphische Darstellungen beiseite.

Bret sagte: »Ja. Wir müssen unsere geringschätzig Haltung gegenüber diesen kleinen ostdeutschen Oppositionsgruppen aufgeben. Wir müssen ein bißchen Sympathie zeigen, den von Kirchengruppen und anderen ausgehenden politischen Reformbestrebungen mit Rat und Tat beistehen. Sie darin unterstützen, sich zusammenzuschließen. Haben Sie die Statistik der Konfessionszugehörigkeit gesehen? Ermutigend scheint mir, daß wir diesen Zahlen zufolge die ländlichen Gebiete außer acht lassen können. Die Protestanten in den großen Städten werden uns genug Leute stellen, wie wir sie brauchen, und Großstädter sind für uns schließlich leichter zu erreichen.«

»Strategischer Bombereinsatz, was?« sagte der D.G. Selbst dem Cabinet Secretary mochte die Logik dieses Vorgehens

einleuchten, wenn er von all den zusätzlich benötigten Mitteln hörte. »Und die Leute, die wir brauchen, sind Leute, nach denen im Westen Nachfrage besteht. Wir brauchen keine hochbezahlten Phantasiejobs für die Leute zu erfinden, um sie in den Westen zu locken. Diese Jobs sind jetzt schon zu haben.« Bret zog ein anderes Blatt hervor. »Sehen Sie, wie auch die Geburtenrate sich günstig auf unser Vorhaben auswirken wird.« Bret hielt das Blatt in die Höhe und wies auf die für die frühen achtziger Jahre prognostizierte Kurve der Bevölkerungsentwicklung.

»Aber wie bringen wir sie rüber?«

Bret griff nach einer weiteren Tabelle: »Hier ist die Statistik der Bürger der DDR, die ihren Urlaub im Ausland verbringen. Ich habe sie nach den Ländern gegliedert, die sie jeweils besuchen. Nach der westdeutschen Verfassung steht jedem Ostdeutschen ein westdeutscher Paß zu.«

Der D.G. gebot mit einer Handbewegung dem nun gut in Fluß gekommenen Redner Einhalt. »Sie schlagen also vor, einem Haufen ostdeutscher Touristen, die in Marokko aus einem Bus steigen, eine Chance zu geben, ihre Pässe gegen westdeutsche einzutauschen? Aber was werden die marokkanischen Einwanderungsbehörden dazu sagen?«

Bret lächelte starr. Es sah dem alten Mann ähnlich, das erste beste Land zu nennen und nach Läusen zu suchen. »In diesem Stadium sollten wir uns noch nicht in Einzelheiten verbeißen«, erwiderte er. »Es gibt für Bürger der DDR viele Möglichkeiten, eine Reiseerlaubnis zu erhalten, und es werden von Jahr zu Jahr mehr. Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland drängt jedesmal, wenn sie dem lausigen Regime da drüben wieder irgendwelche Geldgeschenke macht, auf ein bißchen mehr Freiheit für die Bürger der DDR. Und bedenken Sie, daß es uns um Leute aus der Mittelschicht geht, achtbare Familienväter und im Beruf stehende Ehefrauen mit abgeschlossener Universitätsausbildung, nicht um langhaarige

Mauerspringer in Hippieklamotten. Und deshalb brauchen wir unsere Mrs. X. da drüben, jemanden, der für uns die geheimen Polizeiakten liest und uns sagt, wo die wirksame Opposition ist, wen wir also ansprechen, wohin wir gehen, wo wir Druck machen müssen.«

»Sagen Sie mir das noch mal. Sie soll also ...?«

»Sie soll sich Zugang zu den Akten des KGB über Oppositionsgruppen verschaffen, ermitteln, wie diese sich zusammensetzen und wie sie operieren, Kirchengruppen, Demokraten, Liberale, Faschisten, sogar Reformkommunisten. Das ist der beste Weg, um herauszufinden, mit wem wir zusammenarbeiten sollten und wen wir zu einer echten Opposition aufbauen. Wir müssen auch wissen, wie die russische Armee auf verbreiteten politischen Dissens reagieren würde.«

»Sie sind der richtige Mann für Mrs. X.«, sagte Sir Henry. Er erinnerte sich, den Premierminister einmal sagen gehört zu haben, daß im Grunde seines Herzens jeder Russe Schachspieler ist, jeder Amerikaner ein Public-Relations-Experte. Nun, Bret Rensselaers Eifer widerlegte das keinesfalls. Die Verwegenheit des Plans war im Verein mit Brets Begeisterung schon hinreichend, ihn davon zu überzeugen, daß das Ganze einen Versuch wert war.

Bret quittierte das Kompliment mit einem Nicken. Er wußte, daß noch andere Erwägungen die Entscheidung des alten Mannes beeinflußt hatten. Bret war Amerikaner. Und wenn Sir Henry von Brets Prognosen über die ostdeutsche Wirtschaft überzeugt war, mußte für die Betreuung des Agenten seine Wahl auch auf Bret fallen. Er hatte ein ganzes Büro voller Experten für Statistik, Bankwesen, Wirtschaft, sogar einen Experten für Gruppen- und Permutationstheorie, den er den Spezialisten für Untergrundbewegungen ausgespannt hatte. Brets Abteilung für Wirtschaftsanalyse war ein florierendes Unternehmen. Eine perfekte Tarnung für einen

Führungsoffizier. Und da eine Frau im Spiel war, hatte Bret noch einen anderen Vorzug: Er konnte sich jetzt, da er von seiner Frau getrennt war, in Gesellschaft einer »hochintelligenten und schönen Frau« zeigen, ohne daß jemand auf den Gedanken käme, daß sie dienstlich miteinander zu tun hätten.

»Ich nehme an, daß Mrs. X. schon seit einer ganzen Weile ohne Führungsoffizier zurechtkommt?«

»Ja, weil Silas Gaunt sich um sie kümmert. Sie wissen ja, wie Gaunt ist. Er nötigte mir die Zusicherung ab, daß die Sache nirgends aktenkundig sein würde und er der einzige Kontakt.«

»Buchstäblich der einzige Kontakt«, sagte Bret, ohne sich träumen zu lassen, daß sich's tatsächlich so verhalten könnte. »Buchstäblich.«

»Großer Gott! Aber warum ...«

»... soll jetzt jemand anders mit der Sache befaßt werden? Das kann ich Ihnen erklären. Gaunt kommt jetzt nur noch einmal monatlich in die Stadt, und ich habe das Gefühl, daß sogar das eigentlich schon zuviel für ihn ist.«

Und natürlich war Silas Gaunt ein überzeugter Verfechter jenes vom Geist der Public Schools getragenen Amateurethos, das der D.G. inzwischen anscheinend verworfen hatte. »Ist irgendwas passiert?«

Brets Reaktion bestätigte den D.G. in der Überzeugung, daß er für diesen Job der richtige Mann sei. Bret hatte Instinkt. »Ja. Es ist was passiert. Irgendein elender Russe will überlaufen.«

»Und?«

Der D.G. nahm einen Schluck Whisky, ehe er sagte: »Und er hat sich an Mrs. X. gewandt. Er hat sie beiseite genommen auf einem dieser inoffiziellen Treffen, die die Leute vom Foreign Office so gern zwischen uns und unseren russischen Freunden veranstalten. Noch nie ist meines Wissens was Gutes dabei herausgekommen.«

»Ein Mann vom KGB will überlaufen?« Bret lachte.

»Ja, es ist ein guter Witz«, sagte der D.G. bitter. »Ich wünschte, ich wäre in der Lage, mir leisten zu können, da mitzulachen.«

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte Bret. »Handelt sich's um einen hohen Dienstgrad?«

»Ziemlich«, sagte der D.G. vorsichtig. »Sein Name ist Blum. Dritter Sekretär soll er sein im Büro des Militärattachés. Man kann fast sicher sein, daß er beim KGB ist. Der Kontakt wurde übrigens unter absolut sicheren Umständen geschlossen«, fügte er hinzu.

»Sie wird's ihnen sagen müssen«, sagte Bret, ohne zu zögern. »Absolut sicher oder nicht, sie wird ihn ans Messer liefern müssen.«

»Hmm.« Bret Rensselaer war durch und durch kaltblütig, dachte der D.G. Das macht einem den Mann nicht gerade sympathisch, empfahl ihn aber um so mehr für den Job. »Jedenfalls wenn Sie nicht all diese Jahre guter Arbeit zum Teufel gehen lassen wollen.«

»Sie kennen noch nicht alle Umstände, Bret.«

»Ich brauche die näheren Umstände gar nicht zu kennen«, sagte Bret. »Wenn Sie diesen Russki nicht verpfeifen, untergraben Sie die Glaubwürdigkeit Ihres Agenten.«

»Diese besondere Mrs. X...«

»Vergessen Sie, was der Psychologe dazu sagt«, sagte Bret. »Sie wird wissen, daß Sie das Risiko abgewogen haben, daß Sie sie selbst in die eine Waagschale gelegt haben und den russischen Überläufer in die andere.«

»Ich sehe das nicht so.«

»Vergessen Sie, wie Sie es sehen. Vergessen Sie sogar, wie es wirklich ist. Wir sitzen hier und reden über eine Agentin, die Sie ›einzigartig‹ nennen. Stimmt's?«

»Deren Stellung und Einflußmöglichkeiten sehr wohl einzigartig werden könnten.«

»Werden könnten. Sehr schön. Also, was ich Ihnen sage, ist,

daß wenn Sie sie kompromittieren, und sei es auch nur im allergeringsten Maße, wegen eines Techtelmechtels mit einem russischen Agenten, wird Mrs. X. niemals eine hundertprozentig überzeugende Leistung bringen.«

»Es könnte auch andersherum laufen. Vielleicht würde sie's mir übelnehmen, wenn wir diesen Blum opferten«, sagte der D.G. leise. »Sie hat deswegen schon Besorgnis geäußert. Vergessen Sie nicht, wir haben's mit einer Frau zu tun.«

»Ich habe es nicht vergessen. Sie muß sofort Kontakt zu ihnen aufnehmen und melden, daß Blum sich an sie gewandt hat. Wenn Sie jetzt zögern, ihr diese Anweisung zu geben, wird sie Ihnen Ihre Tatenlosigkeit später immer nachtragen. Eine Frau mag ihre Besorgnis äußern, aber sie möchte nicht zugunsten eines Konkurrenten vernachlässigt werden. Ich vergesse keineswegs, daß wir's mit einer Frau zu tun haben, Sir Henry.«

»Dieser Blum würde uns vielleicht was sehr Gutes liefern«, sagte der D.G.

»Und wenn er einen direkten Draht zum Politbüro hätte, vergessen Sie ihn. Sie müssen sich für ihn oder für ihre Mrs. X. entscheiden. Beide können Sie nicht haben.« Die beiden Männer sahen sich an. Bret sagte: »Ich nehme an, Mrs. X. ist von ihrem Mann getrennt?«

Der D.G. beantwortete diese Frage nicht. Er lehnte sich zurück und schniefte. Nach kurzem Nachdenken sagte er: »Sie haben wahrscheinlich recht, Bret.«

»In diesem Punkt bestimmt, Sir. Und dabei spielt's keine Rolle, daß ich Mrs. X. nicht kenne. Ich kenne Frauen gut genug, um das zu wissen.«

»Aber Sie kennen sie doch.«

»Ach ja?«

»Allerdings kennen Sie Mrs. X. Sie kennen sie sogar sehr gut.« Die beiden Männer sahen sich an. Beide wußten, daß der alte Mann den Namen nur offenbaren würde, wenn sich Bret

bereit erklärte, die Führung der Agentin zu übernehmen. »Wenn Sie meinen, daß ich die richtige Person für die Aufgabe bin«, sagte Bret und gab sich dem Unvermeidlichen hin. Sie hatten beide von Anfang an gewußt, daß er würde einwilligen müssen. Schließlich war der fragliche Job nicht von der Sorte, die man am Schwarzen Brett ausschrieb.

»Hervorragend«, sagte der D.G. in dem festen Baßton, der das Äußerste war, was ihm zur Verfügung stand, um seine Begeisterung auszudrücken. Er blickte auf die Uhr. »Mein Gott, es war so ein netter Abend, daß die Zeit nur so verfliegen ist.«

Bret wartete noch immer auf den Namen, doch er erhob sich auf dieses Stichwort hin und sagte: »Ja, ich muß mich allmählich auf den Weg machen.«

»Ich glaube, Ihr Fahrer sitzt in der Küche, Bret.«

»Beim Essen? Das ist aber sehr anständig von Ihnen, Sir Henry.«

»Hier herum kriegt man meilenweit nirgends was zu essen.« Sir Henry zog an einer seidenen Schnur, und eine Glocke läutete in einem entlegenen Teil des Hauses. »Wir sind in der Wildnis hier.

Selbst der Laden im Dorf hat zugemacht. Ich frage mich, wie, zum Teufel, wir hier in Zukunft zurechtkommen sollen«, sagte er, ohne mit irgendeinem Zeichen zu verraten, daß ihm das Problem wirklich große Sorgen machte.

»Es ist ein großartiges altes Haus.«

»Sie müssen uns mal im Sommer besuchen«, sagte Sir Henry.

»Der Garten ist prächtig.«

»Das täte ich gern«, erwiderte Bret.

»Kommen Sie im August. Wir haben einen Tag der offenen Tür für die hiesige Kirchengemeinde.«

»Wie erfreulich.« Seine Begeisterung ließ nach, als ihm klar wurde, daß der D.G. ihn einlud, sich mit einer Horde

glotzender Touristen durch den Garten dirigieren zu lassen.

»Angeln Sie?« fragte der D.G. auf dem Weg zur Haustür.

»Irgendwie finde ich nie die Zeit dazu«, sagte Bret. Er hörte seinen Fahrer an der Tür. In einem Augenblick würden die Dienstboten in Hörweite sein, und dann war es zu spät. »Wer ist sie, Sir? Wer ist Mrs. X.?«

Der D.G. sah ihn an und genoß diese letzten Augenblicke sowie die Vorfreude auf Brets Erstaunen. »Die fragliche Person ist Mrs. Samson.«

Die Tür öffnete sich. »Mr. Rensselaers Wagen ist vorgefahren, Sir.« Sir Henrys Butler sah Brets bekümmertes Gesicht und fragte sich, ob ihm nicht wohl sei. Vielleicht, daß irgendwas an dem Essen oder dem Wein nicht ganz in Ordnung war? Wegen des Montrachet hatte er Bedenken gehabt. Eine Anzahl von Flaschen in der gleichen Kiste hatten korkig geschmeckt.

»Ich verstehe«, sagte Bret Rensselaer, der überhaupt nichts verstand und noch viel überraschter war, als Sir Henry ihn zu sehen erwartet hatte. Vielerlei Gedanken und Konsequenzen wirbelten ihm durch den Kopf. Mrs. Samson. Mein Gott! Mrs. Samson hatte Mann und kleine Kinder! Wie zum Teufel konnte es Mrs. Samson sein?

»Gute Nacht, Bret. Sehen Sie sich diesen Sternenhimmel an. Es wird Frost geben heute nacht, wenn wir nicht den Regen kriegen, den uns diese Idioten im Fernsehen dauernd ankündigen.«

Fast wäre Bret wieder aus dem Auto gestiegen. Am liebsten hätte er um eine weitere halbe Stunde gebeten, um das alles durchzusprechen. Statt dessen sagte er jedoch gehorsam: »Ja, das fürchte ich auch. Wissen Sie, Sir, wir können Bernard Samson unmöglich die deutsche Abteilung geben in Anbetracht dessen, was Sie mir eben mitgeteilt haben.«

»Meinen Sie nicht? Samson war der einzige, der neulich nachts lebendig rübergekommen ist, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt.«

»Da haben wir wirklich Pech gehabt. Der andere, Busby, hätte uns sagen können, was wir wissen wollten. Ja, das stimmt. Samson ist nicht richtig ausgebildet, aber er hat Gespür und verdient die Chance, die Deutschland-Abteilung zu leiten.«

»Ich wollte es morgen offiziell bekanntgeben.«

»Wie Sie meinen, Bret, alter Junge.«

»Es ist undenkbar, wenn da nun diese andere Sache läuft. In jeder Hinsicht ... undenkbar. Es wird besser sein, Cruyer auf den Posten zu berufen.«

»Wird er das schaffen?«

»Wenn wir ihm Samson zum Assistenten geben, kommt er schon zurecht.« Bret veränderte seine Sitzposition. Ihm fiel ein, daß der D.G. all das geplant hatte, wohl wissend, daß Bernards Beförderung bevorstand. Er hatte Bret hier draußen zum Essen eingeladen einzig zu dem Zweck, ihn davon abzuhalten, Samson zu befördern und damit den geplanten großen Coup zu gefährden. Die Einschleusung von Mrs. Samson in den Kreml. Der gerissene alte Bastard.

»Ich überlasse das ganz Ihnen.«

»Sehr wohl, Sir. Danke. Gute Nacht, Sir Henry.« Der D.G. beugte sich in den Wagen hinein und sagte: »Ach ja. In Betreff der Sache, die wir besprochen haben: kein Wort zu Silas Gaunt. Für's erste ist es besser, er erfährt nicht, daß auch Sie daran beteiligt sind.«

»Ist das klug, Sir?« sagte Bret, den es wurmte, daß der D.G. wenn er mit »Onkel Silas« sprach, das Unternehmen offenbar als seine eigene Erfindung ausgab.

Der D.G. wußte, was Bret durch den Kopf ging. Er berührte die Seite seiner Nase. »Man kann nicht auf zwei Hochzeiten gleichzeitig tanzen. Kennen Sie dieses kleine Sprichwort?«

»Nein, Sir.«

»Ungarisch.«

»Ja, Sir.«

»Oder rumänisch oder kroatisch. Eins von diesen verdammten Ländern, wo sie auf Hochzeiten tanzen. Fahren Sie los, alter Junge. Sie haben eine lange Fahrt vor sich, und mir wird's hier allmählich kalt.«

Sir Henry schlug die Tür zu und klopfte auf das Wagendach. Der Wagen fuhr ab, laut knirschten die Reifen auf dem Kies der Auffahrt. Er ging nicht gleich ins Haus zurück, er sah dem Wagen nach, bis er an der Biegung der Auffahrt verschwand. Sir Henry rieb sich energisch die Hände, als er kehrte und ins Haus ging. Es war alles gutgegangen. Es würde natürlich noch zäh verhandelt werden müssen, ehe das Projekt genehmigt wurde, aber zähe Verhandlungen waren von jeher Sir Henrys Stärke. Bret Rensselaer konnte es schaffen, wenn irgend jemand es konnte. Die Pläne waren überzeugend. Auf diese Weise mußte die Deutsche Demokratische Republik angepackt werden. Und es war Brets Idee, Brets Baby. Bret war genau der Mann dafür: Verschwiegenheit, Besessenheit, Patriotismus, Einfallsreichtum und Schlagfertigkeit. Sofort hatte er begriffen, daß er Samson nicht die Leitung der Deutschland-Abteilung geben konnte, wenn die Desertion seiner Frau vorgesehen war. Das wäre denn doch ein bißchen zu dick gewesen. Ja, Bret würde die Sache machen.

Weshalb also hatte der Director-General dennoch Vorbehalte gegen das Projekt, das er in Gang gesetzt hatte? Weil Bret Rensselaer so verdammt tüchtig war. Gab man Bret einen Befehl, würde er ihn ohne Rücksicht auf Verluste ausführen. Diese Hartnäckigkeit hatte der D.G. schon gelegentlich bei den Söhnen reicher Männer bemerkt. Überkompensation oder Schuldgefühle oder so was. Der D.G. fröstelte. Es war eine kalte Nacht.

Als der Wagen auf die Landstraße einbog, ließ sich Bret Rensselaer in das weiche Leder sinken und schloß die Augen, um klarer denken zu können. So hatte also Mrs. Samson die Rolle einer Doppelagentin schon seit wer weiß wie vielen

Jahren gespielt, und niemand hatte auch nur eine Ahnung davon gehabt. Konnte es wahr sein? Es war vollkommen unglaublich, aber er glaubte es. Mrs. Samson traute er absolut alles zu. Fiona Samson war die strahlendste und wunderbarste Frau auf der ganzen weiten Welt. Er war insgeheim verliebt in sie, seitdem er ihr zum ersten Mal begegnet war.

# 4

*Kent, England, März 1978*

»Wir leben in einer Gesellschaft voller vermeidbarer Unruhen, vermeidbarer Krankheiten, vermeidbarer Schmerzen, voller Härte und dummer, unabsichtlicher Grausamkeiten.« Sein Tonfall war walisisch. Er hielt inne. Fiona sagte nichts. »Das sind nicht meine Worte, sondern die Worte von H. G. Wells.« Er saß am Fenster. Der Kanarienvogel im Käfig über seinem Kopf schien zu schlafen. Es war schon fast April. Das Tageslicht schwand rasch. Die Kinder, die im Garten nebenan spielten, wurden ins Haus gerufen, Zeit zum Schlafengehen, nur die unruhigsten Vögel regten sich noch in den Bäumen. Das Meer, unsichtbar jenseits der Bodenwelle, war schwach zu hören. Der Mann namens Martin Euan Pryce-Hughes war ein Profil vor den billigen Netzgardinen. Sein fast vollkommen weißes Haar, lang und an den Enden leicht wellig, rahmte den Kopf wie ein Helm. Nur wenn er an der gebogenen Pfeife zog, leuchtete sein altes, faltiges Gesicht auf.

»Irgendwie kamen mir die Worte gleich bekannt vor«, sagte Fiona Samson.

»Die Fabier waren feine Leute. Wells, der Theoretiker, der große George Bernhard! ... Die Webbs, Gott segne ihr Andenken. Laski und Tawney. Mein Vater hat sie alle gekannt. Ich erinnere mich noch an viele, die bei uns zu Hause ein und aus gingen. Träumer, natürlich. Sie dachten, daß Schriftsteller und Dichter und Flugschriften die Welt verändern könnten.« Ohne Fiona anzusehen, belächelte er diese Vorstellung, und aus seinem Ton konnte sie die Verachtung heraushören. Seine Stimme war leise und angenehm, mit dem vollen Klang der walisischen Täler. Es war der gleiche Tonfall, den sie in der Stimme seiner Nichte Dilwys gehört hatte, die in Oxford ihre Zimmerkameradin gewesen war. Das Department hatte sie angewiesen, diese Freundschaft zu pflegen, und durch Dilwys

hatte sie Martin kennengelernt.

Auf dem Bücherregal stand ein Foto von Martins Vater. Sie konnte verstehen, weshalb sich die Frauen um ihn gerissen hatten. Vielleicht war ja auch freie Liebe eine Forderung jener Philosophie der Fabier, der er sich in seiner Jugend so bedingungslos ergeben hatte. War der sprichwörtliche Apfel auch in diesem Fall nicht weit vom Stamm gefallen? Auch in Martin steckte eine heftige und rücksichtslose Entschlossenheit. Und wenn er sich die Mühe gab, brachte er eine sehr anständige Imitation des Charmes zustande, für den sein Vater berühmt gewesen war. Es war eine Kombination, die beide Männer für junge Frauen unwiderstehlich machte. Und es war eine Kombination, die die Aufmerksamkeit des russischen Spionageapparats, als der noch nicht KGB hieß, auf Martin gelenkt hatte. »Manche Leute sind fähig, was auszurichten«, sagte Fiona, denn diese Art von Antworten schien er von ihr zu erwarten. »Andere schreiben und reden. Die Welt ist so von jeher. Die Träumer sind nicht weniger wert, Martin.«

»Ja, ich wußte, daß Sie das sagen würden«, sagte er. Der Ton, in dem er das sagte, traf sie. Oftmals schienen seine Worte einen Doppelsinn – eine Warnung – zu enthalten. So könnte diese Bemerkung bedeuten, er hätte gewußt, daß sie das sagen würde, weil es die erwartete Banalität war: das, was man vom Klassenfeind erwarten durfte. Sie hatte tausendmal lieber mit Russen zu tun. Die Russen konnte sie verstehen, das waren hartgesottene Profis, aber dieser verbitterte Idealist, der sich darauf einließ, für sie die Dreckarbeit zu machen, war ihr unbegreiflich. Dennoch haßte sie ihn nicht. »Sie wissen alles, Martin«, sagte sie.

»Was ich nicht weiß«, gab er zu, »ist, weshalb Sie diesen Mann geheiratet haben.«

»Bernard ist ein wunderbarer Mann, Martin. Er ist tapfer, entschlossen und klug.«

Er paffte an seiner Pfeife, ehe er antwortete: »Tapfer vielleicht. Entschlossen zweifellos. Aber nicht einmal seine närrischsten Freunde würden wohl auf die Idee kommen, ihn klug zu nennen, Fiona.«

Sie seufzte. Derartige Auseinandersetzungen hatten sie schon öfter gehabt. Obwohl er doppelt so alt war wie sie, drängte es ihn, alle Nebenbuhler bei ihr auszustechen. Anfänglich hatte er handfeste Annäherungsversuche gemacht, aber das war schon lange her. Die Tour schien er aufgegeben zu haben. Aber seine Überlegenheit mußte er beweisen. Er hatte sogar bittere Eifersucht auf ihren Vater zu erkennen gegeben, als sie den bewundernswerten Pelzmantel erwähnte, den dieser ihr geschenkt hatte. Geld verdienen könne jeder Trottel, hatte Martin gebrummt. Und sie hatte ihm beige pflichtet, um seine verletzte Eitelkeit zu heilen und ihn zu besänftigen. Erst vor kurzem hatte sie begriffen, daß sie ihm so wichtig war wie er ihr. Als der KGB-Mann von der Handelsdelegation ihr Martin als Vaterfigur, Faktotum und Mittler zugewiesen hatte, hatten sie nicht einmal in ihren wildesten Träumen gehofft, daß sie eines Tages Anstellung beim britischen geheimen Nachrichtendienst finden würde. Diese erstaunliche Entwicklung hatte begonnen, während Martin jeden ihrer Schritte überwachte und sie bei jedem Schritt beriet. Nun, da sie eine leitende Stellung in der Londoner Zentrale hatte, konnte Martin sehr befriedigt auf die Arbeit der vergangenen zehn Jahre zurückblicken. Er, der nur ein Handlanger der Russen gewesen war, war jetzt Treuhänder ihrer wertvollsten Kapitalanlage. Es war von einer Auszeichnung oder einem KGB-Rang die Rede. Er tat so, als wäre er an dergleichen nicht interessiert, doch beim Gedanken daran verspürte er doch eine angenehme Wärme. Und es könnte ihm bei seinen Verhandlungen mit den Leuten hier in London von Nutzen sein. Die Russen hatten Respekt vor Auszeichnungen. Sie sah auf die Uhr. Wie lange würde der

Kurier noch auf sich warten lassen? Schon jetzt war er zehn Minuten zu spät dran. Das war ungewöhnlich. Bei ihren bisher seltenen direkten Kontakten mit dem KGB waren dessen Leute immer pünktlich gewesen. Sie hoffte, daß es nicht irgendwo Ärger gegeben hatte.

Fiona war Doppelagentin, aber sie hatte nie Angst. Allerdings hatte die Moskauer Zentrale während der vergangenen achtzehn Monate die Liquidierung mehrerer Leute veranlaßt – einen hatte es auf dem Oberdeck eines Autobusses in Fulham erwischt; ihn tötete ein Giftpfeil –, aber diese Leute waren alle gebürtige Russen gewesen. Sollte ihr Doppelspiel entdeckt werden, konnte sie durchaus hoffen, mit dem Leben davonzukommen. Freilich würden sie aus ihr herausquetschen, was sie wußte, und die Aussicht auf ein KGB-Verhör war schrecklich genug. Aber für eine Frau von Fionas Motiviertheit war die Aussicht auf den Ruin all dessen, was sie in jahrelanger harter Arbeit aufgebaut hatte, noch schlimmer. Jahre der Vorbereitung, jahrelanges Bemühen um das Vertrauen des Gegners. Jahrelange Täuschung des Ehepartners, der Kinder und Freunde. Und jahrelanges geduldiges Ertragen der Giftpfeile, die Köpfe wie der dieses Martin Euan Pryce-Hughes abschossen. »Nein«, wiederholte Martin, als genösse er jedes Wort. »Nicht einmal seine besten Freunde würden Mr. Bernard Samson klug nennen. Wir haben Glück gehabt, daß Sie gerade ihn geheiratet haben, mein liebes Mädchen. Ein wirklich kluger Mann hätte herausgekriegt, was Sie treiben.«

»Ein mißtrauischer Mann, ja. Bernard vertraut mir aber. Er liebt mich.«

Martin grunzte. Die Antwort gefiel ihm ganz und gar nicht. »Ich treffe ihn ab und zu. Wußten Sie das?« sagte er.

»Bernard? Sie treffen sich mit Bernard?«

»Es ist notwendig. Um Ihretwillen, Fiona. Überwachung. Wir nehmen ab und zu Kontakt auf. Nicht nur ich, auch

andere.« Der eingebildete alte Bastard. Sie hatte nicht damit gerechnet, aber natürlich, der KGB würde Erkundigungen über sie einholen, und Bernard wäre einer von vielen, die sie beobachteten. Gott sei Dank, daß sie ihm niemals irgendwas anvertraut hatte. Nicht weil sie geglaubt hätte, er könnte kein Geheimnis für sich behalten. Der Kopf mußte ihm brummen von der Masse der Geheimnisse, die da kein Schlupfloch fanden. Aber das hier betraf ihn zu persönlich. Sie mußte selbst damit fertig werden, ohne Bernards Hilfe.

»Ich nehme an, Sie wissen, daß man mir für Notfälle diese direkte Verbindung mit einem Führungsoffizier gegeben hat«, sagte sie in so sanftem, verheißungsvollem Ton, als wolle sie einer Zuhörerschaft erwartungsvoller Fünfjähriger ein Märchen erzählen.

»Ich weiß«, sagte er. Er wandte sich um und lächelte sie gönnerhaft an. Mit diesem Lächeln bedachte er alle Frauen, die seine Genossinnen sein wollten. » Und das finde ich ganz prima.«

»Ist es auch. Und ich werde mich dieser Verbindung bedienen. Wenn Sie oder Chesty oder sonst einer von diesen tölpelhaften Amateuren aus der Handelsdelegation sich irgend jemandem von den Leuten in meiner Umgebung nähern, um die zu überwachen oder irgendwelche faulen Tricks auszuprobieren, geht's euch an die Eier. Ist das klar, Martin?«

Sie lachte fast über das Gesicht, das er dazu machte: offener Mund, Pfeife in der Hand, stierer Blick. Von dieser Seite kannte er sie kaum. Für ihn spielte sie gewöhnlich die gehorsame Hausfrau.

»Haben Sie verstanden?« fragte sie, und jetzt war ihre Stimme hart und verächtlich. Sie wollte eine Antwort, denn wenn er etwa meinte, daß sie nur Spaß machte, wollte sie ihn eines Besseren belehren.

»Ja, Fiona«, sagte er kleinlaut. Wahrscheinlich hatte er Anweisung, sie nicht zu verärgern. Oder er wußte, was die

Zentrale mit ihm machen würde, wenn Fiona sich über ihn beschwerte. Wenn er sie verlor, war er alles los, was ihm lieb und teuer war. »Und lassen Sie die Finger von Bernard, ja? Ihr seid Amateure, Sie sind nicht in Bernards Klasse. Der ist schließlich schon seit seinen Kinderjahren im echten Agentenführungsgeschäft. Leute wie Chesty und Sie ißt der zum Frühstück. Wir können von Glück sagen, wenn er nicht schon Lunte gerochen hat.«

»Ich werde die Finger von ihm lassen.«

»Bernard hat es gern, wenn die Leute ihn für blöd halten. Auf die Weise führt er sie an der Nase herum. Wenn Bernard jemals Verdacht schöpfte ... ich wäre erledigt. Er würde mich auseinandernehmen.« Sie hielt inne. »Und die Zentrale würde fragen, warum.«

»Vielleicht haben sie recht.« Gleichgültigkeit heuchelnd, stand er auf, seufzte laut und sah über die Netzgardinen aus dem Fenster, als versuchte er die Straße zu sehen, die der Bote herunterkommen würde.

Man konnte den alten Mann wohl bedauern. Dieser glänzend begabte Sohn eines Vaters, der es stets verstanden hatte, seine lauthals verkündeten sozialistischen Überzeugungen mit dem Genuß von Wohlleben und politischen Ehren zu verbinden, hatte sich niemals damit abgefunden, daß sein Vater ein skrupelloser und charmanter Schurke mit unwahrscheinlichem Glück gewesen war. Martin war seinen politischen Überzeugungen mit verbissener Ehrlichkeit ergeben. Fleißig, aber ohne Feuer bei seinen Studien und humorlos und anspruchsvoll in seinen Freundschaften. Als sein Vater starb – in einem Luxushotel in Cannes, im Bett mit einer reichen Dame der höheren Gesellschaft, die daraufhin reumütig zu ihrem Gemahl zurückkehrte –, hatte er ihm, dem einzigen Kind, ein kleines Erbe hinterlassen. Martin hatte alsbald seine Stellung in einer öffentlichen Bibliothek gekündigt, um sich im Selbststudium

daheim politische Geschichte und Wirtschaftswissenschaft beizubringen. Nur mit Mühe konnte er von seinen geringen privaten Einkünften den Lebensunterhalt bestreiten. Das wäre noch schwieriger gewesen, hätte er nicht bei einer politischen Versammlung die Bekanntschaft eines schwedischen Gelehrten gemacht, der ihn davon überzeugte, daß man der UdSSR helfen mußte, wenn einem die Sache des Proletariats, des internationalen Sozialismus und des Weltfriedens am Herzen lag.

Der grausamste Streich, den ihm das Schicksal spielte, war vielleicht, daß Martin, dessen Vater in der Oberschicht, in die er aufgestiegen war, wie die Made im Speck gelebt und ihn auf die teuersten Schulen geschickt hatte, sich einrichten mußte auf die Lebensbedingungen jener Arbeiterklasse, aus der sein Vater aufgestiegen war. Seine Rebellion hatte sich ganz im stillen vollzogen. Die Russen gaben ihm die Möglichkeit, unbemerkt an der Zerstörung einer Gesellschaft zu arbeiten, an der ihm nichts gelegen war. Sein verschwiegenes Wissen gab ihm die Kraft, die Entbehrungen zu ertragen, zu denen ihn seine Verhältnisse zwangen. Die verborgenen Russen und, natürlich, die heimlichen Frauen. In der Tat befriedigte alles die gleiche Begierde, denn wenn kein Ehemann oder Geliebter zu betrügen war, gewährten seine Abenteuer ihm wenig Befriedigung, weder sexuelle noch anderweitige.

Aus der Nachbarwohnung ertönten plötzlich Klavierklänge. Die Häuser waren winzig – vor hundert Jahren für die Landarbeiter der Güter von Kent gebaut – , und die Wände waren dünn. Das Spiel begann mit jenem grandiosen Wühlen in den Tasten, mit dem Kneipenpianisten zur Eröffnung ihrer Darbietungen Eindruck erwecken wollen, dann löste es sich in der Melodie eines Liedes aus dem Ersten Weltkrieg auf, The Roses of Picardy. Das muntere Geklimper bestärkte Fiona in dem Gefühl, das sie schon seit einer Weile irgendwie in eine frühere Zeit zurückversetzte, wo sie, gefangen in der

Vergangenheit, abwartete. Es war die lange und vielversprechende Frühlingszeit der ersten Jahre des Jahrhunderts, in der sich niemand hatte vorstellen können, daß es jemals kalt werden würde. Nichts wies daraufhin, daß sie nicht in diesem Wohnzimmer zu King Edwards Zeit saßen, im Jahre 1904 vielleicht, als Europa noch jung und unschuldig war, als die Londoner Omnibusse noch mit Pferden bespannt und die HMS Dreadnought noch ungebaut waren, als der permanente Oktober Rußlands noch in der Zukunft lag. »Sie verspäten sich nie«, sagte sie mit einem Blick auf ihre Uhr und legte sich eine Erklärung zurecht, die ihren Ehemann zufriedenstellen würde, wenn der vor ihr zu Hause wäre. »Sie haben ja selten mit ihnen zu tun«, sagte er. »Sie treffen sich ja meistens mit mir, und ich verspäte mich nie.« Sie widersprach nicht. Er hatte recht. Sie traf sich nur sehr selten mit Russen. Das Risiko, daß die vom MI5 beschattet wurden, war zu groß.

»Nimmt man aber mal Kontakt mit ihnen auf, passiert gewöhnlich, was wir jetzt erleben.« Er genoß es, zeigen zu können, wie wichtig er für die Kontakte mit Russen war. Ob sie wollte oder nicht, sie machte sich Sorgen um diesen Russen, der versucht hatte überzulaufen. Er hatte gesehen, daß sie allein war, und sich ihr, wie es schien, einer plötzlichen Eingebung folgend, genähert. Wollte der KGB ihr eine Falle stellen? Sie hatte ihn nur dieses eine Mal gesehen, aber er schien ein so anständiger und aufrichtiger Mann zu sein. »Es muß schwierig sein für jemand wie Blum«, sagte sie.

»Schwierig in welcher Hinsicht?«

»In einem fremden Land arbeiten. Jung, ohne seine Frau, einsam. Vielleicht gemieden, weil er Jude ist.«

»Ich bezweifle das sehr«, sagte er. »Er war dritter Sekretär des Attachés. Er genoß Vertrauen und hatte ein anständiges Gehalt. Das kleine Schwein wollte sich nur wichtig machen.«

»Ein russischer Jude mit deutschem Namen«, sagte Fiona. »Ich frage mich, was ihn motiviert haben mag.«

»Den Trick wird er nicht noch mal versuchen«, sagte Martin.

»Und der Attaché wird einen Anpuff aus Moskau kriegen, der sich gewaschen hat.« Er belächelte diese Vorstellung zufrieden. »Alles wird über mich laufen, wie es vor Blum üblich war.«

»Könnte das eine Falle gewesen sein?«

»Um Ihre Zuverlässigkeit zu testen? Um rauszukriegen, ob Sie Doppelagentin sind und vielleicht doch den Herrschaften vom SIS gehorchen?«

»Ja«, sagte sie. »Um mich auf die Probe zu stellen.« Sie beobachtete Martin sorgfältig. Bret Rensselaer, ihr Führungsoffizier, der dieses Doppelleben, das sie führte, organisierte, sagte, er sei sich ganz sicher, daß Blum auf Weisung Moskaus handelte. Selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, hatte Rensselaer erklärt, sei es besser, die Chance, einen ihrer hochkarätigen Agenten zu kriegen, sausenzulassen, als sie zu gefährden. Manchmal wünschte sie, das Leben mit der gleichenkaltblütigen Ungerührtheit betrachten zu können, die Bret Rensselaer an den Tag legte. Jedenfalls konnte sie seine Interpretation der Sachlage nicht anfechten und wußte nicht mal, ob sie's wollte. Aber was würde nun passieren? Martin erwog diese Möglichkeit mit listigem Lächeln. »Na, wenn's denn ein Test war, haben Sie den jedenfalls mit Glanz und Gloria bestanden«, sagte er stolz.

Zum ersten Mal wurde ihr bewußt, was für eine treue Stütze sie in Martin hatte. Martin hatte auf sie gesetzt. Seine Hoffnungen standen und fielen mit ihr, und er würde alles eher tun, als sich mit dem Gedanken anfreunden, daß sein Schützling nicht der einflußreichste sowjetische Agent der neueren Geschichte war. »Es wird allmählich spät.«

»Keine Aufregung. Sie werden Ihren Zug schon noch schaffen. Bernard kommt heute ja wohl aus Berlin zurück, nicht?« Sie antwortete nicht. Martin hatte nicht das Recht,

solche Fragen zu stellen, nicht mal in einem freundlichen Gespräch. Martin sagte: »Ich achte schon auf die Zeit. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Sie lächelte. Jetzt tat es ihr leid, daß sie ihn so angefahren hatte. Die Russen glaubten, daß sie beide durch starke Gefühlsbande miteinander verbunden wären. Daß Martins onkelhafte Art ebenso wie seine unerschütterliche politische Überzeugung wesentlicher Bestandteil ihrer Hingabe an die Sache des Sozialismus seien. Sie wollte ihnen keinen Anlaß geben, diese Theorie zu überprüfen.

Sie sah sich in dem winzigen Zimmer um und fragte sich, ob Martin hier ständig wohnte oder ob dies nur ein sicheres Haus für Begegnungen dieser Art war. Es sah bewohnt aus. Essen in der Küche, Kohle vor dem Kamin, die geöffnete Post hinter die Uhr geklemmt, die auf dem Kaminsims tickte, eine wohlgenährte Katze auf der Pirsch durch den gepflegten Garten. Ein voll aufgetakelter Klipper an der Wand hinter geputztem Glas. Es gab Bücher hier in Hülle und Fülle. Lenin und Marx, sogar Trotzki starteten von den Regalen im Verein mit den von Martin verehrten Fabiern, eine Enzyklopädie des Sozialismus sowie Rousseau und John Stuart Mill. Selbst die geschwätzigen Werke seines Vaters hatte Martin da. Die Tarnung war geschickt. Sogar ein Sicherheitsexperte würde zögern, jemanden als KGB-Agenten zu identifizieren, der solche Vertrautheit mit den Philosophien der Dissidenten, Revisionisten und Verräter an den Tag legte. Martin war getarnt als kauziger, altmodischer und wesentlich britischer linker Spinner, den die Ereignisse der modernen internationalen Politik unberührt ließen. »Es ist wegen meines Sohnes Billy. Heute morgen war sein Rachen geschwollen«, sagte Fiona und blickte wieder auf die Uhr. »Das Kindermädchen sollte um diese Zeit mit ihm deswegen zum Arzt gehen. Unsere Nanny ist ein vernünftiges Mädchen.«

»Natürlich ist sie das.« Er mißbilligte Kindermädchen und

andere Haussklaven. Sie erinnerten ihn an seine eigene Kindheit und riefen, wenn er an seinen Vater dachte, gemischte Gefühle in ihm wach, über die er noch immer nicht gerne nachdachte. »Es wird schon wieder werden.«

»Ich hoffe, daß es nicht Mumps ist.«

»Ich achte auf die Zeit«, sagte er abermals.

»Guter, zuverlässiger Martin«, sagt sie.

Er lächelte und zog an seiner Pfeife. Das war, was er hören wollte.

Es war ein langhaariger Junge, der auf einem Fahrrad kam. Er lehnte es an den Zaun und ging durch den Garten, um an die Haustür zu klopfen. Der Kanarienvogel erwachte und sprang von Stange zu Stange, so daß der Käfig zu schaukeln begann. Martin ging zur Tür und kehrte mit einem Blatt Papier zurück, das er einem verschlossenen Umschlag entnommen hatte. Er reichte es ihr. Es war die gedruckte Quittung eines örtlichen Blumengeschäfts. Mit Filzstift war darauf geschrieben: »Der von Ihnen bestellte Kranz ist wie gewünscht geliefert worden.« Ein großer ovaler roter Gummistempel war darunter gesetzt: »Bezahlt.«

»Verstehe ich nicht«, sagte sie.

»Blum ist tot«, verkündete er leise.

»Mein Gott!« sagte Fiona.

Er sah sie an. Ihr Gesicht war ganz weiß geworden. »Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind so rein wie frisch gefallener Schnee aus der Sache rausgekommen.« Dann begriff er, daß die Nachricht von Blums Tod sie aus der Fassung gebracht hatte. In einem verzweifelten Versuch, sie zu trösten, sagte er: »Unsere Genossen haben eine Schwäche für hochtrabende Rhetorik. Höchstwahrscheinlich haben sie ihn nur nach Moskau zurückgeschickt.«

»Aber warum dann ...?«

»Um Sie zu beruhigen. Um Ihnen zu schmeicheln.« Er nahm ein Tuch und wickelte es um den Käfig, um ihn

abzudunkeln.

Sie sah ihm zu und versuchte, ihm anzusehen, was er wirklich glaubte, aber das war nicht mit Sicherheit zu erkennen. »Glauben Sie mir«, fügte er hinzu. »Ich kenne sie.« Sie entschloß sich, ihm zu glauben. Vielleicht war das eine weibliche Reaktion, aber sie konnte die Verantwortung für Blums Tod nicht auf sich nehmen. Angesichts von Leiden, die anderen zugefügt wurden, war sie nicht tapfer, und doch kam's ja gerade darauf bei ihrem Job am meisten an.

Sie kam kurz nach halb neun nach Hause, und kaum zehn Minuten später fragte Bret Rensselaer telefonisch und lakonisch an: »Alles okay?«

»Ja, alles okay«, sagte sie.

»Und was ist nicht okay?«

Bret hatte ihr etwas angehört. Er war so hellhörig für ihre Gefühle, daß er ihr angst machte. Bernard hätte nie geahnt, daß irgendwas nicht in Ordnung war. »Nichts, gar nichts«, sagte sie nachdrücklich und beherrschte ihre Stimme. »Nichts, worüber wir sprechen könnten.«

»Sind Sie allein?«

»Ja.«

»Übliche Zeit, üblicher Ort.«

»Bernard ist noch nicht da. Er hat sich verspätet.«

»Ich habe etwas arrangiert ... sein Gepäck am Flughafen zurückgehalten. Ich wollte sichergehen, daß ich Sie zu Hause erreiche und daß alles okay ist.«

»Ja, gute Nacht, Bret.« Sie legte auf. Bret tat es ihr zuliebe, aber sie wußte, daß er es genoß, ihr zu zeigen, wie leicht es für ihn war, ihren Mann derart unter Kontrolle zu halten. Auch er war einer von den Männern, die sich verpflichtet fühlten, ihr irgendeinen Aspekt ihrer Macht zu demonstrieren. Bei alledem war auch ein sexueller Unterton, der ihr überhaupt nicht gefiel.

## 5

*Somerset, England, Sommer 1978*

Der Director-General war eine rätselhafte Gestalt, die den Angestellten Stoff für endlose Diskussionen bot. Zum Beispiel, als einmal zu Weihnachten jenes Brett an gut sichtbarer Stelle hinter seinem Schreibtisch an der Wand aufgehängt wurde, auf dem in schöner Brandmalerei zu lesen war: »Nur Unwissenheit ist unbesieglich.« Die Fragen, die dieser Wandschmuck aufwarf, waren nicht erledigt, als man erfuhr, daß es sich dabei um ein Weihnachtsgeschenk der Gattin Sir Henrys handelte. Sein Büro war Schauplatz eines unvergleichlichen Chaos, in das die Raumpflegerinnen nie weit eindringen. Überall waren Bücher gestapelt. Aus den meisten lugten farbige Papierstreifen hervor, die auf reiche Adern wissenswerter Information hinwiesen. Sie waren jedoch bis auf die vorbereitenden Schürfarbeiten von Sir Henrys vielgeprüfem Assistenten nicht weiterverfolgt worden.

Sir Henry Clevemore war ein dankbares Objekt für Bret Rensselaers anthropologisches Interesse an der englischen Rasse. Bret hatte den D.G. als typischen Angehörigen der Oberschicht klassifiziert. Diese hochgewachsene, schlurfende Gestalt, an der teure Anzüge aussahen wie verbeulte Overalls, unterschied sich vollkommen von jedem Bret aus seiner amerikanischen Heimat vertrauten Typus. Von seinen anderen Exzentritäten einmal abgesehen, ermutigte der D.G. seine Untergebenen zu glauben, daß er gebrechlich, taub und geistesabwesend sei. Diese ausgeklügelte Rolle sicherte ihm jedoch eine warmherzige Loyalität, um die ihn mancher zackige Führer beneidet hätte. Zu den unangenehmen Aspekten engerer Zusammenarbeit mit Sir Henry gehörte es, daß dieser auf so plariöse und unberechenbare Weise im Lande umherreiste, daß Bret ihm von einem Treffen zum nächsten in sowohl entlegene als auch unbequeme Orte nachjagen mußte.

Heute waren sie in Somerset. Der Geheimhaltung wegen hatte der D.G. ihn in eine kleine Holzhütte mitgenommen. Sie stand am Rande des Sportplatzes einer der wenigen bedeutenden Public Schools, deren gewissenhafter Präsident der D.G. war. Der D.G. hatte der versammelten Schule eine Rede gehalten und mit dem Direktor den Lunch eingenommen. Bret, kurzfristig hergebeten, hatte sich mit halsbrecherischer Geschwindigkeit hierherfahren lassen. Zum Lunch war für ihn keine Zeit mehr gewesen. Doch das war nicht schlimm, an einem so heißen Tag verzichtete Bret gern einmal auf das Mittagessen.

Die Umgebung der Schule bot eine herrliche Aussicht auf mächtige Bäume, wogende Hügel und Ackerland. Dies war die englische Landschaft, die die großen englischen Landschaftsmaler inspiriert hatte: bedeutungsschwer und geheimnisvoll trotz ihrer hellen Farben. Das frisch gemähte Gras erfüllte die Luft mit seinem kräftigen Duft. Obwohl normalerweise nicht anfällig für Heufieber, verspürte Bret hier eine Schleimhautreizung. Natürlich war das ein Leiden, daß durch nervöse Anspannung verschlimmert wurde, und es wäre töricht gewesen, der Aussicht auf die Begegnung mit dem Director-General keine Bedeutung für das Ausbrechen dieses Anfalls beizumessen. Durch das mit Spinnweben verhängte Fenster sah man zwei Mannschaften weißgekleideter Jugendlicher die geheimnisvollen Leibesübungen absolvieren, aus denen ein Cricket-Match besteht. Passend zu dem sportlichen Ereignis hatte der D.G. weiße Leinenhosen und ein durch Alter vergilbtes Leinenjackett sowie einen Panamahut gewählt. Platz genommen hatte er auf einem Stuhl, von dem aus er das Spiel im Auge behalten konnte. Zu diesem Zweck hatte er auch seine Seite des Fensters blank gewischt, Bret beobachtete die Szene durch die schmutzige Scheibe. Bret stand, den ihm angebotenen gepolsterten Sitz auf einem Ölfaß hatte er dankend abgelehnt. Er versuchte, dem Spiel wenigstens

mit einem Teil seiner Aufmerksamkeit zu folgen, denn ab und zu kam der D.G. darauf zu sprechen und erkundigte sich nach Brets Meinung über den Spielverlauf. »Wenn man's dem Ehemann erzählt«, sagte der D.G. und schüttelte traurig den Kopf, »ist's kein Geheimnis mehr.« Bret antwortete nicht gleich. Er beobachtete den linken Schlagmann, der in Erwartung des Balls mit dem Schläger auf den Boden klopfte. Die Fänger waren in Erwartung scharfer Bälle über das ganze Feld verteilt. Bret wandte sich dem D.G. zu. Er hatte ihm schon deutlich zu verstehen gegeben, daß seines Erachtens Fiona Samsons Mann in alles eingeweiht werden mußte: daß sie Doppelagentin war und demnächst auf die andere Seite wechseln sollte. »Ich sehe sie heute noch«, sagte Bret. Er hoffte, die Einwilligung des D.G. zu erhalten, und würde dann auch Bernard Samson instruieren. Dann würde heute abend alles erledigt sein.

»Was machen Sie zur Zeit mit ihr?« fragte der D.G. Bret ging ein paar Schritte zur Seite und drehte sich dann um. Angesichts dieses charakteristischen Manövers war dem D.G. klar, daß er, wenn er ihn nicht gleich im Keim erstickte, nunmehr einen von Brets berühmten Vorträgen würde über sich ergehen lassen müssen. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und wartete auf eine Gelegenheit zu unterbrechen. Bret hatte niemand anderen, dem er Sachen erklären konnte. Der D.G. wußte, daß er die Pflicht, sich von Zeit zu Zeit Brets Sorgen anzuhören, nicht delegieren konnte.

»Wenn wir sie die Rolle spielen lassen wollen, in der sie's schafft, einen Coup von der Sorte zu landen, der uns beiden vorschwebt, können wir den Gang der Dinge nicht einfach dem Zufall überlassen.«

»Bravo!« sagte der D.G. was sich auf einen Ball bezog, der eben bis ans fernste Ende des Spielfelds geschlagen worden war. Er wandte sich Bret zu und lächelte. »Wir haben nicht allzuviel Zeit, Bret.«

»Wir brauchen Jahre, Direktor, zehn, vielleicht zwölf.«

»Ist das Ihre wohlwogene Meinung?«

Bret sah den alten Mann an. Sie wußten beide, was er dachte. Er wollte, daß Fiona Samson ihre große Rolle spielte, ehe er in Pension ging. Das bescheidene, zurückhaltende Auftreten, das sein Modus operandi war, täuschte, er wollte Ruhm. »Ja, allerdings, Sir Henry.«

»Ich hatte gehofft, daß es etwas schneller gehen würde.«

»Sir Henry, was Moskau betrifft, ist Frau Samson nichts weiter als eine Agentin in Stellung. Bisher hat sie nichts geleistet. Sie hat noch nie was geliefert.«

»An was dachten Sie?«

»Sie sollte nach Berlin versetzt werden. Ich möchte ihnen Gelegenheit geben, sie etwas mehr aus der Nähe kennenzulernen.«

»Das würde den Gang der Dinge aber beschleunigen. Sie würden anfangen, darauf zu drängen, daß sie überkommt.«

»Nein, sie wollen sie in London haben, wo die großen Sachen laufen.« Bret zog sein Taschentuch und putzte sich verschämt die Nase, wobei er sowenig Geräusch wie möglich machte. »Verzeihen Sie, Sir Henry. Ich glaube, dieses frisch gemähte Gras ...«

»Warum aber dann Berlin ...?«

»Sie wird irgendwas für sie tun müssen.« Der D.G. sah ihn an und verzog das Gesicht. Ihm gefielen diese Kunststücke nicht, deren Voraussetzung war, daß man dem KGB was gab. Denn da mußte man immer gute Sachen, überzeugende Sachen geben, und das hieß Sachen, die das Department eigentlich für sich behalten sollte. »Was?«

»So weit bin ich noch nicht, Direktor, aber wir werden nicht darum herumkommen, und es sollte schon vor Ende des Jahres geschehen.«

»Würden Sie mich ein wenig mit Ihren Überlegungen bekannt machen? Augenblick mal, dieser Bursche ist ihr bester

Werfer.« Bret wartete. Es war ein heißer Tag. Das Gras war leuchtend grün, und die Jungen in ihrer Cricket-Kleidung boten ein typisch englisches Schauspiel, das Bret unter anderen Umständen sehr genossen hätte. Der Ball kam sehr schnell, prallte aber auf und flog vorbei. Bret sagte: »Mrs. Samson geht nach Berlin. Während ihrer Zeit dort gibt sie ihnen was Substantielles ...« Bret hielt inne, dem D.G. schauderte es bei dieser Vorstellung. »... so, daß wir eine große Untersuchung anstellen, aus der sie ungeschoren hervorgeht. Vorzugsweise mit ihrer Hilfe.«

»Sie meinen, die andere Seite soll dafür sorgen, daß einer von ihren Agenten die Schuld auf sich nimmt?«

»Nun ja, das wäre natürlich ideal«, sagte Bret.

Der D.G. beobachtete noch immer das Spiel. »Es gefällt mir«, sagte er, ohne sich umzudrehen.

Bret lächelte grimmig. Es war ein harter Kampf, aber das klang fast wie ein Lob von Sir Henry Clevemore, es sei denn, die Bemerkung hätte einer Leistung der Cricket-Spieler gegolten, die Bret entgangen war. Er sagte: »Dann kommt Mrs. Samson nach London zurück, mit der Order, sich ruhig zu verhalten und zu schweigen.«

»Das ist in einem Jahr«, rief ihm der D.G. in Erinnerung.

Bret sagte: »Sir, natürlich können wir ihnen Mrs. Samson sofort präsentieren, keine Frage. Sie ist wie eine Schachtel Muttern und Schrauben: eine Allzweck-Agentin, die Sie überall einsetzen können. Aber das bringt uns nicht genug.«

»Nein«, sagte der D.G. beobachtete die Cricket-Spieler und fragte sich, was nun kommen würde.

»Wir müssen diese Frau nehmen und ihr alles aus dem Gehirn waschen, was sie weiß.«

»Geheimmaterial?«

»Ich Sorge schon jetzt dafür, daß sie nichts mehr zu sehen kriegt, was das Department in Schwierigkeiten bringen könnte.«

»Wie nimmt sie das auf?«

»Wir müssen damit rechnen, daß sie verhört wird. Verhöre in den Kellern der Normannenstraße über sich ergehen lassen muß.« In dem nun folgenden Schweigen brummte zornig eine große Fliege gegen die Fensterscheibe.

»Scheußliche Vorstellung.«

»Der Einsatz ist hoch, Sir Henry. Aber wir spielen, um zu gewinnen.« Er sah sich in der Hütte um. Es war unerträglich heiß, und es roch nach Leinöl und Unkrautvernichtungsmittel.

Bret öffnete die Tür, um ein wenig frische Luft hereinzulassen.

Der D.G. sah Bret an und sagte: »Ein gutes Gewitter würde die Atmosphäre reinigen«, als wäre das etwas, was er veranlassen könnte. Dann setzte er hinzu: »Sie lassen mich wieder daran zweifeln, ob das wirklich eine Aufgabe für eine Frau ist.«

»Jetzt ist's zu spät, den Plan noch zu ändern.«

»Das doch wohl nicht?« Selbst der D.G. spürte die Hitze. Er wischte sich die Stirn mit dem roten Seidentaschentuch, das in der Brusttasche seines Jacketts gesteckt hatte. »Mrs. Samson weiß, was wir vorhaben. Wenn wir uns nun für einen anderen Agenten entscheiden, kennt sie doch unseren Plan schon. Ich habe ihr die Zahlen und Tabellen gezeigt. Sie weiß, daß wir bei den Facharbeitern und den Akademikern ansetzen wollen. Sie weiß, daß wir ihnen die Arbeitskräfte abspenstig machen wollen, die sie am nötigsten brauchen, und welche oppositionellen Gruppen wir da drüben unterstützen wollen.«

»War das nicht ein bißchen voreilig, Bret?«

»Es wird allein auf sie ankommen, wenn sie erst mal dort ist. Sie muß unsere Strategie so gut kennen, damit sie ihre Vorgehensweise darauf abstimmen kann.«

»Vermutlich haben Sie recht. Ich wünschte, Sie wären an meiner Stelle, wenn ich nächste Woche dem Cabinet Secretary die Sache erklären muß. All Ihre Statistiken und der ganze

Teufelskram ... Verstehen Sie, Bret, wenn wir ihn nicht dazu überreden können, in die Grundidee einzuwilligen ... Haben Sie übrigens schon eine Codebezeichnung für die Operation?«

»Ich hielt es für besser, keine Codebezeichnung vom Department zu erbitten.«

»Nein, nein, nein, natürlich nicht. Wir werden uns selber eine ausdenken. Irgendwas, das auf das Ziel der Operation – Schwächung der Wirtschaftskraft des Gegners – hinweist, ohne deren Sicherheit zu gefährden. Haben Sie irgendwelche Ideen?«

»Ich dachte an Operation Blutsturz oder Operation Ausgeblutet.«

»Ausgeblutet? Ich weiß nicht. Sonst noch was?«

»Angeschlagen?«

»Nicht schlecht, aber gelinkt finde ich besser.«

»Also dann ›Gelinkt‹. Ja, Sir Henry, das trifft's sehr gut.«

»Ach, mein Gott, der Bursche taugt doch überhaupt nichts! Linkshänder, und schauen Sie, wie er schon den Schläger hält!« Er wandte sich an Bret. »Sie verstehen, was ich damit meine, ihn von unserer Grundidee zu überzeugen?«

Bret verstand das genau. Wenn dem Cabinet Secretary die wirtschaftspolitische Zielsetzung nicht einleuchtete, würde man sich noch mal überlegen, ob Bret überhaupt der richtige Mann für die Operation wäre. Und vermutlich würde man Mrs. Samson einen anderen Führungsoffizier geben. Der D.G. sagte: »Bleibt noch die Frage, in welchem Bereich die Sowjets sie einsetzen werden, wenn sie einmal drüben ist. Das dürfen wir nicht dem Zufall überlassen.«

»Der Agent X muß Maßarbeit sein«, sagte Bret, der es für besser hielt, Mrs. Samson fürs erste nicht namentlich zu nennen, um beim D.G. keine Zweifel zu schüren. »Ich muß denen einen Agenten liefern, der auf einem bestimmten Gebiet so große Erfahrung und Kenntnisse hat, daß sie ihn auf dem Gebiet einsetzen müssen, wo wir ihn haben wollen.«

»Ich fürchte, da komme ich nicht mit«, sagte Sir Henry, ohne das Kricketspiel aus den Augen zu verlieren. »Ich werde dieses Jahr damit zubringen, die russischen Verbindungen zur ostdeutschen Staatssicherheitspolizei zu studieren, insbesondere die Arbeitsweise der KGB-Stasi-Befehlszentrale in Berlin. Ich werde ihnen ein umfassendes Bild ihrer Schwächen und Stärken liefern.«

»Schaffen Sie das?«

»Ich habe den größten Teil der letzten Woche mit der Lektüre von Operationsberichten verbracht. Lassen Sie mich die Befehlsstrukturen da drüben ein bißchen unter die Lupe nehmen, und meine Analytiker könnten ein detailliertes Bild aufbauen. Das wird eine Weile dauern, aber wir kriegen, was wir brauchen.«

»Ihr Sicherheitsnetz ist gut«, sagte der D.G. »Wir werden rauszukriegen versuchen, was sie brauchen. Die Sachen, die sie nicht wissen. Ich habe gute Leute in meiner Abteilung. Die verstehen sich darauf, Zahlenmaterial zu sichten und daraus zu schließen, was vor sich geht.«

»Auf wirtschaftlichem Gebiet wohl. Mit Statistiken über Bankgeschäfte, Export, Import, Kredite und so weiter ist das möglich, weil man's da mit harten Fakten zu tun hat. Aber das hier ist wesentlich komplexer.«

»Gestatten Sie, Sir Henry, aber da irren Sie sich meines Erachtens«, sagte Bret Rensselaer mit leicht schnarrender Stimme, die seine Anspannung verriet.

Der D.G. vergaß das Kricketspiel und sah ihn an. Brets Augen waren weit geöffnet, sein Lächeln starr, eine gewellte Strähne seines blonden Haars lag nicht mehr da, wo sie hingehörte. Bis zu diesem Augenblick war ihm nicht klar gewesen, in welchem Maße Bret Rensselaer in seiner neuen Aufgabe aufging. Zum ersten Mal begann der D.G. zu glauben, daß dieser verrückte Plan tatsächlich gelingen mochte. Was für ein umwerfender Coup wäre das, wenn Bret wirklich damit

durchkäme: Mrs. Samson in die Ost-Berliner Kommandostruktur einschleusen, wo sie dann deren eigene geheime Unterlagen über Protestgruppen, Dissidenten und andere Antikommunisten auswerten könnte, um das Department bei der geplanten Zerstörung der Wirtschaftskraft des kommunistischen Regimes zu beraten. »Die Zukunft wird es zeigen, Bret.«

»Ja, allerdings, Sir.«

Der D.G. nickte Bret zu. War es die Aussicht, aus der hoch wichtigen, aber etwas ermüdenden Welt der Ausschüsse in die aufregendere Luft der Operationsabteilung versetzt zu werden, die ihn so aufgemöbelt hatte? Oder hatte er einfach seit dem Auszug seiner Frau, der ja nach einer dauerhaften Trennung aussah, mehr freie Zeit? Oder hatte der Verlust seiner Frau an einen anderen Mann Bret in die Notwendigkeit versetzt, sich zu beweisen? All das mochte dabei mitwirken. Und doch hatte der D.G. dabei noch nicht Mrs. Fiona Samson selbst in Rechnung gestellt und den stärkenden Einfluß, den ihre Mitwirkung an dem Plan auf Bret Rensselaers Kraft und Entschlossenheit ausübte.

»Geben Sie mir freie Hand, Sir?«

»Aber zehn Jahre ...«

»Vielleicht hätte ich keinen zeitlichen Rahmen angeben sollen.« Seine Nasennebenhöhlen schmerzten. Er fühlte ein überwältigendes Bedürfnis, sich noch einmal die Nase zu putzen, und tat es. Der D.G. beobachtete ihn interessiert. Er wußte nicht, daß Bret Probleme mit den Nasennebenhöhlen hatte. »Gehen wir mal durch, wie das ablaufen soll. Wie steht's mit den Finanzen?« Er wandte sich wieder dem Kricketspiel zu. Der linke Schlagmann hatte einen fabelhaften Fang geschlagen – höher und höher flog der Ball und kurvte dann in die Tiefe wie eine Mörsergranate –, aber zum Glück für ihn war kein Fänger in der Nähe, der ihn hätte abfangen können. Einer rannte danach, verschätzte sich aber beim Aufschlagort.

Der Ball fiel zu Boden, und ein vielstimmiges Stöhnen ertönte.

»Ich werde Geld brauchen, und das darf nicht über die zentrale Finanzierungsstelle geleitet werden.«

»Da bieten sich viele Wege an.«

»Ich habe eine Firma.«

»Machen Sie es ganz so, wie Sie's für das Beste halten, Bret. Ich weiß, daß Sie das Geld nicht vergeuden werden. Um welche Summe wird's sich handeln? Ungefähr?«

»Eine Million Pfund Sterling für das erste Jahr. Doppelt soviel für das zweite und für jedes folgende Jahr, unter Berücksichtigung der Inflationsrate und der Wechselkursentwicklung natürlich. Keine Belege, keine Quittungen, keine Kontoführung.«

»Na schön. Wir werden für den Geldtransfer was austüfteln müssen.« Der D.G. schirmte seine Augen mit einer zusammengefalteten Zeitung ab. Die Sonne war herumgekommen und schien nun durch das Fenster herein. »Habe ich was vergessen?«

»Nein, Sir.«

»Dann werde ich Sie nicht länger aufhalten. Gewiß werden Sie viel zu tun haben. Sehen Sie sich das an: Der Kapitän hat einen neuen schnellen Werfer eingesetzt. Und der ist ziemlich gut. Was meinen Sie, Bret?«

»Wirklich sehr gut. Ein Problem wird sich stellen, wenn wir Mrs. Samson nach Berlin schicken. Werden sie diesen walisischen Sozialisten weiterhin als Kontaktmann benutzen? Wenn nicht, müssen wir bei der Auswahl des neuen verdammt aufpassen. Berlin ist ganz anders als London. Da kennt jeder jeden.«

»Und jeder haßt jeden«, sagte der D.G. »Empfehlen Sie ihr, ihnen die Möglichkeit nahezulegen, und warten wir ab, wie sie darauf reagieren.«

»Dieser Waliser ist ihr sehr ergeben«, sagte Bret. »Er will unbedingt glauben, daß sie die Superspionin des KGB ist. Sie

ist sein Schützling. Sie könnte einen katastrophalen Fehler machen, das würde dennoch sein Vertrauen in sie nicht erschüttern. Aber wenn sie nach Berlin geht, werden sie mißtrauischer sein. Sie wissen ja, wie das ist, wenn irgend jemens teuerster Schatz von einem Rivalen unter die Lupe genommen wird. Der KGB wird sie von Kopf bis Fuß durchleuchten.«

Der D.G. runzelte die Brauen. »Bringen Sie da in erzählender Form nachträgliche Zweifel vor?« fragte er scharf.

»Nein, Sir. Die Versetzung nach Berlin ist wesentlicher Teil des Plans. Ich sage nur, daß sie da unter erheblichem Druck stehen wird.«

»Sie wollen aber doch noch mehr sagen.« Der D.G. stand aufrecht und neigte den Kopf, um Bret über seine Brillengläser zu betrachten.

»Wir verlangen, daß sie ihren Mann und ihre Kinder aufgibt. Die Kollegen werden sie verachten ...«

»Wann hat sie Ihnen das alles erzählt?«

»Sie hat nichts erzählt.«

»Sie hat überhaupt keine Bedenken geäußert?«

»Nicht mir gegenüber. Sie ist Patriotin. Ihr Pflichtgefühl ist bewundernswert.«

Der D.G. schiefte. »Wir haben's schon erlebt, daß Patrioten anderen Sinnes wurden, nicht wahr, Bret?«

»Sie nicht«, sagte Bret fest und bestimmt.

»Also dann, woran hapert's?«

»Ihr Mann. Wir sollten ihn einweihen. Er wird ihr die Hilfe und Ermutigung geben können, die sie braucht. Sie würde nach Osten gehen in dem Wissen, daß ihr Mann die Familie zusammenhalten wird. Damit hätte sie etwas, woran sie sich festhalten könnte.«

»Ach Bret, fangen wir doch nicht wieder damit an.« Der D.G. wandte sich ab.

»Sie sagten, Sie würden mir freie Hand lassen.« Er drehte

sich abrupt wieder um, und als er sprach, war ein unnachgiebiger Ton in seiner Stimme.

»Mir ist nicht erinnerlich, dergleichen gesagt zu haben. Sie haben mich gebeten, Ihnen freie Hand zu lassen. Fast jeder Angehörige des Departments bittet mich irgendwann darum, ihn nach Gutdünken machen zu lassen. Ich frage mich manchmal, wofür nach Meinung dieser Leute ich mein Gehalt beziehe. Natürlich werde ich Ihnen soviel Freiraum wie möglich lassen. Ich werde Sie vor ›des Mächtigen Druck‹ und dem ›Übermut der Ämter‹ nach Möglichkeit bewahren. Ich werde Ihnen die erforderlichen Mittel besorgen, ohne Quittungen dafür zu verlangen. Und ich bin bereit, mir jede Schnapsidee anzuhören, mit der Sie mir kommen. Aber ein Geheimnis ist ein Geheimnis, Bret. Die einzige Chance, die sie hat, lebendig aus dieser Sache herauszukommen, gibt ihr die Verzweiflung und das Entsetzen ihres Mannes bei der Entdeckung, daß sie zur anderen Seite übergelaufen ist. Die Reaktion ihres Mannes wird ihre Trumpfkarte sein. Seine Hilfe und Ermutigung können wir uns sparen. Ich will Bernard Samson vor Wut außer sich sehen.« Er schlug mit der Zeitung nach einer brummenden Fliege, und nach einigen Schlägen fiel die Fliege zu Boden. »Außer sich vor Wut.«

»Sehr wohl, Sir. Sie werden es gewiß am besten wissen.« Brets Ton gab zu erkennen, daß er weiterhin anderer Meinung blieb.

»Allerdings, Bret, ich weiß es am besten.« Gemeinsam beobachteten sie, wie der Schlagmann den Schläger schwang und dann zurückzuspringen schien, wobei er in den Dreistab stolperte und die Stäbe voneinander riß. Ein schneller Ball war ihm gegen den Bauch geprallt. Er fiel hin, die Hände auf dem Bauch, und wand sich vor Schmerzen. »Linkshänder«, erklärte der D.G. emotionsfrei. Die anderen Spieler scharten sich um den gefallenen Jungen, aber niemand tat etwas. Sie beugten sich nur zu ihm hinunter.

»Ja, Sir«, sagte Bret. »Also gut, ich mache mich auf den Weg.«

»Sie könnte plötzlich zögern, Bret. Das tun Agenten manchmal, wenn die Zeit zum Handeln näher rückt. Tut sie's, sorgen Sie dafür, daß sie sich einen Ruck gibt. Es steht jetzt zuviel auf dem Spiel, als daß wir noch im letzten Augenblick Umbesetzungen vornehmen könnten.« Bret stand still für den Fall, daß der D.G. noch mehr zu sagen hätte. Aber der D.G. schnippte verabschiedend mit den Fingern.

Draußen putzte sich Bret noch einmal die Nase. Verdammtes Gras. Um Kricketwettkämpfe auf frisch gemähtem Rasen würde er in Zukunft einen großen Bogen machen. Für die eine oder andere Überraschung war der Alte noch immer gut, dachte Bret. Was für ein hartgesottener alter Bastard! Bernard darf unter keinen Umständen eingeweiht werden. Das meinte also dieses »Nur Unwissenheit ist unbesieglich«. Als Bret bei seinem Wagen anlangte, war die Schleimhautreizung verschwunden. Es war also doch hauptsächlich der Streß gewesen.

## 6

*London, August 1978*

Fiona Samson, 31, Karrierefrau, liebte es, viele Geheimnisse zu haben. So war sie schon immer gewesen. Anfänglich hatte sie deshalb ihren anspruchsvollen Job bei der Londoner Zentrale – diesem geheimsten aller geheimen Staatsorgane – sehr genossen, doch die Rolle, die sie als Doppelagentin zu spielen hatte, gestaltete sich mit der Zeit derart komplex, daß es mitunter selbst ihr zuviel wurde. Allgemein hieß es, daß Doppelagenten immer Gefahr laufen, schließlich nicht mehr zu wissen, für welche Seite sie wirklich arbeiten, aber bei Fiona war das anders. Fiona konnte sich gar nicht vorstellen, jemals ein kommunistisches Regime zu unterstützen. Ihrer großbürgerlichen Erziehung verdankte sie einen soliden Patriotismus, der sie davor bewahrte. Nicht politische Zweifel also verursachten Fiona Qualen. Sie machte sich Sorgen, vor der überwältigenden Aufgabe, die man ihr gestellt hatte, zu versagen. Bernard wäre in der Rolle des Doppelagenten perfekt gewesen; wie die meisten Männer konnte er verschiedene Bereiche seines Hirns voneinander getrennt halten und seine Arbeit als eine Sache, seine Familie als eine andere behandeln. Fiona konnte das nicht. Sie wußte, ihre Aufgabe würde so hohe Anforderungen an sie stellen, daß sie ihren Mann und ihre Kinder mehr und mehr würde vernachlässigen müssen, um sie schließlich – ohne Vorwarnung – sich selbst zu überlassen. Sie selbst würde als Verräterin gebrandmarkt und ihre Familie mit Schmutz beworfen werden. Die Vorstellung betrückte sie.

Hätte sie alles mit Bernard besprechen können, wäre es vielleicht anders gewesen, aber es war verfügt worden, daß ihr Mann von dem Plan nichts erfahren durfte. Überhaupt verstand sie's nicht sehr gut, sich mit Bernard auszusprechen. Sie hatte nicht weniger Temperament als ihre extravertierte Schwester Tessa, aber ihre Leidenschaft wurde unter Verschuß gehalten

und kam nur selten aufflackernd zum Vorschein. Manchmal, ja sogar oft, wäre Fiona gerne so gewesen wie Tessa. Die Sorte öffentlicher Schaustellungen – spektakuläre Wutausbrüche oder Freudentaumel –, für die ihre Schwester berühmt war, hätten auch ihr große und unmittelbare Erleichterung und Befriedigung verschafft, aber sie hatte keine Wahl.

Fiona war auf eine Weise schön, die sie manchmal von anderen Frauen isolierte. Fionas Schönheit war ein kalter, vollkommener Glanz, wie er jenen unnahbaren Fotomodellen anhaftet, die so selbstgewiß für die Illustrierten posieren. Auch ihr Verstand war kalt und perfekt. Pedantische Universitätslehrer hatten ihren Geist so weit deformiert, daß sie maskuline Prioritäten setzte und viele der ungebundenen Freuden der Weiblichkeit geopfert hatte, um erfolgreich mit den Männern konkurrieren zu können. Fiona teilte ihr Elend, ihre Nöte und ihre mitunter große Freude nur zögernd – manchmal widerwillig – mit ihren Nächsten. Gefühle, gleich welcher Art, waren unter allen Umständen zu verbergen, das hatte ihr Vater sie gelehrt. Ihr Vater war ein unsensibler, starrköpfiger Mann, der Söhne gewollt hatte, was er seinen Kindern – die beide Töchter waren – bei jeder Gelegenheit in Erinnerung rief, wie auch, daß Jungens nicht weinen. Fionas Ehe mit Bernard Samson hatte ihr Leben für immer verändert. Es war Liebe auf den ersten Blick. Sie hatte nie zuvor jemanden wie Bernard kennengelernt. Bernard war ein großer, bärenhafter Mann, der männlichste Mann, der ihr je begegnet war. Jedenfalls besaß er die Eigenschaften, die sie für männlich hielt. Bernard war praktisch. Er konnte jede Art von Maschine reparieren und mit jeder Art von Leuten umgehen. Natürlich war er ein Chauvi, kategorisch und verbohrt. Es fiel ihm nicht ein, im Haushalt zu helfen, und er konnte sich nicht mal ein Ei kochen. Andererseits war er immer fröhlich, fast niemals schlecht gelaunt und ganz ohne Bosheit. Er war ein bißchen schlampig, achtete nicht auf seine Kleidung und Erscheinung,

spielte sich niemals groß auf und gab sich auf keine Weise »intellektuell« oder »künstlerisch«, wie das so viele ihrer männlichen Bekannten taten.

Fionas Mann war, von allen, die sie kennengelernt hatte, der einzige Mensch, dem vollkommen schnuppe war, was andere von ihm hielten. Bernard war ein liebevoller Vater, mehr für die Kinder da als sie selbst, wenn Fiona ehrlich war. Dennoch war Bernard nicht der ehrgeizlose Stromer, vor dem ihr Vater sie gewarnt hatte. Bernard wurde von einer Kraft, einem Gedanken oder Glauben getrieben, wie man es großen Künstlern nachsagt, und wehe dem, der sich ihm in den Weg stellte. Es war nicht leicht, mit Bernard zu leben. Im Berlin der Nachkriegszeit aufgewachsen, wo sein Vater eine höhere Stellung beim militärischen Nachrichtendienst hatte, war er von Kind auf an eine Atmosphäre der Gewalt und des Verrats gewöhnt. Von Natur aus war er hart im Nehmen und zurückhaltend, was seine Gefühle anging. Wo es seine dienstlichen Pflichten verlangten, hatte Bernard Menschen getötet, und zwar ohne Skrupel. Er war ausgeglichen und erfreute sich eines Selbstvertrauens, das Fiona nur bestaunen konnte und um das sie ihn beneidete. Was ihre Ehe schwierig machte, war die Tatsache, daß Bernard Fiona viel zu ähnlich geartet war. Keinem von beiden fiel es leicht auszusprechen, was Männer und Frauen einander sagen müssen, um ihre Ehen in Gang zu halten. Selbst »Ich liebe dich« ging Bernard nicht leicht über die Lippen. Bernard hätte eine umtriebige, extravertierte Frau gebraucht, jemanden wie Fionas Schwester Tessa. Eine solche Frau hätte es vielleicht vermocht, ihn aus seiner Schale zu ziehen. Wenn sich Bernard nur gelegentlich einmal leisten würde, dumm und trivial zu sein! Wenn er nur ab und zu einmal Zweifel oder Ängste laut werden ließe und bei ihr Trost suchte! Fiona brauchte keinen starken, schweigsamen Mann. Stark und schweigsam war sie selber. Einem solchen Mann fiel es schwer, den Standpunkt einer Frau

wirklich mitzufühlen, und Bernard wollte nie verstehen, was Frauen bewegte, »über nichts« zu weinen.

In letzter Zeit hatte Fiona immer häufiger das Gefühl gehabt, nicht mehr lange aushalten zu können, was die Aufgabe, die sie angenommen hatte, von ihr forderte. Sie nahm Beruhigungspillen und Schlaftabletten mit einer Regelmäßigkeit, die früher nicht nötig gewesen war. Wiederholt hatte Bernard sie, wenn er unerwartet nach Hause kam, in Tränen gefunden. Sie hatte ihm erzählt, daß sie bei einem Gynäkologen in Behandlung sei. In seiner Verlegenheit hatte der gute alte Bernard nicht weiter nachgefragt.

Wenn ihre Gedanken sie deprimierten und die Sorgen ihr keine Ruhe ließen, verließ Fiona unter irgendeinem Vorwand das Büro und ging zu Fuß zur Waterloo Station. Sie hatte diesen Bahnhof liebgewonnen. Die Größe des Gebäudes versprach Dauerhaftigkeit, die strenge Eisenträgerkonstruktion bürgte für Anonymität; ein weitläufiger Wartesaal, erbaut aus den vorgefertigten Teilen eines Baukastens. Durch das schmutzige Glasdach fiel das Tageslicht grau, staubig und geheimnisvoll. Heute – trotz des Regens – hatte ihr der Fußweg vom Büro dorthin gutgetan. Nun saß sie auf einer Bank in der Nähe von Bahnsteig eins und weinte sich in aller Stille aus. Niemandem schienen diese Gefühlsausbrüche aufzufallen, nur einmal war ihr seitens einer Dame von der Heilsarmee Gelegenheit zum Gebet angeboten worden, die genannte Adresse war irgendwo in Lambeth. Schluchzen war auf dem Waterloo-Bahnhof nichts Ungewöhnliches. Trennungen standen hier auf der Tagesordnung, und neuerdings war der Bahnhof zudem ein Ort, wo sich Wohnungslose und Hungrige versammelten. Ebensogut hätte Fiona wohl auch auf dem Londoner Flughafen weinen können, nur bestand dort in höherem Maße die Gefahr, jemanden zu sehen, den sie kannte. Oder vielmehr, daß jemand, der sie kannte, sie sah. Und Waterloo Station war in bequemer Nähe des Büros gelegen, es

gab Tee und Zeitungen dort, einen Taxistand und Parkuhren. So ging sie also zum Bahnsteig eins und weinte. Natürlich war es die Aussicht, Bernard und die Kinder verlassen zu müssen. Am Ende würde sie ihnen verhaßt sein. Selbst wenn sie alles tat, was man von ihr erwartete, und sie als Heldin zurückkehrte, würden sie sie hassen, weil sie sie verlassen hatte. Auch ihr Vater würde sie hassen. Und ihre Schwester Tessa. Und was sollte aus den Kindern werden? Sie hatte Bret danach gefragt, aber er war über ihre Befürchtungen hinweggegangen. Für die Kinder würde so gesorgt werden, wie ihr Heroismus und ihr Opfer es verdienten, hatte er in jenem theatralischen Stil gesagt, den man Bret abnahm, weil er sich seiner Sache so verdammt sicher war. Aber wie aufrichtig war er? Das beunruhigte sie manchmal. Aufrichtig oder nicht, sie wurde den Verdacht nicht los, daß man ihre Kinder vergessen würde, wenn sie erst mal im Osten wäre. Billy würde das Internat überleben – womöglich bekam ihm das Leben dort sogar –, aber Sally würde eine derartige Umgebung unerträglich finden. Fiona hatte sich vorgenommen, ihren Kindern nicht die gleiche Kindheit aufzuzwingen, die sie selbst so gehaßt hatte.

Bret meinte, das einzige, was sie noch mehr fürchtete als zu erfahren, daß ihr Mann und ihre Kinder nicht ohne sie leben könnten, sei die Entdeckung, daß sie's könnten. Das Aas! Aber da war wohl etwas Wahres dran. Vielleicht bestand darin das lähmende Dilemma, das die Mutterschaft mit sich brachte. Sie war niemals eine sehr gute Mutter gewesen, und dieses Wissen plagte sie. Sie hatte sich nie danach gesehnt, Mutter zu werden, wie dies ihre Schwester Tessa so verzweifelt tat. Fiona hatte Babys nie gemocht. Die kleinen Bälger ihrer Freundinnen waren ihr zuwider gewesen mit ihren unaufhörlichen Ansprüchen, die den ganzen Haushalt durcheinanderbrachten. Babys schrien sehr laut. Babys erbrachen mit entsetzlicher Häufigkeit und beschmutzten stinkend ihre Windeln. Selbst

wenn sie ihre eigenen Säuglinge auf den Arm nahm, hatte sie immer gefürchtet, sich das Kleid schmutzig zu machen. Das Kindermädchen hatte das sofort bemerkt, und der anklagende Blick in ihren Augen war Fiona noch immer erinnerlich. Der Blick sagte: Ich bin ihre wahre Mutter. Sie sind unfähig, sie zu betreuen. Fiona konnte nicht mit Kindern umgehen, aber unfruchtbar bleiben wollte sie auch nicht. Sie wollte sozusagen auch die Mutterschaft abhaken. Ständig machte sie sich Sorgen um die Kinder und wollte, daß sie in der Schule glänzten, und vor allem freute sie sich darauf, an ihrem Leben teilzunehmen, wenn sie heranwüchsen. Aber die Kinder brauchten sie jetzt. Vielleicht war es noch nicht zu spät. Vielleicht konnte sie der Londoner Zentrale noch den Rücken kehren und sich ihren Kindern widmen, wie sie sich bisher ihren Studien und ihrer Aufgabe gewidmet hatte.

Es verging kein Tag, an dem sie sich nicht einmal sagte, daß sie zu Bret gehen und ihm sagen sollte, daß sie ihre Meinung geändert habe. Aber jedesmal, wenn sie mit ihm sprach – und lange bevor es ihr gelang, die Unterhaltung an den gewünschten Punkt zu führen –, überzeugte er sie von neuem davon, daß es ihre vornehmste Pflicht sei, ihrem Lande und dem Department zu dienen. Selbst der Director-General hatte von diesem Plan, sie als Agentin in den aktiven Einsatz zu bringen, als Agentin von höchster Wichtigkeit sogar, mit ganz ungewöhnlichem Ernst gesprochen. Dabei würde sich natürlich zeigen, daß ein nachrichtendienstlicher Coup einer Frau so gut gelingen konnte wie nur irgendeinem Mann. Das, mehr als alles andere, hatte ihr geholfen weiterzumachen, wenn der Mut ihr sank. Seit Anfang des Jahres hatten die Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten zwischen ihr und Bernard zugenommen. Das war nicht allein Bernards Schuld, auch er hatte es nicht gerade leicht gehabt. Die »Operation Reisezug« war eine Katastrophe gewesen. Drei von ihren eigenen Leuten waren dabei getötet worden, jedenfalls lautete so das Gerücht.

Max Busby hatte eine Menge Material in seinem Gedächtnis gespeichert, und Max Busby kam nicht zurück. Bernard sprach nicht darüber, aber wer ihn kannte, merkte wohl, daß ihn die Sache ganz schön erschüttert hatte.

Bernards Einsatz im Außendienst »ruhte« jetzt offiziell, und Bret Rensselaer hatte – vielleicht in dem Bemühen, sie zu trösten – durchblicken lassen, daß entschieden worden sei, Bernard für den Rest seines Lebens an den Schreibtisch zu setzen. Nicht in der Deutschland-Abteilung. Dort saß inzwischen Dicky Cruyer, ein eitler und oberflächlicher Mann. Eigentlich hätte die Beförderung Bernard zugestanden, und er hätte für den Posten mehr Sachverstand und Intelligenz mitgebracht, doch Dicky hatte Erfahrung im Verwaltungsapparat sowie die persönlichen Eigenschaften und gesellschaftlichen Verbindungen, die das Department bei der Besetzung leitender Stellungen bevorzugt berücksichtigte. Bernard meinte, alles, was Dicky auszeichne, sei die richtige Schulkrawatte, aber Bernard war, was solche Dinge anging, vielleicht ein bißchen zu empfindlich. Sie hatte sich gefragt, ob Bret Bernards Beförderung ihres geheimen Auftrags wegen blockiert hatte, aber Bret hatte ihr versichert, die Entscheidung sei höheren Orts gefallen. Sie war überzeugt, daß sich ihr unerquickliches Familienleben bessern würde, wenn Bret ihr gestattete, sich ihrem Mann anzuvertrauen. Unter den gegebenen Umständen konnte sie ihre Abwesenheiten nicht immer rechtfertigen. Es war schon schlimm genug gewesen, als sie sich nur ab und zu mit Martin Euan Pryce-Hughes traf. Jetzt gab es zahllose geheime Beratungen mit Bret, und sie hatte eine Menge zu büffeln. Das Material dieser Studien aber durfte Bernard keinesfalls unter die Augen bekommen. Bernard war nicht schwer von Begriff. Sie hätte nicht viele Fehler zu machen brauchen, um ihn merken zu lassen, was gespielt wurde, und der D.G. hatte sich persönlich der Mühe unterzogen, ihr zu sagen, daß, wenn Bernard entdeckte, was

geplant war, die ganze Aktion abgeblasen werden mußte. Armer Bernard. Armer Billy. Arme Sally. Sie saß auf der Bank am Bahnsteig eins und dachte an sie alle. Sie fühlte sich vollkommen verausgabt und krank. Das Weinen löste die innere Spannung, tat aber nichts zur Besänftigung ihres Schmerzes. Sie weinte noch etwas in der beherrschten, unaufdringlichen und würdevollen Weise, auf die zu weinen sie im Internat gelernt hatte, und starrte durch die Bahnhofshalle, wo Leute zu den Vorortzügen eilten oder voneinander Abschied nahmen. Sie sagte sich, daß deren Sorgen vielleicht größer waren als ihre, aber das half nichts. Sie fühlte sich bei dem Gedanken eher noch niedergeschlagener.

Das Wetter tat nichts, sie aufzuheitern. Es war einer dieser elend kalten und regnerischen Tage, die so häufig den englischen Sommer unterbrechen. Jeder hatte sich in Mantel und Schal verpackt, und die kalte, feuchte Luft trug das Ihre zu Fionas fröstelnder Trübsal bei. Züge kamen an; Züge fuhren ab. Eine junge Frau fragte nach der Zeit, und ein älteres Paar ging in lautstarkem Streit vorbei. Tauben und Spatzen schwebten von den Stahlträgern des Daches herunter, angelockt von einem bärtigen Mann auf einer Bank in der Nähe, der ihnen Krümel streute. Sie saß da und sah den Vögeln zu, und so verging, wie es ihr schien, viel Zeit.

»Entschuldigen Sie, Madam.« Fiona blickte auf und sah zwei Männer: einen uniformierten Eisenbahnpolizisten und einen Mann in Zivil. »Haben Sie vor ein paar Minuten mit einer jungen Frau gesprochen?« Der Polizist stellte die Frage. Zuerst dachte sie, man würde ihr bedeuten, nicht länger hier herumzulungern, sie wegen Prostitution verhaften oder sonst irgendwelchen Ärger machen, aber dann wurde ihr klar, daß der Mann in Zivil kein Polizist war. »Ja?«

»In dunkelblauem Mantel mit rotem Seidenschal? Dunkles Haar, ein hübsches Mädchen.« Jetzt sprach der Mann im

Kamelhaarmantel. Er hatte mit einer höflichen Gebärde, die sie überraschte, den Hut gezogen, und ihr fiel auf, wie fest er diesen in der sonnengebräunten Hand hielt. Er schien nervös zu sein.

»Sie hat mich nur nach der Zeit gefragt. Sie hat den Zug nach Southampton genommen«, sagte Fiona. Eine hallende und unverständliche Lautsprecherdurchsage unterbrach sie, und sie ließ erst den Lautsprecher ausreden, ehe sie fortfuhr: »Das hat sie jedenfalls gesagt.«

»Sie hatte eine große Tasche aus grünem Kunststoff mit Schulterriemen«, sagte der Mann.

Das war, entschied sie, als Frage zu nehmen. »Sie hatte eine Tasche«, sagte Fiona, »Einzelheiten sind mir nicht aufgefallen.«

»Ist bei Ihnen alles in Ordnung, Madam?« sagte der Polizist. Ihre geröteten, tränennassen Augen waren ihm aufgefallen. »Mir fehlt nichts, danke«, sagte sie mit fester Stimme. Sie blickte auf ihre Uhr und erhob sich, um zu zeigen, daß sie ohnedies eben weggehen wollte.

Der Polizist nickte. Er wollte ihr glauben. Er hatte genug zu tun. »Es war die Tochter dieses Herrn«, erklärte der Polizist.

»Mein Name ist Lindner, Adam Lindner. Ja, sie ist erst sechzehn, von zu Hause weggelaufen. Sie sieht älter aus.« Er sprach mit weichem amerikanischen Akzent, den sie nicht lokalisieren konnte.

»Wir werden in Southampton anrufen«, sagte der Polizist energisch. »Sie halten sie dann dort fest, wenn der Zug ankommt.«

»War irgend jemand bei ihr?« fragte der Vater in gebieterischem Ton.

Fiona sah ihn an. Er war hochgewachsen und athletisch. Ende Dreißig ungefähr. Sein Schnurrbart war üppig, aber sorgfältig geschnitten. Er hatte traurig brütende Augenbrauen und in einem wettergegerbten Gesicht eine irgendwie

plattgequetschte Nase. Er war gutaussehend, ohne zurechtgemacht zu sein, wie die zähen Burschen aus Hollywood, deren Fotos sie im Internat über ihrem Bett an die Wand gepinnt hatte. Seine Kleidung war teuer und zu perfekt, in dem Stil, den Ausländer wählten, wenn sie englisch aussehen wollten. Ein wunderschöner Kamelhaarmantel, eine Krawatte mit Paisley-Muster, deren Knoten eine durch den Hemdkragen gesteckte goldene Nadel hielt, und glänzende Oxford-Schuhe. »Ja«, sagte sie, »es war ein Mann bei ihr.«

»Ein Schwarzer?«

»Vielleicht. Ich habe nicht darauf geachtet. Ja, ich glaube.«

»Das macht es etwas einfacher für uns«, sagte der Polizist. Ein Windstoß fuhr in weggeworfene Zeitungen und andere Abfälle und bewegte sie genug, um die Vögel zu verscheuchen. Die Unterhaltung stockte, wie englische Unterhaltungen stocken, wenn man sich innerlich auf das delikate und komplizierte Ritual des Verabschiedens vorbereitet.

»Wir haben Ihre Telefonnummer, Mr. Lindner«, sagte der Polizist. »Sobald wir aus Southampton etwas hören, meldet sich der Wachhabende bei Ihnen.« Das war alles. Der Polizist hatte noch anderes zu tun.

»Wenn das alles ist?« sagte Fiona und wandte sich zum Gehen. »Ich brauche ein Taxi.«

»Ich fahre nach Maida Vale«, sagte der Mann zu Fiona. »Kann ich Sie irgendwo absetzen?« Sie wußte noch immer nicht, woher sie diesen Akzent kannte. Sie hielt ihn für einen Seemann der Handelsmarine oder einen Erdölarbeiter, der jetzt die Taschen voll Geld hatte und sich freute, es mit vollen Händen auszugeben.

»Danke, das ist nicht nötig«, sagte sie.

»Doch, bitte. Es regnet in Strömen, und ich würde mich freuen, wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollten.« Beide Männer sahen sie fragend an. Es ärgerte sie, daß Männer von Frauen immer Erklärungen verlangten, als wären Frauen

Bürger zweiter Klasse. Trotzdem erfand sie eine Erklärung. »Ich habe jemanden zum Zug begleitet. Ich wohne in Marylebone. Ich werde ein Taxi nehmen.«

»Marylebone, da komme ich doch durch.« Und dann: »Danke schön, Constable. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Kinder machen komische Sachen«, sagte der Polizist zum Abschied. »Es kommt schon alles wieder in Ordnung. Sie werden sehen.«

»Es war Pech«, sagte der Mann. »Wäre der Zug fünfzehn Minuten später gefahren, hätten wir sie noch aufhalten können.« Fiona ging in Richtung des Taxistandes, und er ging neben ihr her. »Sehen Sie sich bloß mal an, wie das gießt! Sie fahren doch besser mit mir!«

Es standen ungefähr fünfzig Leute Schlange nach einem Taxi, und kein Taxi war in Sicht. »Na schön. Danke.«

Sie gingen zu seinem Wagen, wobei sie über das unzuverlässige englische Wetter sprachen. Er benahm sich jetzt mit größter Höflichkeit, und seine Stimme hatte sich auf eine Weise verändert, die sie nicht hätte bestimmen können. Sie lächelte ihn an. Er öffnete die Tür für sie und half ihr in den Sitz. Es war ein Jaguar XJS Kabriolett: grau, glänzend und sehr neu. »Ich nehme an, Mrs. Lindner macht sich große Sorgen«, sagte Fiona. Als der Motor mit kehligem Brüllen ansprang, spielte die Stereo-Anlage ein, zwei Takte eines Straußwalzers, ehe er sie abschaltete, den Hals verdrehte und vorsichtig aus der Parklücke fuhr. »Es gibt keine Mrs. Lindner«, sagte er, noch immer das Heck seines Wagens im Auge. »Ich bin vor fünf Jahren geschieden worden. Und überhaupt ist das Mädchen gar nicht meine Tochter. Sie ist meine Nichte.«

»Ach so.« Ohne Unsicherheiten zu zeigen, fuhr er die Rampe hinab, vorbei an den Privatwagen und Autobussen: So fuhr kein Mann, der nicht mit dem Londoner Verkehr vertraut war. »Ja also, ich wollte nicht sagen, daß sie meine Nichte ist. Die Bullen hätten sofort gedacht, sie wäre bloß 'ne Mieze, die

mit mir pennt.«

»Hätten sie das?«

»Na klar. Bullen denken so. Und überhaupt bin ich Kanadier und ohne Aufenthaltserlaubnis hier.« Er biß sich auf die Lippe.

»Ich kann mir Scherereien mit der Polizei nicht leisten.«

»Haben Sie ihnen einen falschen Namen genannt?« Er wandte sich zu ihr um und grinste bewundernd. »Ja. Habe ich.« Sie nickte.

»Au Backe! Jetzt werde ich zu hören kriegen, daß Sie selber Beamtin der Einwanderungsbehörde sind. Das würde gut reinpassen in die lausige Pechsträhne, an der ich klebe.«

»Würde es?«

»Ja. Würde es.« Eine Pause. »Sie gehören nicht zur Polente. Ich meine, Sie werden mich nicht hoppnehmen lassen, stimmt's?«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Und wie, sage ich Ihnen, und wie. Da habe ich in Sydney in Australien gearbeitet, und der Hoteldiener hat mich hoppnehmen lassen. Zwei Gorillas von der Einwanderungsbehörde warteten in meinem Zimmer auf mich, als ich an dem Abend nach Hause kam. Sie hatten meine Post durchwühlt und sogar das Futter aus meinen Anzügen geschnitten. Harte Typen, diese Australier. Natürlich noch schlimmer war's in der guten alten Zeit in Uruguay. Die ließen einen nicht laufen, ehe sie einem nicht den letzten Penny abgenommen hatten.«

»Das hört sich ja an, als sei die illegale Einwanderung Ihr Spezialgebiet.« Sie lächelte.

»Na, schon besser. Ich dachte schon, sie lächelten dieser Tage überhaupt nicht, vielleicht wegen der Fastenzeit. Einwanderung? Naja, mein Cousin kauft und verkauft Flugzeuge. Ab und zu nehme ich mir frei und liefere eins von diesen Dingern. Dann kann ich manchmal der Versuchung nicht widerstehen, den einen oder anderen lokalen Charterflug

zu machen, für ein bißchen Kohle nebenher.«

»Sind Sie deswegen in London?«

»Flugzeuge? Nein, die sind nur noch ein Freizeithobby. Ich habe bei der Air Force fliegen gelernt und es nie verlernt. Aber im wirklichen Leben bin ich Psychiater.«

»Diese Nichte ... haben Sie die auch erfunden?« fragte Fiona.

»Nein, ich spinne doch nicht vollkommen. Sie ist die Tochter meines Cousins Greg, und ich sollte mich in London um sie kümmern. Ich glaube, ich werde in Winnipeg anrufen und Greg erzählen müssen, daß sie abgehauen ist.«

»Wird er wütend sein?«

»Natürlich wird er wütend sein, aber nicht überrascht. Er weiß, daß sie ein ganz schön wildes kleines Mädchen sein kann.«

»Und wie kommt es, daß Sie ...«

»Greg war bei der Air Force mit mir und hat einen dicken Anteil an einer Flugzeug-Maklergesellschaft.«

»Ich verstehe.«

»Weil ich Psychiater bin, denkt er, ich kann sie zur Vernunft bringen. Der Quacksalber, bei dem sie daheim in Behandlung war, hat sie einfach mit Amitryptilin und solchem Dreck vollgestopft.«

»Aber Sie können sie auch nicht zur Vernunft bringen?«

»Mädchen, die ...«, die frivole Antwort, die er hatte geben wollen, starb ihm auf den Lippen. »Wollen Sie's wirklich wissen? Es könnte sein, daß sich's um eine schizophrene Reaktion auf die Pubertät handelt, aber um das mit Sicherheit diagnostizieren zu können, wäre jemand erforderlich, der auf dem Gebiet mehr Erfahrung hat als ich.«

»Weiß ihr Vater, daß Sie das denken?«

»Ich weiß nicht, weshalb ich's Ihnen gesagt habe ... Nein, es ist noch zu früh, Greg damit zu kommen. Das ist schließlich ein verdammt schwerer Brocken für die Eltern. Ich will mit

jemand über sie reden. Ich wollte arrangieren, daß ein Spezialist sie sich mal ansieht, ohne daß sie was merkt.« Er warf Fiona einen verstohlenen Blick zu. »Jetzt bin ich dran, Vermutungen über Sie anzustellen. Ich wette, Sie sind Studentin der Philosophie. Habe ich recht, Miss ...?« sagte er mit breitem Grinsen.

»Mrs. Samson. Ich bin verheiratet und habe zwei Kinder.«

»Kein Spaß? Aber das kann doch nicht wahr sein. Zwei Kinder: Sie müssen noch sehr klein sein. Mein richtiger Name ist Harry Kennedy. Schön, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mrs. Samson. Ja, das Mädchen wird vielleicht doch noch zu Verstand kommen. Ich habe solche Fälle schon erlebt. Noch besteht keine Ursache, ihre Eltern zu ängstigen. Drogen sind's nicht. Jedenfalls bete ich zu Gott, daß es keine Drogen sind. Sie hat Schwierigkeiten in der Schule. Keine Leidenschaft für die Wissenschaften. Sie mag Partys, Musik, Tanzen; so war sie schon als kleines Mädchen. Sie liest nicht gerne. Ich könnte ohne Bücher nicht leben.«

»Ich auch nicht.«

»Sie haben überhaupt niemanden zum Zug begleitet, stimmt's?« sagte er plötzlich, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

»Nein.«

»Was haben Sie also am Bahnhof gemacht?«

»Ist das wichtig?«

»Ich bin sehr neugierig. Aber es war mein Glück, daß Patsy Sie angesprochen hat. Sie haben mich auf den ersten Blick interessiert.«

»Ich wollte nachdenken.«

»Traurige Gedanken?«

»Es ist alles relativ. Ich habe ein gutes Leben, keine Klagen.«

»Sie brauchen was zu trinken.« Sie lachte. »Kann schon sein«, sagte sie.

Er fuhr durch Marylebone. Es war wenig Verkehr. Sie hätte etwas sagen sollen, sich direkt nach Hause bringen lassen, aber sie sagte nichts. Sie beobachtete den Verkehr, die grimmigen Gesichter der Fahrer und die endlosen Mengen durchnäßter Leute. Er fuhr auf einen Parkplatz hinter einem gepflegten Apartmenthaus in Maida Vale. »Kommen Sie mit nach oben auf einen Drink«, sagte er.

»Ich glaube nicht«, sagte sie und rührte sich nicht.

»Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. Wie ich Ihnen schon sagte, ist mein Name Harry Kennedy. Ich reagiere allergisch in Sachen Arbeitserlaubnis, aber davon abgesehen bin ich vollkommen harmlos. Ich arbeite an der psychiatrischen Abteilung der St. Basil Clinic in Fulham. Irgendwann werden die mir endlich auch die Arbeitserlaubnis besorgen, und dann werde ich für immer froh und hier glücklich sein.«

»Oder Sie werden sich anderswo ein neues Tätigkeitsfeld suchen?«

»Auch das wäre denkbar.«

»Und Sie sind wirklich Psychiater?«

»So was würde ich doch nicht erfinden, oder?«

»Warum nicht?«

»Der Beruf macht doch jeden kopfscheu, dessen Bekanntschaft man vielleicht sucht. Nehmen Sie nur Ihre eigene Reaktion zum Beispiel.«

»Also ein Drink.«

»Und dann nach Hause zu Mann und Kindern«, versprach er.

»Ja«, sagte sie, obwohl die Kinder in der Obhut eines kompetenten Kindermädchens waren und Bernard sich in Berlin aufhielt, wo er drei Tage lang zu tun haben würde. Kennedys Wohnung war in der zweiten Etage. Sie folgte ihm die Treppen hinauf. Der Block war in den dreißiger Jahren gebaut worden und hatte – abgesehen davon, daß Bombensplitter hier und da ein Stück Granit aus der Fassade

gemeißelt hatten – den Krieg unversehrt überstanden.

»Ich habe diese Wohnung von einem reichen Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten gemietet, der bis zum April nächsten Jahres am Bellevue-Hospital in New York ist. Wenn sie ihm dort seinen Vertrag verlängern, wird er die Wohnung verkaufen wollen.« Die Wohnung war groß. In den dreißiger Jahren kannten die Architekten noch die Unterschiede zwischen Wandschränken und Schlafzimmern. Er nahm ihren nassen Regenmantel und hängte ihn auf den Kleiderständer aus gebogenem Holz im Flur. Dann zog er den Mantel aus und warf seinen Hut auf einen Stapel ungeöffneter Post, der neben einer Vase mit künstlichen Blumen auf dem Flurtischchen lag. »Ich komme einfach nie dazu, ihm diese ganze Post nachzuschicken, aber größtenteils ist's doch nur Reklame.«

Der dunkelgraue Nadelstreifenanzug mit Weste aus Kammgarn war von kastenförmigem amerikanischen Schnitt und ließ ihn schlanker erscheinen, als er wirklich war. Über die Weste fiel eine goldene Uhrkette mit kleinem goldenen Anhänger. Er führte sie ins Wohnzimmer. Es war geräumig genug, einen Stutzflügel, ein paar Sofas und einen Kaffeetisch aufzunehmen, ohne deshalb vollgestopft zu wirken. »Nur hier herein. Willkommen in Disneyland. Nehmen Sie Platz. Gin, Whisky, Wodka, Wermut ... einen Martini? Was wünschen Sie?« Sie musterte die Einrichtung. Irgend jemand hatte sich große Mühe gegeben, die Wohnung ganz in dem Art-deco-Stil einzurichten, der in Mode gewesen war, als das Haus gebaut wurde.

»Einen Martini. Spielen Sie Klavier?«

Er ging in die Küche, und sie hörte ihn den Kühlschrank öffnen. Er kehrte mit zwei bereiften Martinigläsern, gekühltem Gin und gekühltem Wermut zurück. Unter dem Arm hielt er eine Schachtel mit Sachen zum Knabbern. Er mixte sorgfältig zwei Martini-Cocktails. »Die Oliven sind mir gerade wieder ausgegangen«, sagte er, als er die Gläser zu ihr hinüber trug.

»Die Haushälterin ißt sie schneller, als ich sie kaufen kann. Sie ist Spanierin. Ja, ich spiele ein bißchen.«

»Nach diesem Glas muß ich gehen.«

»Keine Angst, ich fahre Sie nach Hause.«

»Der Raum ist sympathisch.« Sie nahm das Glas beim Stiel und hielt es sich an das Gesicht, die eisige Kälte war angenehm. »Mögen Sie dieses Art-deco-Zeug?« Er trank etwas von seinem Martini und stellte dann das Glas ab, sorgfältig auf einen Untersetzer. »Der Hals-Nasen-Ohren-Mann hat es geerbt. Seine Eltern waren Flüchtlinge aus Wien. Ärzte. Sie sind rechtzeitig abgehauen und konnten noch ihre Möbel mitnehmen. Ich mußte auf Eid versprechen, niemals Coca-Cola-Gläser auf die polierten Tische zu stellen und nicht zu rauchen. Wenn er dort bleibt, wird er die Sachen nach New York verfrachten.«

»Mir gefallen sie.«

»Er ist ein gefühlvoller Bursche. Na ja, ich nehme an, das Zeug ist schon okay, aber mir sind Sachen lieber, die mich irgendwie persönlich ansprechen. Hier, nehmen Sie was davon.« Er wies auf das Käsegebäck, das in einer Schachtel lag, deren Deckel mit dem Bild eines alten Rheindampfers geschmückt war.

»Ich bin nicht hungrig.«

»Würde es Ihnen helfen, darüber zu reden?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Sie sind eine schöne Frau, Mrs. Samson. Ihr Mann ist zu beneiden.« Das sagte er ganz sachlich, ohne jede Verlegenheit. Kein Engländer, den sie je getroffen hatte, hätte ein solches Kompliment ohne Angeberei und ohne Verlegenheit zustande gebracht.

»Ich bin auch zu beneiden«, sagte sie ruhig. Sie wünschte, er würde sie nicht so ansehen. Ihr Haar war total durcheinander, und sie hatte rote Augen.

»Das will ich meinen. Ist Ihr Cocktail so richtig? Zuviel

Gin?«

»Nein, er ist genau, wie ich ihn mag.« Sie trank etwas davon, um ihm zu zeigen, daß sie die Wahrheit sprach. Sie war unruhig. Nach ein paar Minuten plätschernder Konversation – Kennedy hatte erst kürzlich die Oper für sich entdeckt – sagte sie: » Könnten Sie mir vielleicht ein Taxi rufen? Zu dieser Tageszeit dauert's manchmal ewig, bis eins kommt.«

»Ich fahre Sie.«

»Sie müssen doch auf den Anruf der Polizei warten.«

»Da haben Sie recht. Aber müssen Sie schon gehen?«

»Ja, ich muß.«

»Könnte ich Sie wiedersehen?«

»Das wäre weniger klug.«

»Ich muß nächste Woche eine Cessna nach Nizza fliegen – Freitag, vielleicht auch Samstag – und dort einen Learjet abholen. Ein hübscher Job, wie er nur selten vorkommt. An der Straße, nur zwanzig Minuten vom Flughafen in Nizza, gibt es ein wirklich gutes Restaurant. Spätestens um sechs Uhr abends wären Sie wieder im Zentrum von London. Sagen Sie nicht gleich nein. Vielleicht würden Sie auch gern Ihren Mann mitbringen oder Ihre Kinder. Die Cessna ist ein Viersitzer.«

»Ich glaube nicht.«

»Überlegen Sie sich's trotzdem. Die Abwechslung würde Ihnen bestimmt guttun.«

»Ist das eine ärztliche Diagnose?«

»Allerdings.«

»Das will ich doch nicht hoffen.«

»Lassen Sie mich Ihnen jedenfalls meine Telefonnummer geben«, sagte Kennedy. Ohne eine Antwort abzuwarten, gab er ihr eine gedruckte Karte. »Dies lausige Wetter wird bestimmt noch eine Weile anhalten, und vielleicht kriegen Sie ja doch Lust auf ein bißchen Rivierasonne.« Sie las die Karte: Dr. H. R. Kennedy, dazu die Adresse in Maida Vale und eine Telefonnummer. »Habe ich letzte Woche bei einer dieser

kleinen Klitschen drucken lassen. Ich wollte Patienten hierher bestellen, aber das habe ich mir dann doch anders überlegt.«

»Aha.«

»Ja, das wäre gegen meinen Mietvertrag gewesen, und ich mußte damit rechnen, Ärger zu kriegen, wenn meine Patienten den Parkplatz benutzten.« Er ging ans Telefon und bestellte ein Taxi. »Sie kommen gewöhnlich sofort«, sagte er. »Ich habe ein Konto bei ihnen.« Dann fügte er gedankenvoll hinzu: »Und wenn ich meine Patienten hierher bestellt hätte, hätte ich vielleicht bald darauf auch die Einwanderungsbehörde auf dem Hals gehabt.«

»Ich hoffe, Ihre Nichte kommt bald wieder.«

»Die wird sich schon wieder einkriegen.«

»Kennen Sie den Mann, mit dem Sie zusammen ist?« Kennedy zögerte. »Ein Patient. Aus der Klinik. Er hat ihre Bekanntschaft gemacht, als sie eines Nachmittags dort auf mich wartete.«

»Oh.«

»Er neigt zur Gewalttätigkeit. Deshalb war die Polizei gleich so hilfsbereit.«

»Ich verstehe.«

»Sie haben mir geholfen, Mrs. Samson. Und ich weiß es wirklich zu schätzen, daß Sie mir Gesellschaft geleistet haben.« Das Telefon klingelte, um anzukündigen, daß das Taxi schon vor der Haustür stand. Er half ihr in den Mantel, wobei er darauf achtete, ihr langes Haar nicht unter dem Kragen einzuklemmen. »Ich würde Ihnen gern behilflich sein«, sagte er. Er nahm förmlich von ihr Abschied und ergriff dabei ihre Hand.

»Ich brauche keine Hilfe.«

»Sie gehen auf Bahnhöfe, um Ihr Unglück zu verbergen. Finden Sie nicht, daß eine Ehe, wo die Frau Angst hat, in Gegenwart ihres Mannes traurig zu sein, was zu wünschen übrigläßt?« Fiona fand seine offensichtliche Einfachheit und

Ehrlichkeit entwaffnend. Sie hielt nicht viel von Psychiatrie und mißtraute im allgemeinen den Psychiatern, aber diesen amüsanten und ungewöhnlichen Mann fand sie anziehend. Er fühlte sich seinerseits zweifellos zu ihr hingezogen, aber er hatte nicht versucht, ihr mit plumpen Schmeicheleien zu kommen. Und es gefiel ihr, daß Kennedy ihr seine Ängste vor der Einwanderungsbehörde so offen eingestanden hatte, zumal er damit doch ziemliches Vertrauen in sie setzte. Sie fühlte sich danach fast als seine Komplizin bei seinen illegalen Aktivitäten. »Ist das die Sorte Dilemma, das Ihnen Patientinnen wie ich gewöhnlich vortragen?«

»Glauben Sie mir, ich habe keine Patientinnen, die Ihnen in irgendeiner Hinsicht gleichen, Mrs. Samson, und habe solche noch nie gehabt.«

Sanft entzog sie ihm ihre Hand und ging durch die Tür. Er folgte ihr nicht, aber als sie in die Höhe blickte, ehe sie ins Taxi stieg, sah sie sein Gesicht am Fenster.

Sie sah auf die Uhr. Es war spät. Um diese Zeit versuchte Bernard meistens anzurufen.

»Hallo, Schätzchen.« Zu ihrer Überraschung fand sie daheim Bernard, das Kindermädchen und die beiden Kinder um den kleinen Küchentisch versammelt. Die Szene prägte sich ihrem Gedächtnis für alle Zeiten ein. Alle miteinander lachten sie und redeten und aßen. Auf dem Tisch herrschte die Unordnung, die sie im Haushalt von Bernards Mutter gesehen hatte: Tee in Tassen ohne Untertassen, die Teekanne auf einen angeschlagenen Teller gestellt, Fertiggerichte aus der Tiefkühltruhe in ihrer Metallfolie einfach auf das Tischtuch gesetzt, ebenso wie der Zucker in seiner Tüte und ein Stück Kuchen auf dem Einwickelpapier. Das Lachen verstummte bei ihrem Eintritt. »Wir haben uns schon gewundert, wo du bleibst«, sagte Bernard. Er trug Kordhosen und einen alten blauen Rollkragenpullover, den sie schon zweimal weggeworfen hatte.

»Mr. Samson hat den Kindern erlaubt, hier unten zu essen«, sagte das Kindermädchen ängstlich.

»Schon recht, Nanny«, sagte Fiona und gab den Kindern Küsse. Sie waren frisch gebadet und rochen nach Talkumpuder. »Du hast 'ne ganz kalte Nase«, sagte Billy anklagend, und dann kicherte er. Er sah Bernard so ähnlich.

»Du bist unhöflich«, sagte seine kleine Schwester. Weil sie anders die Tischplatte nicht erreicht hätte, hatte man ihr ein mit blauer Seide bezogenes Kissen vom Wohnzimmersofa untergelegt. Fiona bemerkte, daß es nun mit Tomatensoße bekleckert war, ließ sich das aber nicht anmerken, als sie nun lächelnd ihre Tochter küßte und umarmte. Sie liebte die kleine Sally ganz besonders. Das Mädchen schien sie manchmal zu brauchen, wie niemand sonst Fiona je gebraucht hatte.

Fiona umarmte Bernard. »Was für eine wunderbare Überraschung. Ich hatte dich erst zum Wochenende zurückerwartet.«

»Ich habe mich verdrückt.« Bernard legte einen Arm um sie, aber sie spürte Zurückhaltung. Gewisse Frauen hätten dieses Zögern als Zeichen einer drohenden Gefahr gedeutet. Fiona wußte, es bedeutete, daß in Berlin irgendwas schiefgelaufen war. Eine Schießerei? War jemand umgebracht worden? Sie sah ihn an, um sich zu vergewissern, daß er unverletzt war. Sie würde ihn nicht fragen, was passiert war, sie redeten nicht von geschäftlichen Angelegenheiten – es sei denn, diese gingen sie beide an –, aber sie wußte, es würde nun eine Weile dauern, bis Bernard wieder zu körperlicher Berührung mit ihr fähig wäre. »Ist alles in Ordnung?«

»Natürlich, wieso denn nicht?« Ein Lächeln, das eine gewisse Gereiztheit nicht verbarg. Er mochte es nicht, wenn sie ihre Besorgnis zeigte.

»Mußt du wieder hin?« Die Kinder beobachteten sie beide mit großem Interesse.

»Warten wir's ab«, sagte er mit gespielter Lustigkeit. »Für

die nächsten paar Tage werden wir Ruhe haben. Sie glauben, ich treibe mich in Bayern herum.«

Sie gab ihm noch einen wohlanständigen Kuß. Sie wünschte, Bernard wäre nicht so eigensinnig. Daß er absichtlich seinen Instruktionen zuwider gehandelt hatte, um früher nach Hause zu kommen, war zwar schmeichelhaft für sie, aber es war genau das Verhalten, das man im Department unentschuldig fand. Jetzt freilich war nicht die Gelegenheit, das zur Sprache zu bringen. »Eine wunderbare Überraschung«, sagte sie. »Iß was, Mami«, sagte Sally. »Es ist noch eine Menge übrig.«

»Mami ißt keine Tiefkühlkost, stimmt's, Mami?« sagte ihr Bruder.

Das Kindermädchen, das zweifellos das »köstliche, fertig zubereitete Bauernmahl« besorgt hatte, sah verlegen drein. Fiona sagte: »Ach, das kommt ganz darauf an.«

»Kein Fleisch«, sagte Billy, als wäre das eine Empfehlung. »Nur Soße und Nudeln.« Er rührte mit dem Löffel in dem Rest, um es ihr zu zeigen.

»Es ist sehr salzig«, sagte Sally. »Ich mag es nicht.« Das Kindermädchen nahm Billy den Löffel weg und holte Tasse und Untertasse für Fiona, um ihr Tee einzuschenken. Fiona legte Hut und Mantel ab. Dann nahm sie ein Stück Küchenpapier, um zu sehen, ob's noch möglich wäre, den Soßenfleck von dem seidenen Kissenbezug zu entfernen. Sie wußte, daß sie damit die gemütliche Atmosphäre, in die sie eingedrungen war, restlos verderben würde, aber sie konnte sich einfach nicht hinsetzen und lachen und reden und den Fleck Fleck sein lassen. Sie konnte es nicht. Vielleicht war es das, was nicht in Ordnung war mit ihr und ihrer Ehe. Ehe sie anfangen konnte, goß das Kindermädchen ihr Tee ein und begann, den Tisch abzuräumen. Bernard beugte sich vor und sagte: »Na, wer ist mein erster Fahrgast im Bummelzug nach Traumland?«

»Ich, Papa, ich!« schrien beide einstimmig. Bald war Fiona allein mit dem Soßenfleck auf dem blauen Kissen. Aus dem Obergeschoß hörte sie das aufgeregte Geschrei der Kinder, die Bernard ins Bett brachte, wobei er wie eine Lokomotive zischte und tutete.

Der liebe, liebe Bernard. Wie sehr wünschte sie, er könnte ein wunderbarer Vater sein, ohne ihr das Gefühl zu geben, daß sie als Mutter nicht viel taugte.

# 7

*London, September 1978*

Sylvester Bernstein war ein fünfzigjähriger Amerikaner. Gemeinsam mit seiner Frau wohnte er in einem viktorianischen roten Backsteinreihenhaus in Battersea. Jedes der drei Geschosse bestand aus einem kleinen Raum, Küche und Badezimmer hatte ein Vorbesitzer in den frühen siebziger Jahren nach hinten heraus angebaut. Jetzt, da hier am südlichen Ufer des Flusses Scharen von gutverdienenden jungen Ehepaaren einfielen – die entdeckt hatten, wie nahe die Gegend der Stadtmitte lag –, begann das Gesicht der Straße sich merklich zu wandeln. Es gab gelb gestrichene Haustüren und sogar rosa gestrichene mit Messingtürklopfern, und neuerdings waren unter den Autos, die eins hinter dem anderen am Straßenrand geparkt waren, kaum noch welche verrostet. Die örtlichen Vorschriften verboten die Einrichtung von Büros in dieser Wohngegend, aber Bernstein war überzeugt, daß ihm wegen des Büros, das er sich in der Dachkammer seines Hauses eingerichtet hatte – mit ein paar Schreibtischen, zwei Telefonanschlüssen und einem Telexgerät –, niemand Schwierigkeiten machen würde. Privatdetektive hielten sich ohnedies nicht viel in Büros auf: jedenfalls nicht Sylvester Bernstein.

Bernstein hatte einundzwanzig Jahre der CIA gedient. Er ließ sich pensionieren, da die Wunden an seinem Bein nicht heilen wollten. Er hatte ein Mädchen geheiratet, dem er in Saigon begegnet war, eine englische Krankenschwester, die dort für die Wohltätigkeitsorganisation Christian Aid arbeitete. Diese hatte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, daß sie in England leben mußten. In jener Zeit stand der Dollar noch ziemlich hoch im Kurs, so daß sie von seiner Pension in London gut leben konnten. Als dann der Dollar immer tiefer sank, war Bernstein genötigt, sich Arbeit zu suchen. Seine

Beziehungen zum Grosvenor Square halfen ihm, die schwer erhältliche Arbeitserlaubnis zu kriegen, und er etablierte sich als Privatdetektiv. Die Mehrzahl seiner Kunden allerdings suchten ihn auf, weil er früher so lange bei der CIA gewesen war. Manche dieser Kunden waren noch immer in der zwielichtigen Zone der »Sicherheit«; Leute, die einen Job erledigt wissen wollten, mit dem sie selber nichts zu tun haben durften. Was Bernstein für Bret Rensselaer zu erledigen hatte, war typisch für die Aufträge, die er erhielt, und weil er Bret schon lange kannte und Bret ein anspruchsvoller Kunde war, ließ Bernstein diese Arbeit nicht von einem seiner freien Mitarbeiter ausführen, sondern nahm sich ihrer persönlich an.

Sie saßen im Erdgeschoß von Bernsteins Haus zusammen. An den Wänden hingen billige viktorianische Drucke, die Szenen der Romane von Walter Scott illustrierten. Der aufwendige Kamin hatte Kacheln mit Lilienmuster zu bieten, einen polierten Messingschirm und einen kompletten Satz Schürhaken. Auf dem eisernen Rost jedoch lagen keine Kohlen, sondern stand ein Gesteck getrockneter Blumen. Fast alles, selbst die Möbel, hatte Bernstein vom Vorbesitzer des Hauses übernommen. Neu waren nur die Porzellansammlung seiner Frau, die beige getönte Auslegware, die amerikanische Badezimmereinrichtung und Sachen wie das Fernsehgerät mit besonders großem Bildschirm, das auf einem schicken Wägelchen stand. Der Raum war winzig, aber geöffnete Sperrholztüren gaben Einblick in ein noch winzigeres Eßzimmer, durch dessen Fenster man in einen winzigen Garten hinaussah. Bret saß auf dem Sofa und hatte sich die Papiere, auf denen Bernstein die Ergebnisse seiner Nachforschungen zusammengefaßt hatte, auseinandergefächert zurechtgelegt, um jedes bei Bedarf sofort zur Hand zu haben. »Heißt der wirklich Euan Pryce-Hughes?« fragte Bret, der mit walisischen Namen nicht vertraut war. Er mußte sich diesen mit einem Blick auf die Papiere in Erinnerung rufen. »Sein alter Herr war Hugh

Pryce-Hughes.« Bernstein war ein kleiner Mann mit rundem Bauch, im grauen dreiteiligen Anzug, den er gelegentlich als »Eingeborenentracht« bezeichnete. Der Anzug glich mehr oder weniger dem, den Bret Rensselaer trug – und diesem die einem Diplomaten oder Chirurgen angemessene Weitläufigkeit gab –, aber zu Bernstein paßte er nicht, denn dessen Gesichtszüge, Hautfarbe und Betragen ließen eher auf einen Handarbeiter oder vielleicht Infanteristen schließen. Indessen war er gegenwärtig für diese Berufe nicht in der richtigen körperlichen Verfassung. Sein Gesicht war rot, von der Röte, die zu hohem Blutdruck verrät, und er atmete keuchend, was sein Rauchen verschlimmerte. Es war noch genug graues Haar vorhanden, dem man ansah, daß es einst braun und lockig gewesen, und seine Hände waren stark mit kurzen dicken Fingern, deren einen der Ring einer Studentenverbindung schmückte, während an einem anderen ein Diamant blitzte. Kerzengerade saß er mit auswärts gestellten Füßen auf einem kleinen Stuhl aus gebogenem Holz. Ein schwarzer Socken war heruntergerutscht und stellte ein Stück nacktes Bein zur Schau. Er war sich seiner steifen, unnatürlichen Haltung bewußt, aber in dieser Haltung waren die in seinen Beinen versenkten vietnamesischen Granatsplitter noch am erträglichsten. Seine Stimme war leise und fest, unverkennbar amerikanisch, aber nicht aufdringlich. »Der berühmte Pryce-Hughes.« Bret schlug die Augen nieder und runzelte die Brauen. »Der Schriftsteller«, sagte Bernstein. »International berühmt ... der Mann, der all die Bücher über die Fabian Society geschrieben hat. Seine Memoiren haben doch diesen Wirbel um Wells und Shaw verursacht, Sie müssen von ihm gehört haben.« Bernstein war ein begeisterter Leser. In seinem Bücherschrank standen Dreiser, Stendhal, Joyce, Conrad und Zola – russische Romane waren weniger sein Geschmack –, und was da stand, hatte er nicht nur einmal, sondern wiederholt gelesen. Er war stolz, die Universität in Princeton absolviert zu haben, aber ihm war

bewußt, daß Bret und andere seines Schlages darin einen beruhigenden Beweis dafür sahen, daß eine Erziehung an einer amerikanischen Eliteuniversität noch keineswegs für Erfolg auf dem Gebiet bürgte, das Bret als die »wirkliche Welt« bezeichnete.

»Nein, Sylvy, ich hab noch nie von ihm gehört«, sagte Bret. »Aber für die Briten bedeutet international berühmt, daß der Betreffende in England, Schottland, Irland und Wales bekannt ist. Wie viele Bücher?«

Bernstein lächelte kurz. »Ein halbes Dutzend vielleicht.«

»Besorgen Sie sie mir.«

»Die Bücher seines Vaters? Wozu? Sie wollen sie doch nicht etwa lesen?«

»Aber natürlich.« Bret war gründlich, und das wollte er Bernstein in Erinnerung rufen.

»Solange Sie nicht verlangen, daß ich sie lese«, sagte Bernstein.

»Nein«, sagte Bret. »Sie brauchen diese Bücher nicht zu lesen, Sylvy.«

»Sie haben doch nicht neuerdings was gegen das Rauchen, oder?« Als Bret den Kopf schüttelte, nahm Bernstein ein Päckchen Lucky Strikes und schüttelte sich eine heraus. Bret sagte: »Können Sie eine Akte für mich anlegen?« Bernstein zückte ein durch langen Gebrauch poliertes Feuerzeug, auf dem die Worte »Rung Sat Special Zone« eingraviert waren. Es erinnerte ihn an einen ungesunden Ausflug in den Mangrovensümpfen südöstlich von Saigon während des Vietnamkrieges. Und damit erinnerte es ihn und jeden anderen, dem das etwa in Erinnerung gerufen werden mußte, daran, daß er vor noch gar nicht allzu langer Zeit ein ganz anderes Leben geführt hatte. Er zündete in aller Ruhe seine Zigarette an, dann sagte er: »An was denken Sie da?«

»Eine geheime Akte über Treffen, Berichte, Zahlungen und so fort. Eine Akte über Sachen, die einer von unseren eigenen

Leuten liefert.«

»So wird das aber bei uns nicht gemacht. Niemand arbeitet so. Niemand sammelt alle Informationen eines Agenten in einer einzigen Akte. Die Leute von der Koordinierungsabteilung nehmen das Zeug und verteilen es. Und dabei sorgen sie dafür, daß das Material am Ende weder den Namen des Lieferanten noch sonst irgendeinen Hinweis auf die Quelle mehr enthält.«

»Ich habe Sie nicht gefragt, wie wir arbeiten«, sagte Bret. Bernstein blies Rauch aus und sah Bret ins Gesicht. Bret erwiderte seinen Blick. »Ah, ich verstehe, was Sie meinen. Eine falsche Akte.« Bret nickte. »Eine Akte, die beweist, daß irgend jemand einer von unseren Leuten war, obwohl er in Wirklichkeit keiner unserer Leute war.«

»Steigen wir lieber nicht zu tief in den Existentialismus ein«, sagte Bret.

»Eine Akte mit echten Namen?«

»Mit ein paar echten Namen.«

»Wollen Sie Martin Pryce-Hughes in die Pfanne hauen? Wollen Sie jemandem weismachen, daß er uns Bericht erstattet?«

»Genau das will ich.«

Sylvy blies abermals Rauch aus. »Klar. Kann man machen. Man kann alles machen. Wie weit zurück sollte das alles liegen?«

»Zehn Jahre?«

»Damit wären wir noch in der Epoche der mechanischen Schreibmaschinen.«

»Vielleicht.«

»Sie denken nicht an etwas, das sie nach Moskau schaffen und dort unters Mikroskop nehmen könnten?«

»Nein, nur etwas, das man mal kurz jemandem zeigen könnte.«

»Denn gute Fälschungen sind verdammt teuer. Wir würden

echte Briefköpfe brauchen und authentische  
Abteilungsnamen.«

»So viel Aufwand ist nicht nötig.«

»Und kriege ich die Akte zurück?«

»Wozu?«

»Um sie an den Reißwolf zu verfüttern.«

»Ach so. Natürlich«, sagte Bret.

»Dann könnte ich ja erst mal nach Gutdünken was zusammenhauen, ja? Ich werde ein paar Fotokopien zusammensuchen und eine Materialreihe zusammenstellen, wie sie zustande käme, wenn wir unsere Akten so führten. Dann hätten wir etwas, worüber wir reden könnten. Wenn wir damit soweit sind, daß es Ihren Vorstellungen entspricht, werde ich jemanden, der das Geschäft versteht, die Fälschungen machen lassen.«

»Prima«, sagte Bret. Er wünschte, Bernstein würde nicht so ausdrücklich von Fälschungen sprechen. Das war ihm unbehaglich. »Gehen Sie nicht allzusehr in Einzelheiten. Wir haben nicht den Ehrgeiz, einen hieb- und stichfesten Beweis zu produzieren.«

»Also eine subtile, geschmackvolle Art von Komplott. Klar. Warum nicht. Aber ich müßte dazu noch einiges wissen.«

»Sie nehmen das Material und zeigen es diesem Miststück, und dann setzen Sie ihn unter Druck.«

»Wie das?«

»Unter Druck setzen. Sagen Sie, daß Sie von einer Zeitung kommen. Sagen Sie, daß Sie von der CIA sind. Sagen Sie, was Sie wollen, aber sorgen Sie dafür, daß er Schiß kriegt.«

»Warum?«

»Ich will sehen, was er macht.«

»Ich weiß nicht, was Sie sich davon versprechen. Er wird doch wissen, daß das Zeug gefälscht ist.«

»Tun Sie's trotzdem.«

Bernstein sah ihn an. Er kannte Bret, weil er andere Männer

seines Schlages kannte. Für Bret war kein taktischer Grund vorhanden, den alten Mann zu erschrecken: er wollte nur ein Rachegelüst befriedigen. »Es wäre billiger, ihn einfach durchprügeln zu lassen«, sagte Bernstein.

Bret verzog verärgert das Gesicht. Er wußte genau, was Bernstein dachte. »Machen Sie einfach, was ich Ihnen sage, Sylvy. Suchen Sie bei mir nicht nach Hintergedanken.«

»Wie Sie meinen, Doktor.«

Bret lächelte höflich. »Irgendwas Neues über die Frau?«

»Nein. Die ist schon seit einer Woche nicht mehr bei ihrem Liebsten gewesen. Vielleicht haben sie sich verkracht.«

»Bei ihrem Liebsten? Ist er das?« fragte Bret wie beiläufig. »Aber klar. Sie geht doch nicht zum Schachspielen in diese protzige Wohnung in Maida Vale.«

»Er ist Psychiater«, sagte Bret.

»Das will ich wetten.«

Bret fand das beleidigend. Solche spöttischen Bemerkungen wollte er nicht hören. Sein Interesse an der Sache war rein dienstlich. »Kommen Sie nicht aus dem Takt, Sylvy«, sagte er. Der tadelnde Ton war gedämpft, aber unüberhörbar.

Bernstein rauchte und erwiderte nichts. Es handelte sich also nicht nur um eine rein dienstliche Angelegenheit, es steckte mehr dahinter. War dieser Kennedy vielleicht ein Verwandter von Bret Rensselaer, oder was? »Wenn sie ihn konsultieren wollte, warum geht sie nicht in das Krankenhaus, wo er praktiziert?«

»Sie müßte jede ärztliche Behandlung melden, erst recht natürlich jeden Besuch bei einem Psychiater«, sagte Bret. »Sie werden das doch noch wissen ...«

»Sie meinen, sie versucht zu verheimlichen, daß sie nicht mehr richtig tickt?«

»Sie steht verdammt unter Druck.«

Bernstein zog hastig an seiner Zigarette. »Na schön, also gut, ich stelle Ihnen wegen dieser Sache nicht viele Fragen,

denn Sie haben mir ja gesagt, daß sie kitzelig ist, aber ...«

»Aber was?«

»Kennedy ist kein Seelenklempner von der Sorte. Nicht mehr jedenfalls. An der Klinik forscht er über Massenhysterie und Halluzinationen. Er behandelt keine Patienten. Er analysiert Statistiken, hält Vorlesungen und schreibt Abhandlungen über den Herdentrieb und solchen Quatsch. Die Klinik wird von einer großen amerikanischen Stiftung finanziert, und die Arbeiten, die sie veröffentlichen, werden von verschiedenen Polizeibehörden studiert.«

»Also was ist Ihre Theorie?« fragte Bret.

»Was ich Ihnen sagen kann: Er ist ein gutaussehender Bursche. Flugzeugfanatiker. Kanadier. Umgänglich, wohlhabend, gut angezogen, sehr, sehr intelligent und muy simpatico. Alles klar? Diese Lady Samson ... sie ist eine sehr anziehende Frau.« Er hielt inne. Eine Unterhaltung mit Bret, wenn dieser in so reizbarer Stimmung war wie jetzt, war immer wie ein Spaziergang durch ein Minenfeld. Er rauchte seine Zigarette, als überlege er, was er weiter sagen sollte. »Vielleicht ist die weiche Schulter und der kanadische Charme dieses Burschen Kennedy genau das, was ihr fehlt.«

»Gutaussehender Bursche also?«

»Sie haben die Fotos gesehen, Bret.«

»Sah aus wie aus einem Kunststoffbaukasten, richtige Anziehpuppe.«

»Er zieht sich modisch an, das sagte ich ja schon. Aber selbst Leute, die ihn nicht mögen, geben zu, daß er was drauf hat. Guter Flieger, guter Arzt, vielleicht auch guter Liebhaber. Er ist einer von denen, die bei Examen immer am besten abschneiden; gewandt, anpassungsfähig und weltmännisch.«

»Und auf der negativen Seite?«

»Ich vermute: neurotisch, rastlos und unglücklich. Er kann sich nirgends auf Dauer binden. Aber viele Frauen fliegen auf solche Burschen, bilden sich ein, sie könnten ihnen helfen. Und

sehen Sie sich ihren Mann an. Ich bin ihm ein paarmal begegnet. Das ist doch nun wirklich ein ungeschliffener Diamant. Finden Sie nicht auch?»

»Sie haben aber doch gesagt ...«

»Daß ich ihn mag. Und das stimmt, ich mag ihn bis zu einem gewissen Punkt. Er ist vollkommen gradlinig, ich würde ihm nicht gerne in die Quere kommen.« Das war, wenn man Bernstein kannte, nur als Ausdruck hoher Anerkennung zu verstehen. »Er ist ein Mann für Männer. Nicht der Typ, den man an der Seite einer solchen Dame in Twin-Set und Perlen zu finden erwartet.«

Bret biß sich auf die Lippe und schwieg einen Augenblick, ehe er sagte: »Manchmal täuscht ...«

»Ach, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Aber ich mache so was inzwischen doch schon ziemlich lange. Zwei Leute wie die ... Sie besucht ihn in seiner Wohnung, allein, nie mit ihrem Mann ... Er besucht sie niemals zu Hause. Und man braucht sie nur zusammen zu sehen, um zu wissen, daß er verrückt nach ihr ist.« Er streifte die Asche am Rande eines alten Keramikaschenbechers ab, auf dem noch schwach sichtbar der fromme Wunsch »Lang mögen Sie herrschen. Krönung 1937« stand. Das Stück war ein Teil der Porzellansammlung seiner Frau. Er schob es zurück, um es aus der Gefahr zu bringen, angestoßen oder gar zerbrochen zu werden, und wartete auf Rensselaers Reaktion. »Es ist unwahrscheinlich«, erklärte Bret. »Sie sagen, es ist unwahrscheinlich. Okay. Sie sind der Boß.

Aber machen Sie mal für ein Weilchen meine Arbeit, und vielleicht geht Ihnen dann auf, daß dieses Wort in diesem Zusammenhang immer unangebracht ist, denn wenn Jungens und Mädchen zusammenkommen, ist nichts unwahrscheinlich.« Bret lächelte, aber ihm war schwer ums Herz. Auf seine eigene hoffnungslose Weise liebte und verehrte er Fiona Samson und wollte nicht glauben, daß sie

sich solche beiläufigen Liebesaffären leistete. »Okay, Sylvy. Meistens haben Sie ja recht.«

»Ein erstes Mal gibt's natürlich immer. Vielleicht trinken sie ja nur Tee zusammen, sehen sich Bilder von Flugzeugen an und sprechen über den Sinn des Lebens. Aber ehrlich, ich glaube es nicht, Bret.«

Bret Rensselaer stand auf, plötzlich sehr zornig. Zornig blickte er sich im Zimmer um, als könnte er, wenn er nur einen Weg aus diesem Zimmer fände, auch den Tatsachen entfliehen, denen er nicht ins Gesicht sehen wollte. Die, jedenfalls aus seiner Sicht, wunderbare Beziehung ging ihm nicht aus dem Sinn, die sich während der Wochen und Monate zwischen Fiona und ihm entwickelt hatte, seitdem er sie auf das vorbereitete, was sich zweifellos als der nachrichtendienstliche Coup des Jahrhunderts erweisen würde. Fiona war die vollkommene Schülerin. »Schülerin« war vielleicht nicht das richtige Wort für die Beziehung, in der sie zu ihm stand. Schützling, möglicherweise; ganz treffend war auch dieser Ausdruck nicht. Der traurigen Wahrheit kommt man wahrscheinlich am nächsten, wenn man Fionas Verhältnis zu ihm mit dem eines Preisboxers zu seinem Trainer, Manager oder Promoter vergleicht.

Sie brauchte gegenwärtig seine Unterstützung. Die Spannung, unter der sie stand, begann sie zu belasten. Aber damit war ja zu rechnen gewesen. Er half ihr gern, und natürlich würde Bret nicht leugnen, daß die Heimlichkeit ihrer Treffen, von denen ihr Mann nichts ahnen durfte, diesen einen besonderen Reiz für ihn verlieh. Denn inzwischen hatte sich Bret widerstrebend die Überzeugung des D.G. zu eigen gemacht, daß aus Bernard Samsons Verzweiflung über die Desertion seiner Frau Profit für die gute Sache zu schlagen sei. »Wie konnte sie?« Erst ein Seitenblick auf Bernstein ließ Bret inne werden, daß er diese Frage ausgesprochen hatte. Er wandte sich ab und trat an den Eßtisch, auf den er sich mit

beiden Händen stützte. Er mußte nachdenken.

Bret und Fiona waren einander so nahe gekommen, daß er seit kurzem zu glauben gewagt hatte, daß vielleicht auch sie sich für ihn begeistern könnte. Er hatte jedesmal frische Blumen besorgt, wenn sie kam, und das war ihr nicht entgangen. Ihr seltenes, aber wundervolles Lächeln, die merkwürdig zeremonielle Weise, in der sie Drinks für sie beide einschenkte, und manchmal brachte sie ihm alberne kleine Geschenke, wie den automatischen Korkenzieher als Ersatz für den, den er kaputtgemacht hatte. Da gab es auch die Glückwunschkarte zu seinem Geburtstag. Sie steckte in einem hellgrünen Umschlag und sagte: »Mit all meiner Liebe, Fiona.« Unvorsichtig, wie er ihr bei ihrem nächsten Treffen sagte, doch die Karte hatte er sich auf dem Nachttisch an den Wecker gelehnt. Jeden Morgen, wenn er erwachte, sah er zuerst sie. Bret schloß die Augen. Bernstein sah ihn sich drehen und wenden, aber sagte nichts. Er wartete. Er machte sich keine Gedanken über Sachen, über die nachzudenken man ihn nicht bezahlte. Im Laufe der Jahre hatte er entdeckt, wie rätselhaft sich Männer und Frauen verhalten, und Bret Rensselaers erregtes Hinundherlaufen und Gemurmeln erschreckte ihn weder, noch überraschte es ihn. Bret schlug sich mit der Faust in die Handfläche. Es war unvorstellbar, daß Fiona eine Affäre mit diesem Kennedy hatte. Es mußte eine andere Erklärung geben. Bret hatte sich mit der Tatsache abgefunden, daß Fiona Samson, wenn sie sich von ihm verabschiedete, nach Hause zu Mann und Kindern ging. Das war nur recht und billig. Bret mochte Bernard. Aber wer zum Teufel war Kennedy? Lächelte Fiona und machte Späße mit Kennedy? Und, was noch schrecklicher vorzustellen war, ging sie ins Bett mit diesem Mann?

Bei dieser Vorstellung stützte sich Bret Rensselaer am Kaminsims ab, zog den Fuß zurück und trat, so heftig er konnte, gegen das Messinggitter. Die Schürhaken – der

vollständige Satz – polterten auf den Herd, so daß der Rost sang wie eine Stimmgabel und eine der Herdkacheln zerbrach.

»Nur keine Aufregung, Bret!« sagte Bernstein in einem Ton, dem zum erstem Mal Besorgnis anzuhören war. Er war aufgestanden und hatte die beiden das Andenken von Königin Viktorias diamantenum Regierungsjubiläum verewigenden Teller, die die kostbarsten Stücke der Sammlung seiner Frau waren, schützend an sich genommen.

Brets Zorn schien sich nach diesem Ausbruch zu beschwichtigen, denn nun beruhigten sich seine Bewegungen, er ging jetzt bedächtiger im Zimmer herum, tat so, als mustere er Bücher und sähe durchs Fenster nach seinem draußen geparkten Wagen. Bret war selten um Worte verlegen, aber jetzt konnte er seine Gedanken einfach nicht auf die Reihe bringen. »Jesus Christus!« sagte er zu sich selbst und beschloß, Fiona Samson ohne weiteren Aufschub nach Berlin versetzen zu lassen, vielleicht schon zum Wochenende.

Als Bret sich wieder hinsetzte, schwiegen beide Männer eine Zeitlang und lauschten den Müllmännern, die gerade den Abfall abholten. Sie klapperten mit den Tonnen und schrien einander zu, und der Müllwagen ließ jedesmal, wenn er zurücksetzte, ein kurzes, klagendes Tuten vernehmen. »Geben Sie mir 'ne Zigarette, Sylvy.«

Bernstein bot ihm eine an und gab ihm Feuer mit seinem Andenken an den Vietnamkrieg. Ihm fiel auf, daß Bret zitterte, doch die Zigarette schien ihn zu beruhigen. Bret sagte: »Was würden Sie von 'ner festen Anstellung halten?«

»Bei Ihrer Firma?«

»Ich könnte es vielleicht einrichten.«

»Haben Sie es satt, mich aus Ihrer eigenen Tasche zu bezahlen?«

»Mache ich das?« sagte Bret ruhig.

»Sie verlangen niemals Quittungen.«

»Also, was meinen Sie?«

»Ich würde in diesen britischen Laden nicht passen.«

»Aber wieso denn nicht?«

»Die Wahrheit ist, Bret, ich traue den Briten nicht zu, sich richtig um mich zu kümmern.«

»Wie sollen sie sich denn um Sie kümmern?«

»Wenn ich in Schwierigkeiten steckte. Ich bin Amerikaner.

Wenn ich in der Klemme wäre, würden die mich doch kalt lächelnd den Haifischen überlassen.« Er drückte mit großem Nachdruck seine Zigarette aus.

»Weshalb sagen Sie das?« fragte Bret.

»Ich weiß, das geht mich nichts an, Bret, aber ich finde, Sie sind verrückt, denen zu trauen. Wenn die zwischen Ihnen und einem von ihren eigenen Leuten wählen müßten, was meinen Sie wohl, was sie täten?«

»Wenn Sie sich's doch noch anders überlegen, sagen Sie mir Bescheid, Sylvie.«

»Ich werde es mir nicht anders überlegen, Bret.«

»Ich wußte nicht, daß Sie die Briten so verabscheuen, Sylvie. Weshalb leben Sie dann eigentlich hier?«

»Ich verabscheue sie nicht. Ich habe gesagt, daß ich ihnen nicht traue. London ist eine prima Stadt, ich wohne gern hier. Aber ich mag ihre Selbstgerechtigkeit nicht und die vollkommene Rücksichtslosigkeit, mit der sie anderer Leute Gefühle und Eigentum behandeln. Wissen Sie was, Bret, es gibt nicht einen Engländer, der nicht irgendwann damit geprahlt hätte, was gestohlen zu haben: in der Schule, beim Militär, auf dem College oder auf einer Sauf tour. Alle durch die Bank klauen sie gelegentlich, und dann erzählen sie davon, als sei das der beste Witz, den man je gehört hat.«

Bret stand auf. Manchmal war Bernstein der reinste Moralapostel, dachte er. »Ich lasse Ihnen das ganze Material hier«, sagte er. »Gelesen habe ich's, und ich will es nicht im Büro haben.«

»Wie Sie wollen, Bret.«

Bret zog die Brieftasche und zählte zwanzig Fünfzigpfundnoten auf den Tisch. Bernstein schrieb »Eintausend Pfund Sterling« auf ein Stück Papier, ohne Datum oder Unterschrift, selbst ohne das Wort »erhalten«. So hielten sie es bei ihren Geschäften immer.

Bret bemerkte das an der Spitze seines Schuhs zerschnittene Leder und berührte es, als hoffte er, die Wunde würde von selber heilen. Er seufzte, erhob sich, zog den Mantel an, setzte den Hut auf und dachte wieder an Fiona Samson. Er würde sie darauf ansprechen müssen. Es gab keine Alternative. Aber heute noch nicht, nicht einmal morgen. Es war viel besser, sie erst mal nach Berlin zu schicken.

»Diesen Pryce-Hughes«, sagte Bret sehr beiläufig, als er schon an der Tür stand, »wie schätzen Sie den ein, Sylvy?«

Bernstein wußte nicht genau, was Bret hören wollte. »Er ist sehr alt«, sagte er schließlich. Bret nickte.

## 8

*West-Berlin, September 1978*

Der Nachmittag färbte sich gelb wie altes Zeitungspapier, und in der schweren Luft verbreitete sich der durchdringende Geruch der Linden. In den Straßen Berlins drängten sich die Besucher, eine Kolonne nach der anderen, ausgerüstet mit Stadtplänen, Kameras und schweren Rucksäcken. Jetzt, am Ende des anstrengenden Tagesmarsches, hatten sie es nicht mehr so eilig. Der Sommer neigte sich zum Herbst, und noch immer kamen eine Menge Wessis, unter ihnen auch liebende Eltern, die ihre der Wehrpflicht nach West-Berlin entflohenen Söhne besuchten.

Nach getaner Arbeit kehrte Fiona seufzend vor Erleichterung in ihr neues »Heim« zurück. Auf dem Garderobentischchen im Flur lag ein noch immer in Cellophan und Papier gewickelter Blumenstrauß. Es sah Bernard ähnlich, daß er sich nicht die Mühe gemacht hatte, die Blumen ins Wasser zu stellen, aber sie rührte sie nicht an. Sie legte Hut und Mantel ab, überzeugte sich davon, daß keine Post in dem Käfig hinter dem Briefschlitz war und auch nicht auf dem Garderobentischchen, dann musterte sie sich im Spiegel, lange genug, sich davon zu überzeugen, daß ihr Make-up in Ordnung war. Sie war gealtert, und die Ringe unter den Augen und die Falten um den Mund verbarg selbst die Schminke nur unvollkommen. Sie fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, das der engsitzende Hut ihr an den Schädel gedrückt hatte, dann holte sie tief Luft und setzte ein fröhliches Lächeln auf, ehe sie das Wohnzimmer ihrer Mietwohnung betrat. Bernard war schon daheim. Er hatte das Jackett ausgezogen und den Krawattenknoten gelöst. Mit roten Hosenträgern über dem zerknitterten Hemd saß er bequem auf dem Sofa, ein volles Glas in der Hand. »Wild siehst du aus, Liebling. Findest du nicht, daß es zum Saufen noch ein bißchen früh ist?« Sie sagte

das laut und fröhlich, ehe sie bemerkte, daß Bernards Vater diesem gegenüber saß und ebenfalls trank.

Trotz ihres scherzenden Tons runzelte Mr. Brian Samson, der offiziell im Büro noch immer ihr Vorgesetzter war, die Brauen. Er stand auf und gab ihr einen Kuß auf die Wange. »Hallo, Fiona«, sagte er. »Ich habe Bernard gerade alles erzählt.« Wenn dieser Kuß irgendwas bewirkte, bekräftigte er die Gefühle ihres Schwiegervaters, was Gattinnen anging, die der Oberschicht entstammten, nach Hause kamen und ihre Männer schalten, weil diese es sich im eigenen Heim gemütlich gemacht hatten. »Alles worüber?« fragte sie und ging weiter zu einem der Regale über dem Fernsehgerät, wo in beiderseitigem Einvernehmen die eingehende Post hingelegt wurde, bis sie beide sie gelesen hatten. Dort lag nur eine Rechnung der Weinhandlung und eine in Stahlstich gedruckte Einladung zur Geburtstagsfeier ihrer Schwester. Beides hatte sie schon gesehen, sah sich nun aber Rechnung und Einladung noch einmal gründlich an, ehe sie sich lächelnd umdrehte. Da keiner der Männer sich erbot, ihr etwas zu trinken zu holen, sagte sie: »Ich glaube, ich werde mir mal einen Tee machen. Möchte sonst jemand welchen?« Sie entdeckte ein paar verschüttete Tropfen, nahm ein Papiertaschentuch und wischte sie auf und ordnete Flaschen und Gläser auf dem Tablett, ehe sie sagte: »Alles worüber, Brian?« Bernard antwortete ihr: »Die Baader-Meinhof-Panik, wie sie inzwischen dazu sagen.«

»Ach das. Wie langweilig. Sei froh, daß du das verpaßt hast, Liebling.«

»Langweilig?« sagte ihr Schwiegervater mit leicht erhobener Stimme.

»Viel Lärm um nichts«, sagte Fiona.

»Ich weiß nicht«, sagte ihr Schwiegervater. »Wenn die Baader-Meinhof-Leute das Flugzeug gekapert und nach Prag dirigiert hätten ...« Drohend ließ er das Ende des Satzes unausgesprochen.

»Aber das wäre doch unmöglich gewesen, Schwiegervater«, sagte sie munter. »Bekanntlich hat doch Andreas Baader schon vor einem Jahr in Stammheim Selbstmord begangen, und aus Bonn ist uns offiziell mitgeteilt worden, daß die übrigen Mitglieder der Bande sämtlich in Gefängnissen der Bundesrepublik einsitzen.«

»Das weiß ich«, sagte der ältere Samson mit übertriebener Deutlichkeit, »aber Terroristen gibt es in allen Größen, Farben und Gestalten, und nicht alle sitzen hinter Gittern. Es war eine echte Krise. Mein Gott, Fiona, bist du in letzter Zeit mal in Bonn gewesen? Stacheldraht und bewaffnete Posten vor den Regierungsgebäuden. Panzerwagen patrouillieren die Straßen. Langweilig ist das nicht, Fiona, was immer es sonst sein mag.« Fiona kam ihrem Schwiegervater nicht entgegen. »Du willst also keinen Tee?« sagte sie.

»Die Welt ist verrückt«, sagte Samson senior. »Ein armer Teufel wurde umgebracht, nachdem seine eigene Patentochter mit einem Strauß roter Rosen dafür gesorgt hatte, daß den Mördern die Tür geöffnet wurde. Jeder Politiker und Industrielle im Land wird Tag und Nacht bewacht.«

»Und sie beschwerten sich, daß sie ihre Geliebten nicht mehr ungestört besuchen können, jedenfalls steht das in dem vertraulichen Bericht«, sagte Fiona. »Hast du das gelesen?«

»Was ich nicht verstehe«, sagte ihr Schwiegervater, ihre Frage ignorierend und in einem Ton, als machte er Fiona persönlich verantwortlich für die der jüngeren Generation angelasteten Missetaten, »ist, daß es Leute gibt, die für die Terroristen demonstrieren! Bomben in Vertretungen deutscher Automobilhersteller in Turin, Livorno und Bologna, Straßendemonstrationen in London, Wien und Athen zur Unterstützung der Terroristen. Sind diese Leute wahnsinnig?« Fiona zuckte die Achseln und nahm das Tablett. Bernard sah zu, aber sagte nichts. Rund um die Erde waren 1977 die terroristischen Aktivitäten religiöser Fanatiker und diverser

Gauner und Verrückter aufgeflammt. Überall brachten die Leute ihre Bestürzung zum Ausdruck. Die ältere Generation gab an allem ihren Kindern die Schuld, während die jungen Leute die blinde Gewalttätigkeit als ein ihnen von den Eltern hinterlassenes Erbe ansahen. Bernards Frau und sein Vater waren in dieser Hinsicht typisch. Jede Unterhaltung zwischen ihnen konnte leicht auf einen Wortwechsel hinauslaufen, in dem beide archetypische Rollen einnahmen. Bernards Vater fand Fiona entschieden zu hochmütig und eingebildet. Zu reich, zu gebildet und zu verdammt starrsinnig, wie er Bernard nach einer Meinungsverschiedenheit mit ihr einst anvertraut hatte. Auf dem Weg zur Küche schoß Fiona noch einen Parther-Pfeil ab: »Kaum ein passendes Mittel gegen Panik, Schwiegervater.« Bernard wünschte, sie würde nicht immer in diesem irritierenden Ton »Schwiegervater« sagen. Das reizte seinen Vater, aber das wußte Fiona nur allzugut. Bernard versuchte zu vermitteln. »Papa sagt, es war eine Reaktion auf den russischen Funkspruch, der den Tschechen befahl, den Flughafen die ganze Nacht über offenzuhalten. Wir haben zwei und zwei zusammengezählt und fünf rausgekriegt.«

Fiona war belustigt. »Zu dieser Jahreszeit sind Hunderte von Militärflughäfen im Ostblock rund um die Uhr geöffnet. Denn gegenwärtig halten sie da ihre gemeinsamen Manöver ab, Liebling. Oder ist dieses militärische Geheimnis noch nicht bis zur Londoner Zentrale durchgesickert?«

Sie war nicht zu sehen, aber die beiden Männer hörten, wie sie heißes Wasser in die Teekanne goß und Untertassen und Tassen auf ein Tablett stellte. Keiner von beiden sagte ein Wort. Die lebhafte Unterhaltung, in die sie vor Fionas Ankunft vertieft gewesen waren, war gestorben. Brian sah seinen Sohn an und lächelte. Bernard lächelte zurück.

Fiona kam herein und stellte das Tablett auf den Tisch, wo Bernards Füße geruht hatten. Dann kniete sie auf dem Teppich nieder, um einzuschenken. »Wollte ihr beiden wirklich ...?«

sagte sie. Sie hatte Untertassen und Tassen für alle drei auf das Tablett gestellt und auch eine Zuckerdose, denn ihr Schwiegervater nahm Zucker zum Tee. »Nein, danke, Liebling.«

Sie sah Bernard an. Sie liebte ihn sehr. Wundervoll war diese plötzliche Versetzung nach Berlin für sie beide nicht gerade gewesen, immerhin gab sie ihr aber die Möglichkeit, sich aus dieser dummen Beziehung zu Kennedy zu lösen. Diese Streitereien mit dem älteren Samson waren störend, aber er war alt, und sie hatte doch tatsächlich festgestellt, daß mit ihrer Abneigung gegen den Alten ihre Zuneigung zu Bernard wuchs. Er spielte immer den Friedensstifter, jedoch ohne dabei ihr oder seinem Vater nachzugeben. Bernard, was für einen wundervollen Mann hatte sie doch gefunden. Jetzt, da es ihr möglich war, alles aus einigem Abstand zu betrachten, wußte sie, daß er der einzige Mann für sie war. Die gefährliche Beziehung zu Harry Kennedy lag hinter ihr. Sie verstand noch immer nicht, wie es zu dieser verrückten Affäre gekommen war, nur daß dabei eine beunruhigende sexuelle Verletzlichkeit bei ihr zum Vorschein gekommen war, deren sie sich nicht bewußt gewesen war. Dennoch fragte sie sich unwillkürlich, weshalb er die Postkarte nicht geschickt hatte. Jede Woche wurde ihr eine nachgesandt: die bunte Reklamekarte eines »Haar- und Schönheitssalons« nahe der Sloane Street. Er war mit den Inhabern dieses Ladens befreundet, vermutlich handelte es sich um eine Inhaberin. »Keine Post?« fragte sie, während sie die Milch für ihren Tee bemaß und diesen umrührte, um die Farbe zu sehen. »Nur wieder der gleiche Müll.«

»Was hast du damit gemacht?«

»Du wolltest ihn doch nicht, oder?«

»Mit der Karte würde ich einen Preisnachlaß kriegen, haben sie gesagt«, sagte Fiona.

»Ich hab' sie in den Papierkorb geschmissen. Entschuldige.«

Jetzt sah sie die Karte. Von der Stelle, wo sie kniete, hätte sie den Papierkorb fast erreichen können. Sie lag zwischen einer leeren Schweppes-Tonic-Flasche und einem zerknüllten Players-Zigarettenpäckchen, das Brian gehört haben mußte. Die Postkarte war in kleine Stücke gerissen, fast als hätte Bernard die Gefahr gespürt, die sie enthielt. Fiona nahm sich vor, sie nicht anzufassen, obwohl ihre erste Regung war, sich die Stücke zu holen und sie zusammenzusetzen.

»Du wirst ja sowieso nicht so bald wieder nach London kommen, oder?« fügte Bernard hinzu.

»Nein, das stimmt.« Sie hockte sich auf die Hacken und nippte an ihrem Tee, als sei ihr die Sache gleichgültig. »Hatte ich ganz vergessen.«

»Ich habe Papa gesagt, daß du heute abend ausgehst. Er möchte, daß ich ihn zu einer kleinen Abschiedsfeier in den Club begleite und nachher mit ihm essen gehe. Ist dir das recht?« Sie hätte lachen können. Nach all der Mühe, die es sie gekostet hatte, das geheime Treffen mit Bret Rensselaer zu arrangieren, mußte sie feststellen, daß ihr Mann sich gar nicht für ihre Vorhaben interessierte. Sie sagte es ihm trotzdem: »Ich gehe zu einer Informationsveranstaltung. Es kommt jemand aus London.«

Bernard hörte kaum zu. Zu seinem Vater sagte er: »Wenn Frank da ist, kann ich ihm ein paar Bücher zurückgeben, die er mir geliehen hat.«

»Frank wird da sein«, sagte sein Vater. »Frank liebt Partys.«

»Schade, daß du nicht frei bist, Liebling«, sagte Bernard zu seiner Frau.

»Abschiedspartys machen gewöhnlich mehr Spaß, wenn die Ehefrauen nicht dabei sind«, sagte Fiona wissend. »Noch ein Glas?« fragte Bernard und stand auf. Sein Vater schüttelte den Kopf. »Wohin geht ihr zum Essen?« fragte sie.

»Zu Tante Lisl«, erklärte Bernard mit sichtlichem Behagen. »Sie macht Rehbraten extra für uns.«

Tante Lisl hatte ihr Elternhaus in ein Hotel umgewandelt. Brian Samson und seine Familie waren nach dem Krieg bei Tante Lisl einquartiert worden. Ihr Haus war für Bernard so etwas wie ein zweites Zuhause geworden, und die alte Tante Lisl stellvertretende Mutter. Bernards unverhohlenes Behagen in diesem alten Haus war mitunter für Fiona Ursache eines Gefühls der Unsicherheit. Sie verspürte es jetzt.

Bernard kam zu ihr und gab ihr einen Kuß auf den Scheitel. »Lebe wohl, Liebling. Bei mir kann es spät werden.« Als er mit seinem Vater aus dem Zimmer ging, sagte er wie zu sich selbst: »Ich darf nicht vergessen, Lisl die Blumen mitzunehmen. Sie liebt Blumen.«

Als sie hörte, wie die Haustür hinter den beiden Männern ins Schloß fiel, schloß Fiona die Augen und lehnte den Kopf zurück in den Sessel. Natürlich waren die Blumen nicht für sie. Wie hatte sie sich das einbilden können? Die Blumen waren für diese schreckliche alte Frau, gegen die einen Bernard nie ein Wort sagen ließ.

Bernard konnte manchmal der archetypische, egoistische Mann sein. Er nahm sie als Selbstverständlichkeit. Die Aussicht, einen Abend mit seinem Vater und seinem Kumpels zu verbringen, entzückte ihn. Da würden sie trinken und sich ihre Geschichten erzählen, Geschichten von Geheimagenten und deren kühnen Taten, die im Laufe der Zeit immer kühner geworden waren und im Laufe des Abends noch kühner werden würden. Es war sehr bezeichnend für ihre Beziehung, daß ihre Anwesenheit auf einer solchen Gesellschaft Bernard gestört hätte. Bernard achtete sie, würde er sie wirklich lieben, hätte er sie bei sich haben wollen, wo immer er hinging. Ingeheim lebte sie in Erwartung des Tages, an dem er genötigt sein würde, sie als diejenige anzuerkennen, die sie war: jemand, der das Agentenspiel genauso gut beherrschte wie er. Dann würde er sie vielleicht so behandeln, wie sie behandelt werden wollte: als seinesgleichen. Und wenn sie inzwischen in

der gleichen Heimlichkeit ein bißchen Glück für sich gestohlen hatte, konnte man ihr daraus einen Vorwurf machen? Es war niemandem weh getan worden.

Sie musterte die Unordnung, die Bernard ihr im Zimmer hinterlassen hatte. War es ein Wunder, daß sie solches Glück gefunden hatte in der kurzen und dummen Liebesaffäre mit Harry Kennedy? Er hatte ihr neuen Lebensmut gegeben in einer Zeit, da sie der Verzweiflung sehr nahe war. Während der Zeit mit Harry hatte sie aufgehört, Tabletten zu schlucken, und sich wie ein neuer Mensch gefühlt. Harry behandelte sie mit Anteilnahme und Rücksicht, und doch war er so wunderbar offen. Er hatte keine Angst, ihr zu sagen, daß er sie anbetete. Für ihn war sie ein schwieriger und interessanter Mensch, dessen Meinungen zählten, und mit ihm konnte sie persönliche Gefühle austauschen, die sie mit Bernard nie geteilt hatte. Wenn man die Dinge beim Namen nennen wollte, konnte man nur feststellen: Sie liebte Bernard und ertrug ihn, aber Harry liebte sie verzweifelt und vermittelte ihr ein zutiefst weibliches Gefühl, wie sie es nie zuvor erlebt hatte.

Nun war all das aus und vorbei, versicherte sie sich. Im nüchternen Rückblick konnte sie ihre Affäre mit Harry als das sehen, was sie war: ein wunderschöner Luxus, eine Entspannung in einer Zeit höchster Anspannung, eine Therapie. Sie sah auf die Uhr. Sie mußte noch baden und sich umziehen. Gott sei Dank hatte sie ein paar wirklich schicke Sachen eingepackt. Denn bei dem Treffen heute abend kam es darauf an, nicht nur blendend auszusehen, sondern auch geistvoll zu sein. Heute abend wollte sie den gordischen Knoten der Angst mit dem Schwert der Entscheidung durchhauen.

Fiona hatte sich bei Kesslers verabredet, einem Familienrestaurant in der Gatower Straße in Spandau. Das Restaurant nahm das ganze Haus ein, so daß es auf jeder Etage Speisesäle gab. Im Erdgeschoß überwachte der alte Klaus

Kessler die Kellner persönlich. Zwischen dunkelgrün gestrichenem Holz, rot-weiß gewürfelten Tischtüchern und auf kleine Schiefertafeln geschriebenen Speisekarten stand er da mit seiner langen Schürze. Kessler nannte sein Lokal ein »typisch französisches Bistro«, tatsächlich aber hatten sich die Einrichtung und auch die Küche kaum verändert seit den Tagen, da sein Großvater dort den Gästen seiner Berliner Weinstube gute Hausmannskost servierte. Eine enge, knarrende Treppe führte in einen zweiten Speisesaal hinauf, und in dem Geschoß über diesem gab es drei aufwendig eingerichtete Räume mit besserem Besteck und Gläsern, leinenen Tischtüchern und handgeschriebenen Speisekarten ohne Preise. Diese Räume waren für kleine und sehr diskrete Gesellschaften reserviert. Und an diesem Abend speisten in einem dieser Räume Fiona und Bret Rensselaer.

»Haben Sie sich ohne Schwierigkeiten freimachen können?« fragte Bret höflich. Sie bot ihm die Wange, und er küßte sie flüchtig. In einem Eiskübel stand Champagner. Bret trank bereits etwas davon.

Der Kellner nahm ihren Mantel, schenkte ihr Champagner ein und reichte ihr die Speisekarte.

»Es war ganz leicht«, sagte Fiona. »Bernard ist mit seinem Vater zu einer Abschiedsfeier gegangen.«

»Der Rehbraten soll gut sein«, sagte Bret beim Überfliegen der Speisekarte.

»Ich mag keinen Rehbraten«, sagte Fiona nachdrücklicher als beabsichtigt. Sie nippte an ihrem Glas. »Überhaupt bin ich nicht besonders hungrig.«

»Kessler sagt, er macht uns ein Käsesoufflé.«

»Das klingt köstlich.«

»Und ein bißchen westfälischer Schinken als Vorspeise?« Ihre Zustimmung voraussetzend, legte er die Speisekarte beiseite und nahm eilig die modische Brille ab, die er zum Lesen brauchte. Er war eitel genug, sie ungern zu tragen, aber

er vertrug keine Kontaktlinsen.

»Perfekt.« Keiner von beiden interessierte sich auch nur hinreichend für das Essen, um die ganze Speisekarte durchzulesen. Wie wohltuend, dachte Fiona. Bernard konnte sich nie in ein Restaurant setzen, ohne den Kellner über alle Einzelheiten der Zubereitung ins Kreuzverhör zu nehmen. Noch schlimmer war, daß er Fiona immer wieder dazu überreden wollte, Sachen wie geräucherten Aal oder Zunge zu probieren oder – wie hieß doch gleich dieses andere Leibgericht von ihm? – marinierten Hering. »Wie gefällt es Ihnen in Berlin?« fragte Bret.

»Immerhin ist ja auch Bernard hier.«

»Ja, richtig. Seine Mutter ist nach England zurück, um die Kinder zu hüten, nicht wahr?«

»Ja, das war sehr nett von ihr, aber die Kinder fehlen mir schrecklich«, sagte sie.

Eine Schinkenplatte wurde gebracht, garniert mit Tomaten und Gürkchen, und sehr umständlich offerierte ihnen der Kellner ein Sortiment von Brötchen und drei verschiedenen Sorten Senf. Als er gegangen war, sagte sie: »Im Grunde meiner Seele bin ich eigentlich Hausfrau.« Sie schmierte Butter auf ihr Schwarzbrot, beobachtete aber, wie Bret die Erklärung aufnahm. Vor genau einer Woche war sie zu dem Entschluß gekommen, daß sie dieses wahnwitzige Projekt, zum KGB überzulaufen und da die Superspionin zu machen, nicht würde durchstehen können. Fiona war ihr Leben zu kompliziert geworden. Die geheimen Treffen mit Martin Euan Pryce-Hughes waren nicht allzu anstrengend gewesen. Sie war in Reserve, sie trafen sich selten. Der Einsatz verschaffte ihr die Befriedigung, ihrem Land und dem Department zu dienen, ohne daß viel von ihr gefordert wurde. Und dann kam Bret Rensselaer mit der Bombe an, daß der Premierminister den D.G. beauftragt hatte, langfristig zu planen, jemanden in die höchsten Ränge des gegnerischen Nachrichtendienstes

einzuschleusen ... Natürlich hielt sie es nicht für ausgeschlossen, daß Bret bei seiner Darstellung des Vorgangs übertrieben hatte, insbesondere da sie nun sah, wieviel Prestige – und auch Stolz – Bret aus der Mission zuwuchs, für die man sie vorgesehen hatte.

Vielleicht hätte sie die geheimen Treffen mit Martin und Bret auch noch durchstehen können, zumal Bret anfänglich so viel Verständnis und Mitgefühl für die Belastung, die dieses Doppelleben mit sich brachte, gezeigt hatte. Aber mit dem vollkommen unerwarteten Coup de foudre, der sie nach der zufälligen Begegnung mit Harry Kennedy umgeschmissen hatte, war das Maß voll. Und während die Treffen mit Martin und Bret nur selten notwendig wurden, kurzfristig und ohne Angabe von Gründen, und ohne daß sie deswegen Vorwürfe hätte befürchten müssen, abgesagt werden konnten, handelte es sich bei den Treffen mit Harry um etwas ganz anderes. Manchmal quälte sie das Verlangen, ihn zu sehen. An Tagen, an denen sie ein Treffen verabredet hatten, beschäftigte sie die Erwartung des Wiedersehens so, daß sie kaum an etwas anderes denken konnte. Es war erstaunlich, daß niemand – weder Bernard noch Bret, noch ihre Schwester Tessa – etwas von dem in ihr tobenden Aufruhr wahrgenommen hatte. Jedenfalls mußte jetzt Schluß damit sein. Kein Martin mehr, kein Bret und auch kein Harry. Sie erwog sogar, beim Department zu kündigen. Wenn Bret Miene machte, sie zu hindern, sich von dem Projekt zurückzuziehen, würde sie genau das tun. Sie hatte genug Geld von ihrem Vater, es sich leisten zu können, sie alle zum Teufel zu schicken. Bret würde rasonieren, winseln und vielleicht brüllen, aber sie hatte nur dieses eine Leben, und was sie damit machte, sollte ihre Sache sein. Wenn eine Frau in die Dreißiger kommt, fängt sie an, sich gewisse bohrende Fragen zu stellen. Was fing sie an mit ihrem Leben, das wichtiger war, als ein richtiges Heim zu haben und sich um Mann und Kinder zu kümmern? Wie hatte sie je

erwägen können, sich auf so lange Zeit von ihrer Familie zu trennen? Sollten sie einen anderen Agenten in den Osten schicken. Sicherlich gab es Dutzende, die nur darauf brannten, sich mit einer solchen Operation einen Namen zu machen. Sie tat das nicht.

Sie aß etwas Schinken und ein Stück von dem warmen Brötchen. Da Bret nichts gesagt hatte, wiederholte sie die Erklärung: »Im Grunde meiner Seele bin ich eigentlich Hausfrau.« Wenn Bret ahnte, was da im Busch war, ließ er sich das jedenfalls nicht unmittelbar anmerken. »Die Bezeichnung meiner Abteilung wird geändert. Anstatt wie bisher Referat für Europäische Wirtschaft soll sie zukünftig offiziell Wirtschafts-Nachrichtenabteilung heißen, und ich bin zum Abteilungsleiter ernannt worden. Recht eindrucksvoll, nicht wahr?« Überraschend war das für keinen von beiden.

Als Bret ihr seinen großen Plan – Gelinkt – entwickelt hatte, die Deutsche Demokratische Republik mit Hilfe der bürgerlichen Mittelschicht in die Knie zu zwingen, hatte sie gleich erkannt, daß er auf dem richtigen Weg war. Jeder, der auch nur ein Geschichtsbuch gelesen hatte, wußte, daß Hitler an die Macht gekommen war, weil er es verstanden hatte, die Mittelschicht auf seine Seite zu ziehen, anstatt sie, wie die Kommunisten, zu verachten.

»Man darf also gratulieren?« fragte sie.

»Aber gewiß«, sagte er, und sie hoben ihre Gläser und tranken. Sie lächelte. Wie stolz Bret doch auf seine Ernennung zum Abteilungsleiter war. Sie würde ihn nie ganz verstehen. Sie fragte sich, ob es überhaupt jemanden gab, der das tat. Er war so vollkommen und doch so durch und durch künstlich, bis zu seiner perfekten Sonnenbräune. Das marineblaue Kaschmir-Jackett und die grauen Hosen sollten vermutlich demonstrieren, wie salopp er sich kleiden konnte, aber im Verein mit der seidenen Fliege und dem gestärkten Hemd, dessen Manschetten lang genug waren, Manschettenknöpfe aus Onyx

zur Schau zu stellen, ließen sie ihn dennoch wie aus einem Modejournal geschnitten aussehen. Er war hoch intelligent, charmant und, obwohl nicht mehr jung, ein gutaussehender Mann. Dennoch fehlte ihm jede Art von Sex-Appeal vollkommen. »Haben Sie Frank gesehen?« fragte sie.

»Wegen der großen Panik? Ja, ich habe den Nachmittag mit ihm verbracht.«

»Wird es Krach geben?«

»Vielleicht, ich glaube es aber nicht. Für uns ergibt sich daraus jedenfalls eine sehr günstige Gelegenheit.«

»Frank zu feuern?« Es war eine boshafte und provozierende Frage, die Bret, wie sie wußte, überhören würde. Ungerührt fragte Bret: »Waren Sie dort, als der abgefangene Funkspruch durchgegeben wurde?« Sie nickte. »Erzählen Sie mir davon.«

»Es war während der ersten Morgenstunden – ich kann im Logbuch nachschauen, wenn Sie die genaue Zeit wissen wollen. Der diensthabende Chiffreur brachte ihn, sie hatten ihn sehr schnell entschlüsselt. Er kam über den russischen Armesender in Karlshorst mit Autorisation des Kommandierenden Generals. Es handelte sich um den Befehl, einen Militärflugplatz im Südwesten der Tschechoslowakei bis auf weiteres in ununterbrochener Einsatzbereitschaft zu halten.«

»Hat Frank ihn gesehen?«

»Er wurde ihm gezeigt. Frank hat erst nichts darauf geben wollen und sich dann auf seine übliche abwartende Position zurückgezogen.«

»Wer war verantwortlich für die Sicherheit der Fernmeldestelle?«

»Das müssen Sie alles von Frank haben.«

»Wer war verantwortlich?«

»Werner Volkmann.«

»Bernards deutscher Kumpel?«

»Eben der.«

»Gut. Das wird prima hinkommen.«

»Was?«

»Sie werden eine Kopie dieses abgefangenen Funkspruchs an Pryce-Hughes weiterreichen.«

»Martin soll ich sie geben?«

»Wie ich sagte. Ich habe Ihnen aufgeschrieben, was Sie ihm dazu erklären sollen. Halten Sie sich genau daran.« Sie trank etwas Champagner.

»Wissen Sie, was passieren wird?«

»Sagen Sie es mir, Fiona.«

»Moskau wird sofort Karlshorst informieren, was ihren militärischen Funkverkehr angeht, sind sie sehr eigen. Ganz gleich, welche Geheimhaltung ich verlange, sie werden den Kommandierenden General warnen, daß sein Funkverkehr abgehört worden ist, und alles ändern.«

»Ja, sie werden Codes und Chiffren ändern. Damit könnten wir leben«, sagte Bret.

»Ich bin kein Fernmeldeexperte«, sagte Fiona, »aber sie ändern doch wohl sowieso ihre Codes und Chiffren an die drei-, viermal die Woche? Wenn sie rauskriegten, daß wir sie trotzdem verstehen, werden sie wohl das ganze System ändern.«

»Wer immer die Genehmigung erteilt hat, wird schon wissen, was sie tun werden«, sagte Bret unbekümmert um alles, was nicht mit seinen Plänen zusammenhing.

»Was soll das alles?«

»Ich werden einen Star aus Ihnen machen«, sagte Bret. »Ich werde dafür sorgen, daß die Sowjets Sie anhimmeln und sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Sie eine große Zukunft bei ihnen haben.«

»Mir gefällt das nicht, Bret.«

Sie erwartete, daß er fragen würde, warum, aber er wischte ihre Vorbehalte mit einer Handbewegung beiseite. »Ich mußte eine Genehmigung dafür vom D.G. persönlich einholen, Fiona.

Und daß er mir die erteilt hat, beweist, daß der Alte wirklich überzeugt ist.«

»Aber wird nicht die NATO Ärger machen? Moskau wird alles ändern. Alles.«

»Daß die NATO Einsicht in unsere Geheimnisse kriegt, kommt gar nicht in Frage«, sagte Bret. »Sie wissen doch, was wir beschlossen haben.«

»Ja, ich weiß.« Sie wollte ihm gerade ihren Beschluß, die Sache hinzuwerfen, mitteilen, als schwere Fußtritte auf der Treppe vernehmlich wurden und der alte Kessler persönlich das Soufflé brachte. Es war großartig, eine große gelbe Kuppel geschlagenen Eis mit Sprenkeln gebräunten Käses, die ein Muster darauf bildeten.

Fiona äußerte die Bewunderung, die der alte Kessler erwartete, und Bret steuerte seine in zögerndem Deutsch vorgetragene Komplimente dazu bei. Kessler servierte das Soufflé und den Salat, den es dazu gab, bot Brot und Butter an, schenkte auch nach, bis Fiona vor Ungeduld fast losschrie. Als der Alte endlich weg war, versuchte sie es noch mal. »Ich habe über die ganze Operation nachgedacht, intensiv und sehr sorgfältig.«

»Und jetzt wollen Sie raus?« Er sah sie an und nickte, ehe er das Soufflé auf seinem Teller probierte. »Es ist genau richtig. Sehen Sie sich das an, weich in der Mitte, aber nicht flüssig.« Sie wußte nicht, wie sie reagieren sollte.

»Ja, will ich, Bret. Woher wußten Sie das?«

»Ich kenne Sie gut, Fiona. Manchmal glaube ich, daß ich Sie besser verstehe als Ihr Mann.«

Sie trank, nickte nervös, aber antwortete nicht. Von dieser Seite hatte Bret sie von Anfang an genommen. Er verstand sie, so machte das jeder vernünftige Führungsoffizier mit dem Agenten, den er zu führen hatte. Sie hatte das oft genug von der anderen Seite aus gesehen, um zu wissen, wie es gemacht wurde. Sie brauchte etwas zu trinken und leerte gierig ihr

Champagnerglas.

Bret nahm ihr Glas, um es wieder zu füllen. Er nahm die Flasche aus dem Eiskübel und wartete, solange Wasser davon abtropfte. Dann goß er vorsichtig ein, so daß es nicht zu sehr schäumte. »Ja, ich verstehe«, sagte er, ohne vom Glas aufzusehen.

»Ich meine das ernst, Bret.«

»Natürlich. Eine schwere Belastung. Ich weiß. Ich mache mir Sorgen Ihretwegen. Das werden Sie doch wissen.«

»Ich kann's nicht, Bret. Aus vielen Gründen ... wenn Sie wollen, daß ich es erkläre ...« Sie war wütend auf sich selbst. Ehe sie hierher kam, hatte sie beschlossen, jedenfalls nicht als Bittstellerin aufzutreten. Sie brauchte sich für nichts zu entschuldigen. Die Umstände hatten sich geändert. Sie konnte einfach nicht weitermachen.

»Sie brauchen nichts zu erklären, Fiona. Ich weiß, was Sie durchmachen.«

»Ich lasse mich nicht umstimmen, Bret.«

Er blickte zu ihr auf und nickte mit liebevoller väterlicher Gleichgültigkeit.

»Bret, ich lasse mich nicht umstimmen. Ich kann nicht gehen.«

»Es ist die Aufbauphase«, sagte er. »Die macht den Streß, diese lange Vorbereitungszeit.«

»Hören Sie, Bret. Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie sich das einfach anhören können in der Gewißheit, daß ich mir's schon noch wieder anders überlegen und endlich doch mitmachen werde.«

»Hmmm.« Er sah sie an und nickte. »Vielleicht brauche auch ich ein großes Glas Champagner.« Er goß sich selbst nach. Das beschäftigte ihn, während sie ungeduldig wartete. »Jeder Agent macht diese Krise durch, Fiona. Es ist nicht einfach nur eine Nervenschwäche, jeder bekommt irgendwann einmal das Flattern.« Er langte über den Tisch und berührte

ihren Handrücken. Seine Finger waren eiskalt von der Champagnerflasche, und es schauderte ihr bei seiner Berührung. »Halten Sie es einfach durch. Es geht schließlich alles in Ordnung. Ich verspreche Ihnen: Es wird in Ordnung gehen.« Zorn gab ihr die Ruhe wieder, die sie brauchte, um ihm zu antworten: »Bitte lassen Sie diese onkelhaften Ermahnungen, Bret. Ich habe keine Angst. Ich stehe nicht am Rande eines Nervenzusammenbruchs und leide auch nicht an Menstruationsbeschwerden oder sonst irgendwelchen weiblichen Beschwerden, von denen Sie gehört haben mögen.« Sie hielt inne. »Werden Sie ruhig wütend. Es ist besser, Sie lassen Dampf ab, als es brennt eine Sicherung durch«, sagte Bret und lächelte auf seine herablassende Art. »Geben Sie's mir. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben.«

»Ich arbeite schon lange für das Department, Bret. Ich weiß, was da läuft. Der Grund, weshalb ich nicht weitermache mit dem Plan – mit Ihrem Plan, sollte ich wohl sagen –, ist, daß ich mich nicht imstande fühle, meinen Mann und meine Kinder zu opfern, um mir einen Namen zu machen.«

»Ich habe niemals angenommen, daß es die Aussicht, sich einen Namen zu machen, gewesen sein könnte, was Sie motiviert, Fiona.«

Der sanfte und versöhnliche Ton, in dem er sprach, besänftigte etwas ihren Zorn. »Vermutlich nicht«, sagte sie. »Nein.«

»Nein? Ist das dieselbe Frau, die mir sagte:

Nur eine Aufgabe gibt es für alle

Ein Leben nur kann jeder geben

Wer steht, so die Freiheit falle?

Wer stirbt, so England wird leben?«

Sie befeuchtete sich die Lippen. Auch ein paar von ihr gern zitierte Zeilen Kipling konnten sie jetzt nicht von dem ablenken, was sie zu sagen hatte. »Sie reden von ein oder zwei Jahren. Meine Kinder sind sehr klein. Ich liebe sie und brauche

sie, und sie brauchen mich. Sie verlangen zuviel. Wie lange werde ich weg sein? Was wird mit den Kindern passieren? Was wird aus Bernard? Und aus meiner Ehe? Suchen Sie sich jemanden, der keine Familie hat. Für mich wäre es der reine Wahnsinn, da rüber zu gehen.«

Sie hatte sich gezwungen, leise zu sprechen, aber sein Gesichtsausdruck, der Interesse und Mitgefühl heuchelte, machte ihr Lust loszuschreien. Wer steht, so die Freiheit falle? Ja, Brets Worte hatten sie getroffen, denn das Zitat zwang sie, sich der resoluten jungen Frau zu erinnern, die sie noch kürzlich gewesen war. Hatten Ehe und Mutterschaft eine so verdammt furchtsame Kuh aus ihr gemacht?

»Der reine Wahnsinn. Und genau deshalb werden Sie vollkommen sicher sein. Bernard wird bestürzt sein, und die Sowjets werden Ihnen trauen.«

»Ich kann einfach nicht mehr, Bret. Ich brauche ein bißchen Ruhe.«

»Oder Sie könnten's auch von einer anderen Seite ansehen«, sagte Bret freundschaftlich. »Ein paar Jahre da drüben könnten Ihnen genau die Herausforderung bieten, die Sie brauchen.«

»Wenn ich irgendwas jetzt nicht brauchen kann, ist es noch eine Herausforderung«, sagte sie überzeugt.

»Manchmal gehen Beziehungen zu Ende, und zuletzt bleibt einem nur noch übrig, ausdrücklich anzuerkennen, was geschehen ist.«

»Wie meinen Sie das?«

»So war es mit mir und Nikki«, sagte er mit leiser und aufrichtiger Stimme. »Sie hat gesagt, sie müßte sich selbst wiederfinden. Wenn ich jetzt darauf zurückblicke, sehe ich, daß unsere Ehe soviel an Substanz verloren hatte, daß sie zuletzt nur noch vorgetäuscht war.«

»Meine Ehe ist nicht vorgetäuscht.«

»Vielleicht nicht. Aber manchmal erkennt man das erst bei genauerem Hinsehen. So war es bei mir.«

»Ich liebe Bernard, und er liebt mich. Und wir haben zwei entzückende Kinder. Wir sind eine glückliche Familie.«

»Sie sind vielleicht der Meinung, daß mich das nichts angeht«, sagte Bret, »aber diese plötzliche Unzuverlässigkeit – dieses ›Laßt den Vorhang fallen und schickt das Orchester nach Hause, ich kann nicht mehr‹-Gerede- resultiert nicht aus beruflicher Überlastung, sondern hat ihre Ursache in Ihrem Privatleben. Deshalb müssen Sie sich Ihre Privatangelegenheiten ansehen, um die Antwort zu finden.«

Brets Worte wirkten auf sie wie ein Brechmittel. Sie schloß die Augen, damit nicht der Anblick des Essens sie tatsächlich nötigte, sich zu übergeben. Als sie endlich die Augen öffnete, sah sie Bret an und suchte in dessen Gesicht einen Hinweis auf seine Gedanken. Da sie dort außer seiner geheuchelten Sympathie nichts fand, sagte sie: »Meine Privatangelegenheiten sind privat, Bret.«

»Nicht wenn ich finde, daß Ihnen Ihre Gefühle den Verstand vernebeln und Sie mir erklären, daß Sie die wichtigste Operation, die das Department jemals ins Auge gefaßt hat, schmeißen wollen.«

»Können Sie denn niemals irgendwas anders als von Ihrem eigenen Standpunkt aus betrachten?«

Bret berührte die Manschette seines Hemdes und befragte den Manschettenknopf, wie um sich zu vergewissern, daß er noch da sei. Aber Fiona erkannte in dieser Gebärde, in der Haltung seiner Schultern und in der Neigung des Kopfes mehr. Etwas Besonderes kündigte sich an, wie man es an der nervösen Kreisbewegung der Feder ablesen konnte, ehe ein wichtiges Dokument unterzeichnet wird, oder in den Lockerungsübungen der Athleten vor Beginn eines Wettkampfes. »Ihnen steht es nicht zu, irgend jemanden des Egoismus zu bezichtigen, Fiona.« Sie biß sich auf die Lippe. Das war eine direkte Herausforderung. Wenn sie sich so etwas widerspruchslos sagen ließ, gestand sie ihre Schuld ein. Und

doch, gerade ihr Widerspruch konnte die scheußliche Lawine lockern, die in ihren Alpträumen auf sie herabzustürzen drohte.

»Bin ich egoistisch?« fragte sie so vorsichtig wie möglich und hoffte, daß er lachend darüber hinweggehen würde.

»Fiona, Sie müssen sich an den Plan halten. Bei dieser Operation steht verdammt viel auf dem Spiel. Sie werden etwas für Ihr Land tun, was zu tun nur sehr wenige Männer und Frauen je Gelegenheit kriegen. Wenn Sie auch nur ein oder zwei Jahre da drüben arbeiten, können Sie für die Londoner Zentrale etwas leisten, das historisch einem glänzenden Sieg gleichkommt.«

»Einem glänzenden Sieg?« sagte sie mechanisch.

»Wie ich Ihnen schon erklärte; die wirtschaftlichen Pläne deuten an, daß wir sie zwingen könnten, die Mauer abzureißen, Fiona. Eine unblutige Revolution. Das würde in die Geschichtsbücher eingehen. Buchstäblich in die Geschichtsbücher. Verglichen damit zählen unsere Privatangelegenheiten überhaupt nicht.« Er wußte alles, was sie verbergen wollte, sie sah es in seinen Augen.

»Erpressen Sie mich, Bret?«

»Sie sind nicht ganz Sie selbst heute abend, Fiona.« Er heuchelte Besorgnis, aber ohne überzeugen zu wollen. »Sagen Sie's mir.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Womit sollte ich Sie denn erpressen?«

»Ich reagiere nicht auf Drohungen, habe ich noch nie.«

»Wollen Sie mir nicht erzählen, womit ich Ihnen angeblich drohe? Oder soll ich mich auf Mutmaßungen einlassen?« Fiona sah, daß er es genoß. Was für ein Sadist er war! Sie haßte ihn, und dennoch nahm sie jetzt zum allerersten Mal eine unerschütterliche Entschlossenheit an ihm wahr, die unter anderen Umständen eine Frau dazu bringen konnte, sich in ihn zu verlieben. Genauso unnachgiebig würde er auch um sie kämpfen. Daran war kein Zweifel möglich. Es war seine Natur.

»Antworten Sie mir auf eine Frage, Bret. Haben Sie mich beschatten lassen?«

Er legte seine Gabel ab, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, faltete die Hände und starrte Fiona an. »Wir alle werden überwacht, Fiona. Das gehört zu unserem Job.«

Er lächelte. Sie nahm ihr volles Champagnerglas und schüttete es ihm ins Gesicht.

»Jesus Christus!« Er sprang auf, stotternd und zappelnd Gesicht und Hemdbrust mit der Serviette abtupfend. »Sind Sie verrückt geworden?«

Sie betrachtete ihn mit Schrecken. Er ging durch den Raum und holte sich frische Servietten von einem Serviertisch. Er tupfte Anzug und Stuhl ab, und als sein Zorn nachließ, setzte er sich wieder.

Sie hatte sich nicht gerührt. Sie haßte es, die Selbstbeherrschung zu verlieren, und um ihn nicht ansehen zu müssen, ergriff sie ihre Gabel und verfolgte ein Stück Soufflé damit quer über den Teller. »Aber Bernard weiß nichts davon.« Das sagte sie, ohne aufzusehen. Sie aß das Stück Soufflé nicht. Der Gedanke an Essen war ihr plötzlich zuwider.

Er strich sich mit dem Finger rund um die Innenseite des Kragens. Der Champagner hatte ihn klebrig gemacht. »Solche Aufgaben werden außerhalb des Departments vergeben. Die eigenen Leute dafür einzusetzen wäre sicherheitsmäßig bedenklich.«

»Versprechen Sie mir, daß Bernard nichts davon erfährt?«

»Ich könnte versprechen, daß er's von mir nicht erfährt. Aber Bernard ist ein kluger und findiger Mann ... Das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen.« Er sah auf seine Uhr. Er wollte nach Hause und sich umziehen. »Es ist sowieso alles vorbei.«

»Das freut mich.« Er sah sie an und bedachte sie – trotz der nassen Flecken auf seinem Hemd und des zerzausten Haars – mit seinem bezauberndsten Lächeln. »Wissen Sie, wovon ich rede?«

»Natürlich nicht«, sagte er, noch immer lächelnd. »Es ist klar, daß ich nur ein Jahr lang drüben bleibe und dann abgezogen werde?«

»Ein Jahr. Ja. Das war immer der Plan«, sagte Bret. »Haben Sie eine Handtasche? Ich gebe Ihnen die Einzelheiten des abgefangenen Funkspruchs. Rufen Sie gleich morgen früh Pryce-Hughes' Kontaktnummer an. Morgen ist der Tag, an dem er unter der Büronummer zu erreichen ist, die er Ihnen gegeben hat.« Letztlich hatte ihn die Champagnerdusche nicht aus der Fassung gebracht.

»Sie sind ein kaltblütiger Bastard«, sagte sie. »Der Job war nie was für heißblütige Leute«, erwiderte Bret.

## 9

*London, April 1983*

Für Bret Rensselaer war jenes nun schon lang zurückliegende Abendessen in Berlin nur eine kleine Panne während der langwierigen Vorbereitung, der sich Fiona für ihre Aufgabe unterziehen mußte. Im Rückblick war es für ihn vor allem der rechte Augenblick gewesen, etwas von dem Trost und der Ermutigung zu spenden, die Agenten nötig haben, wenn traumatische Unentschlossenheit sie lähmt. Es hatte sich dabei, wie Bret in einem jener kritischen Berichte, die er so gerne lieferte, dem D.G. anvertraute, um ein unvermeidliches Stadium in der Vorbereitungs- und Instruktionsphase jedes für den langfristigen Einsatz bestimmten Agenten gehandelt. »Es war ein Rollenwechsel für sie. Manche würden es ›schizothyme Phase‹ nennen, denn man mußte in diesem Stadium eine normale Persönlichkeit dazu bringen, die Aufgabe, sich in zwei getrennte Individuen zu spalten, anzunehmen.«

Der D.G. war schon versucht, sowohl die Terminologie als auch die wissenschaftliche Basis dieser Behauptungen, die den komplizierten Sachverhalt unzulässig zu vereinfachen schien, in Zweifel zu ziehen, doch erinnerte er sich eben noch rechtzeitig einer früheren Diskussion, in der Bret, der eine Psychoanalyse hinter sich hatte, ihn mit einem Sperrfeuer psychoanalytischer Doktrin, bei dem ausführliche Anmerkungen, Statistiken und Verweise auf die grundlegenden Arbeiten von James und Lange zum Einsatz gekommen waren, sprachlos gemacht hatte. Also nickte der D.G.

Bret rief ihm in Erinnerung, daß in diesem Fall der Agent eine Frau war, eine hochintelligente Frau und überdies Mutter kleiner Kinder. Die Krise war deshalb akuter als für gewöhnlich gewesen. Andererseits waren gerade diese Faktoren, die sie in besonderem Maße anfällig für Zweifel und

Sorgen machten, Bestandteil dessen, was sie der anderen Seite unverdächtig erscheinen ließ. Fiona Samson war eine gefestigte Persönlichkeit, und Brets behutsame Konditionierung hatte ihr Verhalten verstärkt, so daß, wenn sie schließlich zum Einsatz kam, die »Übertragung« perfekt sein würde. Seit jener schrecklichen Szene mit dem Champagnerguß hatte eine emotionale Abhängigkeit von Bret, und somit von den in der Londoner Zentrale getroffenen Entscheidungen, für die Motivation und innere Seelenstärke, die sie für ihre Aufgabe benötigte, gesorgt. »Sie wissen viel mehr als ich von diesen Dingen«, sagte der D.G. mit einer leutseligen Überzeugtheit, die seinen wahren Gefühlen nicht entsprach. »Aber nach meiner Kenntnis bedeutet doch im psychoanalytischen Kontext der Terminus ›Übertragung‹ manchmal auch die unbewußte Verlagerung von Haß, eher als von Liebe und Hochachtung.«

»Allerdings!« sagte Bret. Nicht zum ersten Mal überraschte ihn der scharfe Blick des alten Mannes. Doch erholte er sich von seiner Überraschung schnell genug, um hinzuzufügen: »Auch diesen Aspekt der Arbeit habe ich bereits berücksichtigt.«

»Nun, ich bin sicher, Sie haben alles unter Kontrolle«, sagte der D.G. und blickte auf seine Uhr.

»Durchaus, Director. Verlassen Sie sich darauf.« Bret Rensselaer zog seine Schlüsse nicht aus persönlicher Erfahrung mit Agenten im Außendienst. Er hatte während seiner bisherigen Laufbahn nur wenig persönlichen Kontakt mit diesen seltsamen Geschöpfen gehabt (wenn auch natürlich die von ihm getroffenen Entscheidungen Auswirkungen auf den gesamten Dienst gehabt hatten). Dem Director-General war wohlbekannt, daß Bret eigentlich ein reiner Verwaltungsspezialist war. Er hatte ihm seine gegenwärtige Aufgabe sogar hauptsächlich deshalb zugeteilt, weil er nie etwas mit der Operationsabteilung zu tun gehabt hatte – und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß ausgerechnet

ein so typischer Bürostratege wie Bret die Funktion eines Führungsoffiziers einnahm –, denn um so sicherer würde Fiona in ihrer Rolle als Doppelagentin sein.

Doch waren Bret Rensselaer und Fiona Samson nicht die einzigen, die sich an eine neue Rolle gewöhnen mußten. Denn wenn Fiona nie zuvor als Agentin, Bret Rensselaer nie zuvor als Führungsoffizier eingesetzt worden waren, hatte doch andererseits auch der D.G. nie zuvor jemanden ins feindliche Gebiet schicken müssen, den er so gut kannte wie Fiona Samson. Doch für eine Änderung des Planes war es nun zu spät. Der D.G. gestattete sich, Brets optimistischen Prognosen zu trauen, da ihm eine Alternative zu dem einmal beschlossenen Plan, auch wenn er dessen Erfolgchancen pessimistisch beurteilt hätte, nicht eingefallen wäre.

Mochte dieses lang zurückliegende Abendessen bei Kessler Bret nur an eine vorübergehende schwache Stunde Fionas erinnern, war es in Fionas Gedächtnis eingebrennt wie ein Programm in einem Mikrochip. Jede demütigende Einzelheit war ihr gegenwärtig. Die Herablassung, mit der Bret Rensselaer ihren Wunsch, sich von der Operation zurückzuziehen, zur Kenntnis genommen hatte, die unverschämte Art, in der er sie so mühelos erpreßt hatte, dennoch dabeizubleiben. Die Verachtung, die er ihr bewiesen hatte, als sie ihm den Champagner ins Gesicht goß, indem er sie hatte gewähren lassen, als wäre sie das ungezogene Töchterchen eines geachteten Freundes. Und, was das Beschämendste von allem war, sie hatte genau getan, was er ihr befahl. Denn, wie so viele Demütigungen, bemaß sich auch ihre eigene am Erfolg des Gegners. Und am Ende jenes Abendessens war Brets Herrschaft absolut.

Seit dieser unseligen Konfrontation hatte sie nie wieder den Wunsch geäußert, von der ihr zugeordneten Aufgabe entbunden zu werden. Nach jenen ersten qualvollen Wochen, in denen sie verzweifelt hoffte, daß Bret das Department verlassen, versetzt

werden oder einen tödlichen Unfall erleiden möchte, kam ihr der Gedanke, aus ihrem Vertrag entlassen zu werden, nicht mehr in den Sinn. Was auf sie zukam, war nun unvermeidlich. Wie die meisten Frauen – und Fiona sah das von Beamtinnen der Zoll-, Einwanderungs- und Polizeibehörden ebenso wie von den Sekretärinnen in ihrem Büro unter Beweis gestellt – war Fiona gewissenhafter und sorgfältiger als ihre männlichen Kollegen. Ihre kalte Verachtung für Bret und andere Männer seinesgleichen konnte sie am besten beweisen, indem sie ihre Arbeit sorgfältiger und geschickter machte als er seine. Sie würde also dieser verdammte »Superspion« werden, den sie haben wollten. Sie würde ihnen zeigen, wie gut frau das machen konnte. Fionas Treffen mit Martin Euan Pryce-Hughes fanden weiterhin statt, doch nun sorgte Bret dafür, daß die Leckerbissen, die sie ihm zuwerfen konnte, und ihre Antworten auf seine spezifischen Fragen besser wurden als das Spielmaterial, das sie ihm bisher geliefert hatte. Pryce-Hughes gefiel das. Fiona nahm seinen Wink mit dem Zaunpfahl auf und forderte mehr Geld. Nicht viel mehr, aber genug, um ihren Wert zu betonen. Moskau ging unverzüglich und großzügig auf die Forderung ein, sehr zur Freude von Bret und auch von Pryce-Hughes. Und doch, als so aus einem Monat nach dem anderen ein volles Jahr wurde und mehr und mehr Zeit verging, begann sie zu hoffen, daß der langfristige Plan des Departments, sie ins feindliche Lager zu schicken, fallengelassen werden würde. Bret traf sich nach wie vor regelmäßig zu Instruktionssitzungen mit ihr, und ihre Aufgaben waren auf diesen Zweck hin zusammengestellt. Ihr Zugang zu den Computern war genau begrenzt, und sie bekam nie sehr geheime Papiere in die Hand. Aber der D.G. schien sie vergessen zu haben, und vergessen zu haben schien er auch Bret Rensselaer. Ein- oder zweimal war sie nahe daran, den D.G. deswegen geradeheraus zu fragen, ließ dann aber doch alles laufen, wie es lief. Bernard sagte, der D.G. werde mit der

Zeit derart exzentrisch, daß es schon an Unfähigkeit grenzte, aber Bernard neigte zu Übertreibungen.

Bezeichnenderweise war es dann ihre jüngere Schwester Tessa, die dafür sorgte, daß alles wieder hochkam. »Süße Fi! Wie schön, daß du immer da bist, wenn ich dich brauche!«

»Du hast so guten Champagner«, sagte Fiona in dem Bemühen, die Spannung zu lockern, die sich im Gesicht ihrer Schwester spiegelte, und in der Art, wie sie dauernd die Ringe an ihren Fingern herumdrehte.

»Das ist meine Diät: Kaviar, Champagner und Austern. Macht garantiert nicht dick.«

»Nein, nur arm«, sagte Fiona.

»So redet Papa auch. Er mißbilligt meine Diät.« Wie zum Trotz ergriff sie ihr Glas, betrachtete das perlende Naß und trank. Tessa war von jeher geneigt, Schwierigkeiten zu machen. Die Beziehung zwischen Fiona und ihrer jüngeren Schwester konnte als exemplarischer Fall des psychologischen Phänomens der Geschwisterrivalität betrachtet werden, worauf Bret während seiner Sitzungen mit Fiona häufig zu sprechen kam. Das Lieblingsmotto ihres Vaters (»Was ich erwarte, sind Ergebnisse, keine Entschuldigungen«) war eingestickt auf einem Kissen verewigt, das auf dem Besucherstuhl seines Büros lag. Seinem zielgerichteten, einseitigen Denken entsprechend, glaubte er, daß jede Form des Verzeihens darauf abzielen würde, die Widerstandskraft seiner Töchter, wie auch seine eigene, auszuhöhlen. Tessa hatte entdeckt, wie bequem es war, sich damit zu begnügen, die vorgegebene Rolle des jüngeren Kindes zu spielen, und es Fiona überlassen, die Erwartungen ihres Vaters zu erfüllen und gelegentlich zu enttäuschen. Tessa war immer diejenige, von der nichts Großes erwartet wurde. Fiona ging nach Oxford und studierte Staatswissenschaft, Volkswirtschaft und Philosophie; Tessa blieb zu Hause und las Harold Robbins. Temperamentvoll, phantasiebegabt und herzlich, konnte Tessa alles in einen guten

Spaß verwandeln; das war ihre Art, allen Anforderungen aus dem Wege zu gehen. Ihre eigene grenzenlose Großzügigkeit machte sie verwundbar in einer Welt, in der die Menschen so kalt, lieblos und verurteilend waren. Angesichts dieser Welt – durfte man ihr da vorwerfen, daß sie sich auf so viele kleine Liebesaffären einließ? Sie kehrte stets wieder zu ihrem Mann zurück und gab ihm ihre verschwenderische Liebe. Und was tat's schon, wenn einer von diesen albernen Liebhabern ihr eines Nachts im Bett betrunken anvertraute, daß er für die Russen spionierte? Vermutlich war's nur ein Witz. »Beschreibe ihn noch mal«, sagte Fiona.

»Du kennst ihn«, sagte Tessa. »Jedenfalls weiß er alles über dich.«

»Miles Brent?«

»Giles Trent, Darling. Giles Trent.«

»Wenn du aufhören würdest, diese verdammten Nüsse zu knabbern, würde ich vielleicht verstehen, was du sagst«, sagte Fiona gereizt. »Ja, Giles Trent. Natürlich erinnere ich mich an den.«

»Gutaussehendes Biest. Groß, attraktiv, graues, welliges Haar.«

»Aber der ist doch alt wie Methusalem. Und schwul.«

»O nein. Schwul nicht«, sagte Tessa und kicherte. Sie hatte schon eine Menge Schampus intus.

Fiona seufzte. Sie saß in Tessa Kosinskis aufwendig eingerichteter Wohnung in Hampstead, dem grünen Vorort Londons im Nordwesten, und sah zu, wie die blutrote Sonne Blut auf rote Wolken vergoß. Als vor langer Zeit die reichen Londoner Kaufleute und der kleine Adel das königliche und fashionable Bath aufsuchten, um aus den dortigen Heilquellen zu trinken, genossen die weniger wohlhabenden ihr Mineralwasser in dieser hügeligen Gegend, wo jetzt erfolgreiche Werbefachleute und reiche Verleger wohnten.

Tessas Mann handelte mit Immobilien und Autos und

interessierte sich für alle möglichen zweifelhaften Unternehmungen. Aber George Kosinski hatte einen nie versagenden Instinkt für kaufmännischen Erfolg. Wenn George eine hinfällige Firma aufkaufte, kam sie sofort wieder auf die Beine. Investierte er einmal etwas Geld in scheinbar wertlose Aktien, profitierte er davon. Selbst als er einmal aus Gefälligkeit einem Antiquitätenhändler aus der Nachbarschaft ein Gemälde abnahm, das niemand haben wollte – unansehnlich, dunkel, allegorisch –, erkannte einer seiner Gäste in dem Schinken das Werk eines Schülers von Ingres. Obwohl eine Menge unbedeutender Maler Schüler dieses Meisters waren, gehörten doch auch die dazu, bei denen Seurat und Degas ihr Handwerk lernten. Dies, die grobe Leinwand und Verwendung eines für die Technik Ingres' charakteristischen Weiß bewog das Kuratorium eines amerikanischen Museums, George eine bemerkenswerte Summe dafür zu bieten. Er expedierte es postwendend. George liebte es, Geschäfte zu machen. »Und all das hast du Papa erzählt: daß Trent behauptete, ein russischer Spion zu sein und so?«

»Papa meinte, ich solle es vergessen.« Müßig nahm Tessa eine Illustrierte vom Tisch vor ihr. Diese öffnete sich bei einer Seite voller Leute, die sich mit großen Augen auf einem der gesellschaftlichen Anlässe tummelten, denen auch die Kosinskis häufig beiwohnten.

»Papa kann manchmal sehr dumm sein«, sagte Fiona mit unverkennbarer Verachtung. Tessa sah sie mit großem Respekt an. Fiona meinte das wirklich, während Tessa, die ihren Vater gelegentlich gleichfalls dumm – und Schlimmeres – schimpfte, die Fesseln der Kindheit niemals völlig abgeworfen hatte.

»Vielleicht hat Giles nur Spaß gemacht«, sagte Tessa, die sich nun angesichts der Besorgnis ihrer älteren Schwester schuldig fühlte.

»Du hast gesagt, es war kein Spaß«, sagte Fiona bissig.

»Ja«, sagte Tessa.

»Ja oder nein?«

Tessa sah sie an, überrascht durch die Erregung, die sie da verursacht hatte. »Es war kein Spaß. Ich habe dir ja erzählt. Ich habe alles mit ihm durchgenommen ... über den Russen und so weiter.«

»Genau«, sagte Fiona. »Wie kann es also ein Spaß gewesen sein?«

»Was wird ihm passieren?« Tessa warf die Zeitschrift auf einen Haufen ähnlicher Periodika.

»Kann ich nicht sagen.« Fiona ließ im Geiste wieder und wieder die Komplikationen Revue passieren, die diese Sache in ihr Leben bringen würde. Sie betrachtete ihre jüngere Schwester, die da auf dem gelben Seidensofa vor ihr saß, in diesem smaragdgrünen engen Kleid von Givenchy, das sie, obwohl sie die gleichen Maße hatte wie Tessa, niemals tragen könnte, und überlegte, ob sie ihr sagen sollte, daß möglicherweise ihr Leben gefährdet war. Wenn Trent seine gefährliche Indiskretion seinem sowjetischen Kontakt beichtete, war es möglich, daß Moskau sie umbringen ließ. Sie öffnete den Mund und überlegte, wie sie ihr das beibringen sollte, doch als Tessa sie nun erwartungsvoll ansah, sagte sie nur: »Das ist ein entzückendes Kleid.« Tessa lächelte. »Du warst immer so anders als ich, Fi.«

»Nicht sehr anders.«

»Der Chanel-Typ.«

»Was soll das heißen?«

Neckend sagte Tessa: »Schneiderkostüm, das Jackett passend zur Bluse gefüttert, Kettengürtel und Gardenia. Jeder weiß, wie ein Chanel-Typ aussieht.«

»Was noch?« Tessas Art war manchmal ziemlich anstrengend. »Ich wußte, daß du schließlich irgendwas Wichtiges tun würdest ... irgendwas in der Männerwelt«, sagte Tessa sehr ruhig in Erwartung einer Erklärung ihrer Schwester über das, was nun als nächstes passieren könnte. Als Fiona

nicht antwortete, setzte Tessa hinzu: »Ich habe Giles nicht gefragt, was er beruflich macht. Er hat von selbst damit angefangen.«

»Ja, er ist beim Department«, sagte Fiona. »Es tut mir wirklich leid, liebste Fi. Vielleicht hätte ich dich nicht damit beunruhigen sollen.«

»Es war richtig, daß du's mir erzählt hast.«

»Manchmal kann er so allerliebste sein«, sagte Tessa. »Warum hast du bloß geheiratet?« fragte Fiona. »Aus dem gleichen Grund wie du, nehme ich an. Es war doch ein Mittel, Papa wütend zu machen.«

»Papa was zu machen?«

»Du willst mir doch nicht weismachen, daß du nicht gewußt hast, daß du Papa auf die Palme bringen würdest, wenn du deinen dickschädelligen Rabauken heiratest?«

»Ich dachte, du magst Bernard«, sagte Fiona freundlich. »Du hast mir doch geraten, ihn zu heiraten.«

»Ich schwärme für ihn, das weißt du doch. Eines Tages werde ich mit ihm durchbrennen.«

»Und hast du George geheiratet, nur um Papa eins auszuwischen?«

Sie antwortete nicht gleich. »George ist ein so lieber Mann ... ein Heiliger.« Und als ihr dann einfiel, daß dieses Kompliment einem Ehemann vielleicht nicht gerade schmeichelte, fügte sie hinzu. »Nur ein Heiliger kann mich ja ertragen.«

»Vielleicht ist es für George wichtig zu verzeihen.« Tessa ging auf diesen Gedanken nicht ein. »Ich dachte, daß Leute, die mit gebrauchten Autos handeln, ein aufregendes Leben führen. Ich weiß, das ist albern, aber im Film sieht man sie immer in der Unterwelt mit Gangstern und Gangsterbräuten.« Sie grinste.

»Wirklich, Tess!« Der angewiderte Ton mahnte zur Vernunft. »Es ist wirklich ganz schön anstrengend, Liebste, mit

einem Mann zu leben, der aus der Fassung gerät, wenn Damen unanständige Wörter in den Mund nehmen, und der um sechs Uhr früh aufsteht, um auf gar keinen Fall die Messe zu verpassen. Manchmal glaube ich, es wäre ihm am liebsten, wenn ich den ganzen Tag lang in der Küche schuftete, wie seine Mutter es tat.«

»Du bist total verrückt, Tessa.«

»Ich weiß. Es ist alles meine Schuld.« Sie sprang auf die Füße und sagte erregt: »Ich weiß! Warum gehen wir nicht zum Dinner zu Annabel?« Sie streichelte ihr schönes Kleid. »Nur wir beide.«

»Setz dich, Tessa. Setz dich und beruhige dich. Ich will nicht zu Annabel. Ich will nachdenken.«

»Ich habe ein hausgemachtes Hühnerfrikassee in der Kühltruhe. Ich werde es in den Backofen schieben, während wir uns weiter unterhalten.«

»Nein, nein. Ich muß noch mit Bernard essen.« Tessa sank aufs Sofa zurück, ergriff ihr Glas und trank einen Schluck Champagner. »Sei froh, daß du nicht in Hampstead wohnst. Hier gibt's nur Superintellektuelle. Meine verdammte Zuehfrau hat angerufen und gesagt, sie könne heute nicht kommen: Sie hat eine Sitzung mit ihrem Drehbuchredakteur. Drehbuchredakteur! Heiliger Himmel! Komm, nimm noch ein bißchen Fusel, Fi. Ich hasse es, allein zu trinken.«

»Nein, danke, Tessa. Und ich glaube, auch du hast genug für heute abend.«

Tessa stellte das Glas ab und füllte es nicht wieder. Wenn sie bei ihrer Schwester schlecht angeschrieben war, fühlte sie sich elend. Fiona war der einzige Mensch, den sie hatte, abgesehen von George, aber nicht mit allem, was sie plagte, konnte sie zu George gehen. Denn die meisten ihrer Probleme resultierten aus diesen albernen kleinen Liebesgeschichten, auf die sie sich immer wieder einließ. Und daß George ihr da heraushalf, konnte sie ja nicht von ihm verlangen.

»Kann ich mal telefonieren?« sagte Fiona.

Tessa gestikulierte theatralisch mit beiden Händen. »Nimm den Apparat im Schlafzimmer, wenn du was Vertrauliches zu bereden hast.«

Fiona ging ins Schlafzimmer. Auf dem großen Himmelbett lag über einer dunkelroten Decke, die sie schön zur Geltung brachte, eine Zierdecke aus alter Spitze. Auf dem Nachttisch stand ein schickes neues Telefon zwischen teuren Parfüms, Pillenfläschchen und Taschenbüchern. Eine Aspirinflasche war offen, und mehrere Tabletten lagen zerstreut daneben. Fiona nahm den Hörer ab, zögerte aber, ehe sie wählte.

Der optimistischen Theorien Brets ungeachtet war Fiona Samson nicht der Typ, der sich bei jeder Gelegenheit ratsuchend an andere – Männer oder Frauen – wendete. Sie wußte sich selbst zu helfen, auch sich selbst zu kritisieren, wie das ältere Geschwister nicht selten lernen. Aber jetzt hatte sie dennoch das Bedürfnis, eine andere Meinung einzuholen, ehe sie sich entschied. Sie sah auf die Uhr. Nachdem sie sich, was sie sagen wollte, sorgfältig zurechtgelegt hatte, wählte sie Brets Nummer. Sie ließ es lange klingeln, aber es meldete sich niemand. Sie versuchte es noch einmal, denn es konnte ja sein, daß sie sich beim ersten Mal verwählt hatte. Doch abermals blieb ihr Anruf ohne Antwort. Diese Enttäuschung brachte sie aus dem Gleichgewicht, und plötzlich fiel ihr ein, Onkel Silas anzurufen. Die Karriere Silas Gaunts hatte, wie man sie in der ungeschriebenen Geschichte des Departments berichtet fand, legendäre Züge. Onkel Silas war unvergleichlich, praktisch ein Unikum. Hin und wieder ziehen die britischen Ordnungsmächte einen Außenseiter, um nicht zu sagen gefährlichen Einzelgänger, in ihren Dienst, einen Mann, der jede Regel bricht und sich daran ergötzt. Einen, der keinen Herrn über sich und nur wenige Gleiche neben sich anerkennt. Kontroversen pflasterten Gaunts Weg, und seine Amtszeit als Berliner Resident eröffnete eine lautstark ausgetragene

Meinungsverschiedenheit mit dem D.G. Es konnte als Beweis sowohl seiner diplomatischen Fähigkeiten als auch seiner Rücksichtslosigkeit gelten, daß er sich bei alledem keine hochgestellten Feinde machte.

Gaunt, ein entfernter Verwandter von Fionas Mutter, war der Mann, der zunächst Brian Samson und dann auch dessen Sohn Bernard stets energisch gegen Leute in einflußreichen Stellungen unterstützt hatte, die meinten, daß für die höheren Ränge des Nachrichtendienstes ausschließlich Angehörige einer gewissen Oberschicht qualifiziert seien, denen die Samsons in keiner Weise glichen. Die Samsons behaupteten sich. Die Opposition hatte nicht mit Gaunts Schlaueit, Kriegslisten und Wut gerechnet. Doch als Gaunt schließlich in Pension ging, wurden Seufzer der Erleichterung überall im Department laut. Gaunt hatte sich indessen keineswegs ganz aus dem Spiel zurückgezogen. Der Director-General kannte und achtete ihn, und seine Wertschätzung ließ sich auch daran ermessen, wie der D.G. die Fiona-Samson-Operation handhabte. Nur Bret Rensselaer, er selbst und eben Silas Gaunt waren ja in dieses Geheimnis eingeweiht. Jetzt, einer plötzlichen Eingebung folgend, wählte Fiona die Nummer des Whitelands-Guts in den Cotswolds. Da sich am anderen Ende der Leitung Silas selbst meldete, kam Fiona ohne Umschweife zur Sache. Sie nannte nicht einmal ihren Namen, sondern sagte, im Vertrauen darauf, daß er ihre Stimme erkennen würde, nur: »Silas. Ich muß dich sehen. Ich muß. Es ist dringend.«

Es folgte ein langes Schweigen. »Wo bist du? Kannst du reden?«

»In der Wohnung meiner Schwester. Nein, ich kann nicht.«

»Ist nächstes Wochenende früh genug?«

»Perfekt«, sagte sie.

Ein weiteres langes Schweigen. »Laß mich nur machen, Liebes. Bernard wird eingeladen werden und du und die Kinder mit ihm.«

»Danke, Silas.«

»Keine Ursache. Ist mir ein Vergnügen.«

Sie legte den Hörer auf. Als sie nach unten blickte, um zu sehen, was sie da zertrat, stellte sie fest, daß sie Aspirintabletten und andere Pillen in den goldfarbenen Teppich getreten hatte. Sie betrachtete die Schweinerei; sie machte sich Sorgen um Tessa. In welchem Grade war sie mitverantwortlich für das, was aus Tessa geworden war? Fiona war immer der älteste Sohn gewesen, hatte immer ohne Mühe die besten Noten erzielt und ein Verhältnis zum Vater gehabt, wie Tessa es nie gekannt hatte. Obwohl sie der Liebling ihres Vaters war, hatte dieser sie nie ins Vertrauen gezogen, denn seine Geschäfte hielt er geheim. Zu diesem Zweck beschäftigte er verschiedene Buchhalter und Rechtsanwälte, damit keiner sich ein vollständiges Bild seiner Aktivitäten machen konnte. Doch nahm er Fiona mit ins Büro und stellte sie den Angestellten vor, und es schien ein stillschweigendes Übereinkommen zu geben, dem zufolge Fiona eines Tages ihren Vater ablösen würde.

Es kam natürlich nie dazu. Fiona ging auf die Universität und glänzte dort. Es gefiel ihr in dieser Männerwelt. Und dann wurde sie dort für den männlichsten aller männlichsten Dienste angeworben, jene mystische und exklusive britische Bruderschaft, mit zweischneidigem Namen und zutiefst geheimem Zweck. Die Besessenheit, mit der ihr Vater bemüht war, seine Geheimnisse zu wahren, hatte sie auf den Secret Intelligence Service vorbereitet, aber mit diesem konnte nichts, was der Vater ihr von seiner Geschäftswelt gezeigt hatte, konkurrieren. Und als sie in dieser Bruderschaft einen Mann fand, der ganz anders war als alle, die ihr bisher begegnet waren, wollte sie diesen und bekam ihn. Bernard Samson war in dieser geheimen Welt körperlicher Härte und Brutalität groß geworden. Einer Welt, in der man tötet und getötet wurde. Viele Freunde ihres Vaters hatten im Krieg gedient, manche

waren als Helden ausgezeichnet worden, aber Bernard Samson war gänzlich anders als diese, denn sein Krieg war ein dunkler, schmutziger, privater Krieg. Hier endlich war ein Mann, den ihr Vater nicht ergründen konnte und von Herzen verabscheute. Wenn aber, wie Chandler sagte, »diese armseligen Wege ein Mann gehen muß, der selbst nicht armselig ist, der weder besudelt noch furchtsam ist ... ein vollständiger Mann, ein alltäglicher Mann und doch ein ungewöhnlicher Mann«, dann war Bernard Samson ein solcher Mann. An dem Tag, an dem sie ihn zum ersten Mal sah, wußte sie, daß es unerträglich sein würde, ihn an eine andere zu verlieren. Fiona heiratete, und Tessa, vernachlässigt und verunsichert, verlor den Boden unter den Füßen; ein Opfer der Karrieresucht ihrer Schwester und der Gleichgültigkeit ihres Vaters. Die arme Tessa, was hätte aus ihr werden können, wenn Fiona sie beschützt und sie beraten hätte und ihr gegeben, was sie brauchte?

»Alles in Ordnung?« rief Tessa aus dem Nebenzimmer.

»Ich komme, Tessa. Es wird schon alles noch in Ordnung kommen. Ich verspreche es dir, ich kümmere mich darum.«

Tessa kam zu ihr. »Ich wußte es, Fi.« Sie warf die Arme um Fionas Hals und küßte sie. »Liebste, herzallerliebste, wunderbare Fi. Ich wußte es.«

Solche Gefühlsausbrüche waren Fiona unbehaglich, aber sie stand stocksteif da und ließ sich's gefallen.

Wären die Umstände der Einladung zu dem Besuch bei Silas andere gewesen, Fiona Samson hätte jeden Augenblick des Wochenendes, das sie mit ihrem Mann und ihren Kindern in Whitelands, dem Landgut, auf das Silas Gaunt sich zurückgezogen hatte, verbrachte, unbeschwert genossen. Die sechshundert Morgen Land boten Gelegenheit zu den schönsten Spaziergängen und atemberaubende Aussichten über das mächtige Kalksteinplateau am Ufer des leuchtenden Severn. Aber unter den gegebenen Umständen drohten überall Sorgen und Gefahren. Dicky Cruyer, der unternehmende Leiter

der Deutschland-Abteilung, und dessen künstlerisch angehauchte Frau Daphne waren da. Bret Rensselaer hatte ein blondes junges Mädchen mitgebracht. Eingeschüchtert von der ihr fremden Gesellschaft klammerte sie sich an ihn, so fest, daß die einzigen beiden Schlafzimmer mit einer Verbindungstür an diese beiden vergeben worden waren. Fiona vermutete, daß Bret das verlangt hatte, denn als sie Silas fragte, ob nicht ihre Kinder neben ihr einquartiert werden könnten, hatte dieser lachend erwidert, daß es noch dringendere Bedürfnisse als ihre gebe. Silas war ein Pirat oder sah doch wie einer aus. Ein riesiger, dickbäuchiger Kerl mit schweren Wangen und breiter Stirn, über der sich ein kahler Schädel wölbte. Seine zerbeulten Kleider waren von erlesener Qualität, aber er bevorzugte alte Klamotten – wie auch alten Wein und alte Freunde. Sie stellten die verschiedenen Flicker und die säuberlich gestopften Löcher, das Werk seiner treuen Haushälterin, Mrs. Porter, zur Schau wie ein alter Krieger seine Orden.

Das Haus war aus einheimischem Stein in schöner brauner Farbe erbaut. Dazu passend war die Einrichtung – wie die von dickem Firnis verdunkelten Familienporträts und die prächtige Kommode aus dem frühen 18. Jahrhundert. Silas Gaunt liebte das Eßzimmer, besonders wenn es voller Leute war wie beim Lunch an diesem Samstag. Gaunt stand am Kopf des wunderschönen georgischen Mahagonitischen und schnitt von einem beeindruckenden Rinderbraten Scheiben für die Samsons, Tessa, die Cruyers, Bret Rensselaer, seine alten Berufsgenossen, und beherrschte sie alle mit der Macht seiner Persönlichkeit. Fiona Samson sah all dem wie aus weiter Ferne zu. Selbst als ihr Sohn Billy sich das Hemd mit Soße bekleckerte, lächelte sie nur zufrieden, als sähe sie das Ereignis in einem alten Film. Sie beobachtete die Cruyers mit Interesse. Fiona hatte zur gleichen Zeit wie Dicky in Oxford studiert. Sie erinnerte sich, wie man ihm zugejubelt hatte an dem Tag, da er im Debattierklub triumphierte, und wie er sie an dem Tag zu

verführen versuchte, da er seinen Kricketsieg feierte. Einer der aufgewecktesten unter den klugen Jungs am Balliol-College war er gewesen, den Posten des Leiters der Deutschland-Abteilung, für den eigentlich Bernard vorgesehen war, hatte er gekriegt, und nun hieß es, daß man ihm schließlich noch ganz Europa geben würde. Jetzt fragte sie sich, ob Silas Gaunt ihr vorschlagen würde, ihn in ihr Geheimnis einzuweihen. Sie hoffte, nicht. Schon jetzt waren genügend Leute informiert, und daß Dicky es erfahren sollte, während man Bernard in Unwissenheit hielt, fände sie unerträglich. Dicky bemerkte, daß sie ihn ansah, und bedachte sie mit dem schüchternen Lächeln, das bei den Mädchen in Oxford so wirkungsvoll gewesen war. Sie beobachtete auch Tessa. Deren Mann, George Kosinski, war auf Reisen. Es war charakteristisch für Silas und bewies seine Intuition, daß er in der Vermutung, sie werde wohl mit Fionas Anruf auch irgendwas zu tun gehabt haben, auch Tessa eingeladen hatte, für den Fall, daß er mehr wissen mußte.

Als Silas nach dem Lunch die Herren zu Cognac und Zigarren ins Billardzimmer bat, ging Fiona mit Billy und Sally nach oben, denn die Kinder hatten Schularbeiten zu machen. »Machen in Schaltjahren Damen den Männern Heiratsanträge, Mami?« fragte Sally.

»Ich glaube nicht«, sagte Fiona.

»Meine Lehrerin sagt aber, daß sie's tun«, sagte Sally, und Fiona merkte, daß sie in eine der Fallen getappt war, die Sally ihr so gern stellte.

»Dann wird sie zweifellos recht haben«, sagte sie.

»Es war Miss Jenkins«, sagte sie. »Papa sagt, sie ist bescheuert.«

»Vielleicht hast du Papa falsch verstanden.«

»Ich war dabei«, mischte Billy sich in die Unterhaltung ein. »Er hat tatsächlich gesagt, daß Miss Jenkins total bescheuert ist. Das war an dem Tag, an dem sie ihn angewiesen hat, unseren Wagen nicht in die Parklücke des Schuldirektors zu

stellen.«

»Es war am Sonnabend«, sagte Sally zur Verteidigung ihres Vaters.

»Das reicht«, sagte Fiona scharf. »Nun zu euren Aufgaben.« Es wurde an die Tür geklopft, und dann sah Tessa herein. »Ja?« sagte Fiona.

»Ich dachte, die Kinder würden vielleicht gern mit in die Ställe kommen.«

»Sie müssen ihre Schularbeiten machen.«

»Es gibt ein Fohlen zu sehen ... letzte Woche geboren. Nur auf ein halbes Stündchen, Fi.«

»Am Montag schreiben sie eine Arbeit«, sagte Fiona.

»Laß sie in meiner Obhut, Fi. Ich werde dafür sorgen, daß sie ihre Schularbeiten machen. Mach diesen langen Spaziergang nach Ringstone, ich weiß doch, wie gerne du da hingehst.« Tessa wollte sie loswerden. Sie war gerne bei den Kindern, und diese schienen sie zu mögen. Tessa hatte niemals Autorität ertragen können, und die Kinder spürten das, und es interessierte sie.

Fiona sah sie an. »Also gut. Dreißig Minuten, aber dann setzt ihr euch an eure Schularbeiten.« Sie drehte sich um. »Ich verlasse mich auf dich, Tessa.«

In beseligter Einstimmigkeit erklärten die Kinder ihre Absicht, unter Tante Tessas Anleitung hart zu arbeiten. Sally ging auf ihre Mutter zu und drückte ihr die Hand, als wollte sie diese ihrer Liebe versichern. Billy zog Regenmantel und Schal an, ohne Zeit zu verschwenden. Als Tessa mit den Kindern verschwand, hörte Fiona, wie Billy ihrer Schwester erklärte: »Wenn die Russen die Monarchie wieder einführen, brauchen sie einen roten Zaren.« Das war sein Lieblingsswitz, seitdem Silas darüber gelacht hatte.

Tessa hatte recht. Fiona brauchte ein wenig Zeit für sich selbst. Sie mußte so vieles bedenken. Sie fand einen alten Regenmantel und einen Männerhut in der Garderobe und

marschierte in ihren Wanderschuhen los, die hinten in ihrem geliebten roten Porsche immer parat lagen. Durch den nebligen Regen machte sie sich auf den Weg zum Gipfel des Ringstone Hill oberhalb von Singlebury. Es waren etwa sechs Meilen dorthin, und sie schritt aus mit der Entschlossenheit, die sie auch in anderen Fällen zeigte. Sie kannte den Weg, sie war ihn schon oft gegangen, manchmal mit der ganzen Familie, manchmal nur mit Bernard. Sie erfreute sich am Anblick der Gatter, Bäche und Hecken, die so vertraut waren wie die Gesichter alter Freunde, selbst wenn einzelnes sich verändert hatte: frische Stellen weichen Morastes, ein blitzendes neues Vorhängeschloß oder der rostige Rahmen eines verlassenem Fahrrads. Die Grenzen von Whitelands markierten sechs gestürzte Tannen, Opfer der Winterstürme. Bäume mit flachen Wurzeln mußten, wie ihre menschlichen Pendants, immer zuerst dran glauben. Sie betrachtete eine der Tannen. Aus der faulenden Rinde streckten Primeln ihre kanariengelben Blüten. Sie zählte die Blütenblätter, wie sie's als Kind getan hatte: fünf, sechs, manchmal acht Blütenblätter. Verschieden wie Menschen. Sie hatte als Kind gelernt, daß vierblättrige Primeln Glück brachten. Heute fand sie keine. Bernard hatte ihr erklärt, daß vierblättrige Primeln für die Kreuzbefruchtung notwendig seien. Sie wünschte, er hätte das nicht getan. Sie ging weiter und watete durch einen breiten, plätschernden See von Glockenblumen, ehe der Weg wieder anstieg. Keine Überraschungen, nur die Erwartung vor jeder großartigen Aussicht.

Das Licht änderte sich dauernd. Die nassen Felder wurden immer strahlender unter dem nieselnden dunkelgrauen Himmel, und der hellgelbe Ginster erfüllte die Luft mit seinem Duft. Sie erkletterte die nackte Kuppe des Hügels – der Ringstone ist nur dem Namen nach ein Stein – und hielt atemholend inne. Sie hatte den Wind bisher nicht bemerkt, aber jetzt trieb er ihr den leichten Regen stechend ins Gesicht und

summte leise im Drahtzaun. Sie drehte sich langsam und ließ den Blick in die Runde schweifen. Ihr Reich: dreihundertundfünfundsechzig Grad und kein Mensch, nicht einmal ein Haus in Sicht, nur der ferne Aufruhr eines Krähenschwarms, der sich für die Nacht einrichtete. Im Norden befestigten schwarze Säulen schweren Regens den Himmel. Die Anstrengung des Aufstiegs hatte ihr jeden Gedanken an die denkbaren beunruhigenden Ergebnisse der morgigen Besprechung mit Silas Gaunt ausgetrieben. Aber jetzt jagten ihre Gedanken wieder voraus.

Sie war keine Forscherin, und Experimente waren nicht ihre Sache. Fionas Gehirn leistete das Beste bei der Auswertung von Material und der Planung von dessen Verwendung. Diese Fähigkeit ermöglichte es ihr, ihre eigene Begabung für den praktischen nachrichtendienstlichen Einsatz sehr treffend zu beurteilen. Verschwiegenheit besaß sie im Überfluß, aber viele der Eigenschaften, die sie an Bernard beobachtete, fehlten ihr. Sie hatte nicht dessen in praktischer Erfahrung erprobte ständige Geistesgegenwart, die ihm erlaubte, schnell zu entscheiden und sofort zu handeln. Fiona konnte gehässig, hartnäckig und kaltherzig sein, aber für sie waren das dauerhafte Emotionen. Bernard hatte diese geheimnisvolle männliche Fähigkeit, bei Bedarf von einem Augenblick zum anderen kaltblütige Feindseligkeit anzuschalten und sie einen Bruchteil einer Sekunde später wieder abzuschalten. Sie zog sich den Hut über die Ohren. Der Himmel wurde schwärzer und der Regen stärker. Sie mußte rechtzeitig wieder im Haus sein, um vor dem Essen noch zu baden und sich umzukleiden. Onkel Silas erwartete, daß man sich zum Dinner in Schale warf. Sie würde irgendwas mit ihrem Haar machen und sich ein Bügeleisen borgen müssen für ihr Kleid. Tessa und die anderen Frauen waren mutmaßlich schon den ganzen Nachmittag über damit beschäftigt, sich fürs Abendessen feinzumachen. Sie sah auf ihre Uhr und den Rückweg. Selbst

die freundlichen, sanft wogenden Cotswolds konnten feindselig werden, wenn die Dunkelheit hereinbrach.

»Du hast bezaubernd ausgesehen gestern abend, meine Liebe«, sagte Onkel Silas.

»Danke, Silas. Aber um die Wahrheit zu sagen, ich kann zur Zeit bei diesen flotten, witzigen Tischgesprächen nicht mithalten.«

»Und warum solltest du das wollen? Ich mag dich, wenn du ernst bist. Es steht dir.«

»Wirklich?«

»Alle schönen Frauen sehen am besten aus, wenn sie traurig sind. Bei Männern ist das anders. Gutaussehende Männer können ein bißchen fröhlich sein, aber ausgelassene Frauen sehen aus wie Hockey-Mannschaftskapitäne. Und welcher Mann würde sich in eine Komikerin verlieben?«

»Du redest solchen Stuß, Silas.«

»War es das Geschwafel dieses schrecklichen Architekten, das dich verärgert hat?«

»Nein. Es war ein wunderbarer Abend.«

»Schwimmbecken und Küchen. Ich glaube, von was anderem kann der Kerl nicht reden. Aber ich mußte ihn einladen, er ist der einzige, der mir meinen Boiler reparieren kann.« Er lachte. Es war ein komplizierter Spaß, den nur er allein zu schätzen wußte. Er hatte sich an seine eigene Gesellschaft gewöhnt, und derartige Bemerkungen waren nur zu seiner eigenen Belustigung bestimmt. Sie saßen im »Musikzimmer«, einem winzigen Raum, in dem Silas seine Hi-Fi-Anlage und seine Sammlung von Operaufnahmen untergebracht hatte. Er trug einen prachtvollen gestrickten Cardigan. Dieser zeigte ein kompliziertes Fair-Isle-Muster und ribbelte sich schneller auf, als Mrs. Porter ihn stopfen konnte, so daß Wollfäden von Ellbogen und Manschetten hingen.

»Nun sage mir, was dich quält, Fiona.« Aus dem nächsten

Zimmer hörte man ein Klavier. Es war Bret, der dort »Night and Day« spielte.

Fiona erzählte Silas von Tessas Unterhaltung mit Giles Trent, und als sie fertig war, ging er zum Fenster und sah hinaus. Die kiesbestreute Auffahrt zog eine Schleife über den Rasen vor dem Haus, auf dem drei majestätische Ulmen standen. Tessas giftgrüner Rolls-Royce war unter dem Fenster geparkt. »Ich weiß nicht, wie deine Schwester mit diesem Wagen fertig wird«, sagte er. »Weiß ihr Mann, daß sie ihn benützt, wenn er nicht da ist?«

»Sei nicht so ein Aas. Natürlich weiß er's.« Er sah sie an. »Es sieht ganz so aus, als käme eine orangefarbene Akte auf uns zu, Fiona.«

»Allerdings.« Eine orangefarbene Akte bedeutete eine offizielle Untersuchung.

»Giles Trent. Dieses verräterische Schwein. Warum machen diese Leute so was?« Sie antwortete nicht. »Was hättest du getan, wenn Tessa dir das hinterbracht hätte und du dich nicht in dieser besonderen Lage befändest, in der du bist?« Ohne zu zögern, sagte Fiona: »Ich wäre damit zur Inneren Sicherheit gegangen. Die Vorschriften sind diesbezüglich ganz eindeutig.«

»Natürlich.« Er kratzte sich den Schädel. »Aber wie die Dinge liegen, können wir die IS-Leute nicht damit befassen, stimmt's?« Eine weitere Pause. »Du hättest nicht zuerst mit deinem Mann darüber gesprochen?«

»Nein.«

»Du scheinst dir dessen sehr sicher zu sein, Fiona.«

»Für ihn wäre es doch das gleiche, oder nicht?«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Onkel Silas, warum nicht?«

Er drehte sich um und sah sie an. »Wie soll ich's dir sagen? Du und ich, wir gehören einer Gesellschaftsschicht an, die von der Vorstellung der Pflicht besessen ist. In unseren besten

Public Schools ist den jungen Leuten immer beigebracht worden, daß ›Dienen‹ die erhabenste Berufung ist, und ich bin stolz darauf. Gott zu dienen, unserem Souverän zu dienen, unserem Land zu dienen.«

»Du willst doch nicht sagen, weil Bernard keine Public School besucht hat ...«

Er unterbrach sie mit erhobener Hand. »Hör mich erst mal an, Fiona. Wir alle achten deinen Mann. Ich mehr als sonst jemand, das weißt du. Bernard ist mir teuer. Er ist der einzige da draußen, der weiß, wie es ist, im Feuer zu stehen. Ich will einfach nur sagen, daß Bernards Leute, die Jungs, mit denen er aufgewachsen ist, und seine Familie ihre Prioritäten anders setzen. Für sie – und wer will sagen, daß sie sich da irren – kommt Loyalität zur eigenen Familie an erster Stelle. Und ich meine wirklich vor allem anderen. Ich weiß es, ich habe mein Leben lang Männer befehligt. Wenn du diesen Aspekt der Psyche deines Mannes nicht verstehst, könntest du dir eine Menge Ärger einhandeln, meine Liebe.«

»Arbeiterjungs, ist es das, was du meinst?«

»Ja. Ich scheue mich nicht, von der Arbeiterklasse zu reden. Ich bin zu alt, um auf derartige Tabus Rücksicht zu nehmen.«

»Willst du sagen, wenn Tessa mit ihrem Problem zu Bernard gegangen wäre, hätte Bernard die Sache unter den Teppich gekehrt?«

»Warum stellen wir ihn nicht auf die Probe? Laß Tessa ihm gleich in der nächsten Woche die Geschichte erzählen.«

»Und was glaubst du, daß er tun wird?«

»Worauf es vor allem ankommt, was glaubst du, daß er tun wird?« sagte Silas.

»Mir ist nicht klar, was bei derartigen Spekulationen herauskommen sollte«, sagte Fiona. Silas lachte über die ausweichende Antwort. Fiona war irritiert und sagte: »Du bist es schließlich, der sich hier in Verdächtigungen ergeht.«

»Also bitte, Fiona. Du weißt genau, daß ich nichts

Derartiges tue. Mach Bernard mit der Sache vertraut, und ihm wird irgendeine originelle Lösung einfallen, die dich und Tessa draußen läßt.« Er lächelte listig. Originell, weil er sich skrupellos, um nicht zu sagen verächtlich über die Vorschriften hinwegsetzen würde, wie Silas selbst es auch getan hätte. »Bernard hat augenblicklich Sorgen genug«, sagte Fiona.

»Bitte ihn, auf jeden Fall Tessa aus der Sache rauszuhalten.« Er entdeckte einen losen Faden, riß ihn ab und warf ihn bedachtsam ins Feuer.

»Wie?« sagte Fiona.

»Ich weiß nicht, wie. Frag ihn.« Er rauchte seine Zigarre. »Viel wichtiger ist fürs erste, daß man Giles Trent offenbar dazu benützt hat, alles abzuhören, was du ihnen erzählt hast.« Er blies Rauch aus, wobei er darauf achtete, daß dieser in Richtung des Kamins abzog. Wenn Mrs. Porter Zigarrenrauch schnupperte, machte sie ihm Vorwürfe. Der Arzt hatte ihm das Rauchen verboten.

»Daran mußt du doch auch schon gedacht haben. Gibt's da irgendwas Besorgniserregendes?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Nein, ich glaube auch nicht. Wir haben dich sehr, sehr geheim gehalten und ihnen nur vollkommen koscheres Material gegeben. Was immer Trent über dich gemeldet haben mag, kann deinen Status in Moskau nur verbessert haben.«

»Hoffentlich.«

»Nur Mut, Fiona. Alles läuft prima. Du wirst aus der Sache sogar Nutzen ziehen. Ich werde dafür sorgen, daß du wieder die Genehmigung kriegst, das Data Center zu besuchen. Da werden deine Herren und Meister die Ohren spitzen, was?«

»Wirst du Bret von Tessa erzählen?« Sie wollte Bret nicht selbst damit kommen. Er würde ein Verhör anstellen. »Sagen wir's ihm gleich jetzt.« Nachdem er die Zigarre im Kamin verborgen hatte, drückte er einen Klingelknopf. Als er den Schrecken in Fionas Gesicht bemerkte, sagte er: »Verlaß dich

auf deinen Onkel Silas.« Im nächsten Zimmer plätscherte »Night and Day« dahin.

Als Mrs. Porter den Kopf zur Tür hereinsteckte, sagte er: »Fragen Sie doch bitte Mr. Rensselaer, ob er einen Augenblick Zeit für uns hat. Ich habe ihn gerade Klavier spielen hören.«

»Ja, Sir. Ich werde ihm sofort Bescheid sagen.« Als Bret kam – der beim Anblick Fionas und Silas', die augenscheinlich etwas erörterten, die Augenbrauen hochzog –, sagte Silas: »Es ist schön, das Klavier mal wieder zu hören, Bret. Ich lasse es regelmäßig stimmen, aber es wird viel zu selten gespielt.« Bret nickte, ohne etwas zu erwidern. Silas sagte: »Bret, es sieht so aus, als hätten wir wieder mal ein Problem mit unseren Spielkameraden.«

Bret sah von einem zum anderen und begriff sofort. »Das wird langsam zur Gewohnheit, Fiona«, sagte er. Bret war ärgerlich darüber, daß sie mit ihrer Geschichte zu Silas Gaunt gegangen war, und verbarg seine Gefühle nicht.

»Anvisiert werden wir alle«, sagte Silas. »Sie zielen auf die Londoner Zentrale. Das ist nur natürlich.«

»Reden wir vom KGB?«

»Ja«, sagte Silas und streifte die Asche ins Feuer ab. »Dieser elende Pryce-Hughes ist ziemlich indiskret gewesen. Er hat Fiona wissen lassen, daß sie noch jemand anderen in der Londoner Zentrale haben.«

»Jesus Christus!« sagte Bret.

»Aus dem Zusammenhang ergibt sich für Fiona die Vermutung, daß sich's um einen Burschen namens Giles Trent handelt.« Silas nahm einen Schürhaken und stieß gegen die brennenden Holzkloben, von denen grauer Rauch aufwirbelte. Sorgfältig stieß er sie bis an die Hinterwand des Kamins zurück.

»Ausbildung«, sagte Bret, nachdem er sich das Hirn zermartert hatte, um sich in Erinnerung zu rufen, wer dieser Trent war. »Ja, wir haben ihn vor zwei Jahren in die

Ausbildung abgeschoben, aber das macht ihn nicht ein bißchen weniger gefährlich.«

»Weiß sonst noch jemand davon?« fragte Bret. »Wir drei«, sagte Silas, der noch immer den Schürhaken schwang. »Fiona war sich nicht sicher, was sie tun sollte. Sie hatte vor, die Innere Sicherheit damit zu befassen. Es war natürlich besser, daß sie inoffiziell erst mal zu mir gekommen ist damit.«

Brets gekränkter Eitelkeit tat diese Erklärung wohl. »Wir wollen nicht die Innere Sicherheit alarmieren«, sagte er. »Nein. So ist es besser. Außerdienstlich. Inoffiziell. Ohne Aktenzeichen.«

»Was nun?« fragte Bret.

»Überlassen Sie die Sache mir«, sagte Silas. »Ich habe mir überlegt, was zu machen ist. Sie brauchen nichts davon zu wissen. Was das Auge nicht sieht ... Fehlt Ihnen was, Bret?«

»Dieses Jahr spielen meine Nasennebenhöhlen dauernd verrückt.«

»Es wird dieses verdammte Holzfeuer sein, was? Ich werde einen Spaltbreit das Fenster öffnen.«

»Wenn's sonst weiter nichts ist, gehe ich am besten mal für einen Augenblick in den Garten.«

»Natürlich, Bret. Natürlich. Sonst kann ich nichts für Sie tun?« Bret stolperte aus dem Zimmer, ein Taschentuch auf sein Gesicht gepreßt. »Armer Bret«, sagte Silas.

»Ich werde Bernard nicht sagen, daß ich mit dir gesprochen habe«, sagte Fiona, noch immer nicht ganz sicher, was denn nun eigentlich von ihr erwartet wurde.

»So ist's recht. Und jetzt hör auf, dir Sorgen zu machen. Kannst du Tessa dazu bringen, ihre Geschichte deinem Mann zu erzählen?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann tu das.«

»Und wenn Bernard zur Inneren Sicherheit geht?«

»Das Risiko müssen wir eingehen«, sagte Silas. »Aber ich

will vor allem dich da raushalten. Wenn's hart auf hart geht, wirst du einfach leugnen müssen, daß Tessa dir jemals was von der Geschichte erzählt hat. Ich werde dafür sorgen, daß du geschützt wirst.«

»Der Rauch wird mir langsam lästig«, sagte Fiona.

»Geh zurück zu den anderen, ehe sie anfangen, sich zu überlegen, ob wir beide ein Techtelmechtel haben oder was.«

»Wirst du nicht mit Tessa reden wollen?«

»Hör auf, die große Schwester zu spielen. Wenn ich mit ihr reden will, werde ich mich mit ihr verabreden.«

»Sie wird sehr nervös, Silas.«

»Geh im Garten spazieren, und schaff dir den Rauch aus den Augen«, sagte er.

Als sie weg war, ließ er sich in seinen bequemsten Sessel sinken und stieß einen Seufzer aus. Er beugte sich zum Feuer und stocherte noch einmal darin herum. »Warum passieren diese Sachen immer mir«, klagte er dem Holzkloben. Wie zur Antwort flackerte eine Flamme aus dem rauchenden Kloben auf. Wenn Fiona ihn jetzt gesehen hätte, wäre ihr Vertrauen in Silas Gaunts Fähigkeit, ihre Sorgen zu beheben, wohl etwas geringer geworden. »Wir werden Sie säuberlich und schnell einsacken müssen, Mr. Giles Trent«, murmelte er und versuchte, sich die Reaktion von Trents Führungsoffizier bei der Entdeckung, daß sein Mann entlarvt war, auszumalen. Würden sie versuchen, ihn herauszuholen und zu retten? Oder würde Moskau einen weiteren Spionageprozeß mitten in der Londoner Zentrale als einen Triumph betrachten, für den es sich lohnte, eine Figur zu opfern? Es könnte sich jedoch hier um einen der Fälle handeln, wo London und Moskau sich einig waren, daß ein schweigender Trent die beste Lösung sei. Für den Fall war Vorsorge dafür zu treffen, daß jemand zur Hand war, der das besorgen konnte. Silas erinnerte sich eines hartgesottenen alten deutschen Kriegsveteranen, der einst als Barmann in Lisls Hotel gearbeitet und während dieser Zeit alle

möglichen Drecksarbeiten für Silas erledigt hatte. Inzwischen war der Mann nach Ost-Berlin verzogen. Perfekt! Wer würde diesen Kerl je mit der Londoner Zentrale in Verbindung bringen? Wie hieß er doch? – Richtig, Rolf Mauser, ein fabelhafter alter Schurke. Genau der Mann für einen solchen Job. Natürlich würde er ihn nicht direkt ansprechen, denn je mehr Abstand man von der Sache hielt, desto besser.

# 10

*Maida Vale, London, April 1983*

»Bist du eingeschlafen, Süße?« Fiona vergrub ihr Gesicht im Kissen und antwortete nicht. Die Matratze federte, als er aus dem Bett schlüpfte und ins Badezimmer ging. Es war ein sonniger Frühlingstag. Am hellen Tag hinter geschlossenen Vorhängen im Bett zu liegen verursachte ihr Schuldgefühle. Was war mit ihr geschehen? Mindestens tausendmal hatte sie sich im Laufe der Jahre geschworen, Harry Kennedy nie wiederzusehen, aber er war so charmant und amüsant, daß sie ihn nicht vergessen konnte. Und dann dachte sie mit einemmal wieder an ihn, oder es kam ein Blumenstrauß oder eine Reklame von jenem »Haar- und Schönheitssalon«, und jedesmal ließ sie ihre guten Vorsätze wieder fahren und ging zurück zu ihm. Manchmal war es nicht mehr als ein eiliges Glas in irgendeiner Kneipe in der Nähe der Klinik oder ein paar Worte am Telefon, aber es gab Zeiten, wo sie ihn brauchte. Ab und zu gab es ein Rendezvous wie dieses, und sie genoß jeden Augenblick. Sie beobachtete ihn, wie er nun nackt durchs Zimmer ging und den Kleiderschrank öffnete. Er war muskulös und braungebrannt, abgesehen vom Gesäß, das die Shorts abgedeckt hatten. Kürzlich hatte er drei Maschinen nach Saudi-Arabien geliefert. Blasse Narben zogen sich wie ein Degengehänge über seine Schultern und erinnerten an eine vor zehn Jahren in Mexiko erforderlich gewesene Notlandung. Er merkte, daß sie ihn ansah, und drehte sich grinsend um.

Diese illegitime Beziehung hatte Fiona verwandelt. Sie hatte eine Bombe in die Routine ihres ehelichen Lebens geworfen. Es war erregend, mit Harry zusammenzusein, und in seiner Gegenwart fühlte sie sich bezaubernd und begehrenswert, wie sie sich bei Bernard niemals hatte fühlen können. Sex spielte inzwischen eine wichtige Rolle dabei, aber da war noch etwas Wesentlicheres. Sie konnte es nicht erklären. Sie wußte nur,

daß der Druck, dem sie in ihrem Beruf ausgesetzt war, unerträglich gewesen wäre ohne die Aussicht, hin und wieder, und sei es nur für einen Augenblick, Harry zu sehen. Selbst wenn sie nur seine Stimme am Telefon hörte, war das zugleich beunruhigend und belebend. Jetzt verstand sie etwas, was sie nie gekannt hatte, diese Backfischliebe, von der sie andere Mädchen hatte reden hören, das, wovon die Schlager handelten, die sie nicht ausstehen konnte. Natürlich hatte sie des Betrugs an Bernard wegen ein schlechtes Gewissen, aber sie brauchte Harry. Manchmal glaubte sie, einen Teil des schlechten Gewissens ausmerzen zu können, wenn sie die Freundschaft zu Harry auf eine neue, rein platonische Grundlage stellte. Aber sobald sie dann in Harrys Nähe war, wurden diese Vorsätze hinfällig.

»Ach, du bist wach. Wie wär's mit einem Champagnercocktail? Ich habe alles dazu hier.« Sie lachte.

»Ist das komisch?« sagte er. Er zog den karierten seidenen Morgenmantel an und betrachtete sich im Spiegel, während er ihn glattstrich und den Gürtel knotete.

»Ja, Liebling, sehr komisch. Tee wäre sogar noch besser.«

»Tee? Kommt sofort.«

Nachdem Harry hinausgegangen war, nahm sie die Mittagsausgabe der Abendzeitung vom Nachttisch. Eine Schlagzeile auf der Titelseite meldete einen »Badezimmermord in Chelsea«. Ein Einbrecher hatte Giles Trent in seiner Duschkabine erschossen. Der Mörder hatte den Duschvorhang benutzt, um sich nicht mit Blut zu besudeln, und sich, ehe er den Tatort verließ, die Hände gewaschen. Ein vorsichtshalber ungenannt bleibender Sprecher von Scotland Yard hatte die Tat als »durchaus sehr professionell« bezeichnet, und einer jener Experten, die immer bereit sind, Journalisten Auskünfte zu geben, hatte gesagt, daß »alle Anzeichen einer typischen New Yorker Mafia-Hinrichtung« vorhanden seien. Der Reporter schien unterstellen zu wollen, daß es irgendwie um Rauschgift

gegangen sein müsse. Ein spaltenbreit gedrucktes verschwommenes Foto zeigte einen sehr jungen Giles Trent in Badehosen, die Arme in die Seiten gestemmt, mit breitem Lächeln. Im Innenteil zeigte ein großes Foto das Haus in Chelsea, vor dem ein Polizist Wache stand. Gott sei Dank, Bernard hatte Tessa und Fiona aus der ganzen Sache herausgehalten. Onkel Silas hatte Bernard vollkommen richtig eingeschätzt. Es war beunruhigend, daß manche seiner männlichen Freunde ihn besser kannten als sie. Er war so verschlossen. Ohne sie zu Rate zu ziehen oder zu unterrichten, hatte er Giles Trent zu einem Geständnis genötigt, zu einem Geständnis, bei dem von Tessa nicht die Rede war. Nun war Trent tot, und wenn sein Tod auch ziemlich häßlich war, empfand sie dabei doch unwillkürlich eine gewisse Erleichterung. Es gab noch andere unheilvolle Anzeichen. Bret hatte sie gebeten, ein langes Geheimdokument über die Stützung des Sterling-Kurses durch die Bank of England abzuschreiben. Die Kopie war ganz in ihrer Handschrift, und Fiona hatte sie Martin nie übergeben. Soweit sie das abschätzen konnte, gab es dafür nur eine Erklärung: Bret hatte vor, es dem KGB durch einen anderen Agenten zuzuspielen. Warum ihre Handschrift? Nur ein vollkommener Idiot würde ein so belastendes Dokument herstellen, es sei denn, es sollte als Beweis ihrer Tätigkeit für die andere Seite dienen. Und die Art und Weise, in der Bret ihren diesbezüglichen Fragen auswich, war nur ominös zu nennen. Als warnendes Zeichen zu lesen war auch die schiere Masse des Materials, das sie während der letzten Wochen Martin übergeben hatte. Bret sagte, daß nichts davon besonders wichtig sei, aber die Masse an sich war schon verdächtig. Die Londoner Zentrale würde Lieferungen in diesem Umfang zweifellos nicht unbegrenzt fortsetzen wollen, wie aber sollte sie es rechtfertigen, wenn in Zukunft die Informationen spärlicher flossen? All das wies in eine Richtung: Sie sollte sich nach Osten absetzen, und zwar

bald. Sie hatte Angst vor diesem Schritt, aber in mancher Hinsicht war das Warten sogar noch schlimmer. Jeden Tag betrachtete sie nun ihren Mann und die Kinder mit Liebe und Sehnsucht. Bei jeder Begegnung wollte sie ihre Schwester warnen, daß sie bald voneinander getrennt sein würden, aber jeder Hinweis, jede Vorbereitung auf das Ereignis verbot sich natürlich. Was alles noch schmerzhafter machte, war Fionas Überzeugung, daß sie niemals zurückkehren würde. Für diesen Mangel an Vertrauen gab es keinen logischen Grund, er stützte sich nicht auf Beweise. Die böse Ahnung war rein instinktiv und rein weiblich. Es war der ruhige Fatalismus, wie ihn auf dem Sterbebett, im Kreise ihrer Familie, eine Matriarchin fühlen mochte.

Wenn es nur möglich wäre, einige der wichtigen Sachen zu regeln, die nun ohne sie würden entschieden werden. Sie machte sich Sorgen wegen Billy und seiner Schule. Sie hatte immer gehofft, daß schließlich auch Bernard einsehen würde, daß der Besuch einer Public School von Vorteil für den kleinen Billy wäre. Seine Aufnahme wäre zu bewerkstelligen. Das hatte ihr Vater ihr versprochen. War sie aber erst weg, würde Bernard nicht daran denken, diese Chance zu nutzen. Bernard hatte eine Phobie gegen Public Schools, »Prügel, Sodomie und schlechte Manieren«, und gegen alle Absolventen derselben, jedenfalls hatte es den Anschein.

Harry kam mit einem Teetablett. »Diese Zeitungsmeldung hast du nun schon mindestens dreimal gelesen, Liebling. Hat sie eine besondere Bedeutung?« Er beugte sich über sie und küßte sie.

»Der ewige Psychologe«, sagte sie und nahm, nachdem sie so beiläufig, wie sie es vermochte, die Zeitung beiseite geworfen hatte, das Tablett auf die Knie. In einer winzigen Vase standen Veilchen, gewiß die letzten dieses Jahres. Wie zart sie aussahen. Wunderschönes transparentes Porzellan, silberne Teelöffel und zwei Stückchen jenes leckeren

englischen Fruchtkuchens, für den sie schwärmte. Er mußte all das in Bereitschaft gehalten haben. »Wie großartig!« Sie hielt das Tablett fest, während er ihr zur Seite ins Bett zurückstieg. »Harry, was weißt du von den englischen Public Schools?«

»Du nimmst doch keine Milch zu Earl-Grey-Tee, nicht wahr, mein Schatz?«

»Nein. Den trinke ich pur.«

»Public Schools? Du machst dir aber auch über die komischsten Sachen Gedanken. Die meisten von meinen Kollegen an der Klinik scheinen diese Schulen ohne bleibende Schäden überlebt zu haben. Aber was weiß ich? Wohlgermerkt, mit den meisten von ihnen wäre ich nicht gerade gern unter der Dusche, wenn das Licht ausgeht. Wie kommst du darauf?«

»Ich habe gute Freunde ... Der Mann wird von seiner Firma ins Ausland geschickt. Sie erwägen, den Jungen in ein Internat zu geben.«

»Und da fragst du mich nun, ob das gut wäre.« Er stellte die Tassen auf die Untertassen. »Meine Meinung als Psychiater? Aber wie kann ich mir ein Urteil darüber erlauben, ohne das Kind zu sehen? Auch die Eltern müßte ich kennen.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Wenn der Mann dagegen ist, wäre die Frau dumm, darauf zu bestehen, oder?« Er goß Tee ein. »Ist er stark genug?«

»Er haßt Public Schools. Ja, der Tee ist ausgezeichnet.«

»Wieso?«

»Snobismus, Schinderei, Privilegien. Das elitäre Bewußtsein, das den Kindern da beigebracht wird. Er findet, das trägt nur zum Klassenhaß bei.«

»Und damit hat er vermutlich recht, aber wenn du in Knightsbridge einkaufen gehst, kriegst du all das auch mit.«

»Auch die Schinderei?« lachte sie.

»Aber feste. Hast du's denn niemals mit diesen festentschlossenen alten Damen mit spitzen Regenschirmen aufnehmen müssen?«

»Bist du in einem Internat gewesen?« Sie nahm einen Schluck Tee, und ehe er antwortete, sagte sie noch: »Wir kennen einander wirklich nicht, stimmt's?«

»Deshalb sollten wir heiraten«, sagte er.

»Ich wünschte, du würdest das nicht mehr sagen.«

»Ich meine es.«

»Es stört mich.«

»Hör mal. Ich bin verrückt nach dir. Ich bin frei, weiß und über einundzwanzig. Ich bin prima in Form in der Turnhalle, und auch mein Bankkonto ist in guter Verfassung. Ich habe jetzt einen auf zwanzig Jahre befristeten Mietvertrag für diese Wohnung, und den größten Teil des Mobiliars hast du ausgesucht. Ich liebe dich mehr, als ich glaubte, irgendwen lieben zu können. Ich denke Tag und Nacht an dich, ich lebe erst auf, wenn wir zusammen sind.«

»Hör auf. Du weißt nichts von mir.«

»Dann erzähl mir was von dir.«

»Harry, wir beide wissen, daß diese Beziehung dumm und egoistisch ist. Wir erhalten sie nur aufrecht, indem wir unsere anderen Leben für uns behalten.«

»Un-Sinn!« Er sprach die Silben immer getrennt aus. »Ich will dir nichts verborgen halten.«

»Ich weiß nichts von dir, deinen politischen Ansichten, deinen Eltern, deiner Frau ... oder Frauen. Ich weiß nicht mal, wie viele du gehabt hast.«

Er hielt den Teelöffel in die Höhe. »Meine Eltern sind tot. Ich habe keine politischen Meinungen, und ich habe auch keine Frau mehr. Meine Scheidung ist rechtskräftig. Keine Kinder. Meine Exfrau ist Franco-Kanadierin und lebt in Montreal. Sie hat dauernd höhere Unterhaltszahlungen aus mir herauszuholen versucht. Deshalb bin ich verduftet und mußte immer wieder meine Zelte abbrechen. Aber jetzt ist sie wieder verheiratet, und ich bin richtig frei.« Er trank Tee. »Wie ich dir erzählt habe, ist meine Nichte Patsy wieder bei ihrem Vater in

Winnipeg, und der Kerl, mit dem sie abgehauen ist, sitzt wegen Ladendiebstahls im Kittchen. All das ist graue Vergangenheit. Was möchtest du sonst noch wissen?«

»Nichts. Ich bleibe dabei, es ist besser, wenn wir nicht zuviel voneinander wissen.«

»Weil sonst ...?«

»Weil wir sonst anfangen werden, unsere Probleme zu diskutieren.«

»Wäre das denn so schlimm? Was für Probleme hast du denn, mein Schatz?«

Armer Harry. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie bald nach Osten verschwinden. Wenn das geschah, würde der SIS, schon um den Schein zu wahren, ihr Verschwinden gründlich untersuchen. Es wäre dumm, die Möglichkeit auszuschließen, daß der Special Branch dabei auch ihre Beziehung zu Harry entdeckte. Sollten sie ihn nach ihr ausfragen, mußte, was sie hörten, ihnen bestätigen, daß sie schon seit langem Marxistin gewesen war. Alles andere war gefährlich. »Nur dummes Zeug, nehme ich an.«

»Zum Beispiel?« Er beugte sich zu ihr und küßte ihre Wange. »Vielleicht würdest du mich nicht mehr lieben, wenn du es wüßtest«, sagte sie und verwuschelte sein Haar mit einer Gebärde, von der sie hoffte, daß sie die einer marxistischen Spionin angemessene leicht verächtliche Herablassung ausdrückte. »Ich werde dir was erzählen«, sagte er impulsiv. »Ich habe vor, mich aus dem Psychogeschäft zurückzuziehen.«

»Davon redest du doch dauernd.«

»Aber diesmal ist es mir ernst, Schätzchen. Für hunderttausend Dollar würde mir mein Cousin Greg ein Viertel der Anteile an seiner Flugzeug-Maklerfirma verkaufen. Wenn ich ganz bei ihm einstiege, könnten wir einen der Piloten entlassen. Er braucht die hunderttausend für die Erneuerung der Pacht des Hangars und der Bauten in Winnipeg.«

»Du hast aber gesagt, das Geschäft wäre riskant«, sagte

Fiona.

»Ist es auch. Aber nicht mehr Risiko, als ich verkraften kann. Und von der Psychiatrie habe ich die Nase gestrichen voll.« Er hielt inne, doch sie sagte nichts. »Büropolitik ist alles, was sie in der Klinik machen. Wer kriegt dies und wer kriegt das.«

»Aber du hast jetzt die Arbeitserlaubnis, du könntest dir woanders eine Beschäftigung suchen.«

»Könnte ich nicht. Dazu berechtigt mich das Scheinchen, das ich habe, nicht. Und was für eine Beschäftigung könnte ich denn auch finden? Auf diese Massenhysterie-Forschung habe ich mich doch nur gestürzt, um von den neurotischen Hausfrauen in den Wechseljahren wegzukommen. Ich muß da raus, Fiona. Ich muß einfach.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß du so unglücklich bist.« In Augenblicken wie diesen liebte sie ihn mehr, als sie sagen konnte.

»Ich habe nur durchgehalten, weil ich dich habe. Nichts ist mir wichtiger als du«, sagte Harry und setzte in ernsterem Ton hinzu: »Wie alt du auch werden magst, ich will, daß du dich immer dieses Augenblicks erinnerst. Ich will, daß du dich erinnerst, daß mein Leben dir gehört.«

»Lieber Harry.« Sie küßte ihn.

»Ich verlange nicht von dir, daß du das gleiche sagst. Deine Umstände sind andere. Ich stelle keine Ansprüche an dich. Ich liebe dich mit allem, was ich habe.«

Sie lachte wieder. Die Stunden, die sie mit Harry verbrachte, waren die einzige Zeit, in der sie vergessen konnte, was ihr bevorstand.

# 11

*London, Mai 1983*

»Mein Gott, Bret, ich wünschte, Sie würden nicht plötzlich unangemeldet auftauchen wie ein Bote aus der Unterwelt.« Es war eine alberne Redewendung aus ihrer Schulzeit, kaum die passende Begrüßung für Bret Rensselaer, selbst wenn er plötzlich unangemeldet in ihrer Wohnung erschien. Doch während sie sprach, begriff Fiona, daß Bret ihr neuerdings tatsächlich wie ein Bote einer anderen, dunkleren Welt vorkam. Der Ausdruck amüsierte Bret. Er stand in der Küche, den Hut in der Hand, lächelnd. Ein Sommerschauer glitzerte wie Straß auf seinem schwarzen Regenmantel. Er sagte: »Schätzen Sie mich so ein, Fiona, als Abgesandten des Sensenmannes? Und welche Gestalt nimmt dieser an, wenn er nicht der Director-General ist?«

Fiona hatte eine Schürze um, ihr Haar sah schlimm aus, sie leerte eben den Geschirrspüler. Besteck in der Hand, lächelte sie, ein nervöses Zucken der Lippen, und sagte: »Entschuldigen Sie, Bret.« Sie nahm ein Tuch zur Hand und rieb eine Messerklinge blank. »Das Besteck kommt nie ohne Flecken raus«, sagte sie. »Manchmal denke ich, es würde schneller gehen, den ganzen Abwasch im Spülbecken zu machen.« Sie redete mechanisch, während ihre Gedanken zu Bernard eilten.

»Ihr entzückendes Au-pair-Mädchen hat mich reingelassen. Sie schien es eilig zu haben.« Bret knöpfte seinen schwarzen Regenmantel auf, und ein schwarzer Anzug und eine schwarze Krawatte kamen zum Vorschein. »Ich fürchte, ich sehe ein bißchen düster aus. Ich war bei der Trauerfeier für Giles Trent.« Sie bot nicht an, ihm den Mantel abzunehmen, lud ihn auch nicht zum Sitzen ein.

»Sie haben mich erschreckt. Ich wartete auf einen Anruf von Bernard.«

»Der wird vielleicht noch lange auf sich warten lassen,

Fiona. Bernard ist drüben, um Licht in das Brahms-vier-Fiasko zu bringen. Niemand weiß genau, wo er sich gerade aufhält.«

Drüben – dieses schreckliche Wort. Ihr wurde kalt. »Wann war der letzte Kontakt?«

»Beruhigen Sie sich, Fiona.« Sie stand wie erstarrt, eine Hand voll Messer und Gabeln, in der anderen ein Tuch. »Es weist nichts daraufhin, daß er in Schwierigkeiten ist.«

»Er hätte niemals gehen sollen. Sie kennen ihn zu gut. Ich habe so versucht, es ihm auszureden. Wann hat er sich zuletzt gemeldet?«

»Sie wissen doch, wie Bernard operiert. Keine Dokumente, keine Vorbereitungen, keine Rückverbindung für den Notfall, keine örtliche Unterstützung, nichts. Er besteht darauf, so zu verfahren. Ich war dabei, als er's gesagt hat.«

»Ja, ich weiß.«

»Bernard spielt gern den Technokraten, aber wenn er auf Reisen geht, dann im Einspänner.« Bret berührte tröstend ihren Arm. »Bisher hat der Erfolg ihm recht gegeben.« Sie sagte nichts. Er beobachtete sie. Mechanisch, mit schnellen Bewegungen des Tuchs polierte sie das Besteck und fuhr fort, es in die Schublade zu legen, Messer, Gabeln, Löffel in das jeweilige Fach. Als sie damit fertig war, nahm sie das feuchte Tuch und drapierte es sorgfältig zum Trocknen über die Tischkante. Dann setzte sie sich und schloß die Augen.

Bret hatte nicht erwartet, sie so nervös zu finden, aber er mußte es ihr sagen, denn zu diesem Zweck war er gekommen. So sagte er nach der ihm angemessen scheinenden Zeit: »Es spricht alles dafür, daß Sie irgendwann während der nächsten zweiundsiebzig Stunden nach drüben gebracht werden.«

»Ich?«

»Wenn sie vernünftig sind, tun sie's. Die glauben doch, daß Sie enttarnt sind. Halten Sie sich auf alle Fälle bereit ...«

»Aber wenn sie Bernard festnehmen ...«

»Vergessen Sie Bernard. Der ist drüben, weil er der

erfahrenste Berlinagent ist, den wir haben. Der weiß sich schon zu helfen. Fangen Sie lieber an, an sich selbst zu denken.«

»Aber wenn er festgenommen wird?«

Bret blieb ruhig. In gemessenem Ton sagte er: »Wenn Bernard verhaftet wird, können Sie dort mehr für ihn tun, als wenn Sie hier neben dem Telefon sitzen bleiben.«

»Sie haben natürlich recht.«

»Versuchen Sie nicht, zu improvisieren. Überlassen Sie das Bernard. Setzen Sie sich hin, und prüfen Sie noch mal, ob Sie alles auswendig wissen. Was tun Sie, wenn Sie den Kontakt verlieren, wie lautet der ›Kommentar‹ und Ihre eigenen Abschiedscodes für den Fall, daß was schiefgeht. Wir werden Sie schon wieder nach Hause holen, Fiona, machen Sie sich deswegen keine Sorgen.« Eine Katze schlich herein und betrachtete von der Fußmatte aus erst Bret, dann Fiona. Diese schob mit dem Fuß die Kunststoffschüssel mit Futter näher zur Tür, doch nach näherem Beschnüffeln ging die Katze wieder hinaus.

»Ich habe alles gelernt und meine Notizen vernichtet.«

»Wenn Sie drüben sind, wird man mehrere Wochen lang keinen Kontakt zu Ihnen aufnehmen. Sie werden anfänglich unter Beobachtung sein.«

»Ich weiß, Bret.«

Sie klang teilnahmslos, und er versuchte, sie aufzurütteln. »Sie werden versuchen, Ihnen Fallen zu stellen. Sie müssen darauf gefaßt sein.«

»Ich habe keine Angst.«

Er sah sie mit Bewunderung an. »Ich weiß das und halte Sie für eine ganz außergewöhnliche Frau.«

Dieses Kompliment überraschte sie. Es schien von Herzen zu kommen. »Danke, Bret.« Schlug vielleicht unter diesem glatten, seidigen Äußeren doch irgendwo ein Herz?

»Haben wir noch irgendwas vergessen, Fiona? Ich gehe alles wieder und wieder durch. Versuche mir vorzustellen, daß

Sie wirklich die Agentin sind, für die sie drüben gehalten werden ...« Er schnippte mit den Fingern. »Geld! Wollen Sie nicht etwas Geld hierlassen, vielleicht Geld für die Kinder und irgendwelche Anweisungen? Einen letzten Brief?«

»Mein Vater hat ein Treuhandvermögen für die Kinder angelegt. Einen Brief? Nein, das ist zu schwierig. Bernard würde irgendwie zwischen den Zeilen zu lesen wissen.«

»Mein Gott!« rief Bret in echter Besorgnis. »Glauben Sie, er könnte das?«

»Ich habe viele Jahre lang mit Bernard gelebt, Bret. Wir kennen einander. Ich muß Ihnen ganz ehrlich sagen, daß ich nicht weiß, wie es überhaupt möglich war, die ganze Sache bisher vor ihm geheimzuhalten.«

»Ich weiß, daß es hart für Sie war«, sagte Bret. »Aber Sie haben es geschafft.« Er sah auf seine Uhr. »Ich werde Sie jetzt allein lassen. Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, daß Sie ein bißchen Zeit für sich brauchen zum Nachdenken. Gönnen Sie sich ein bißchen Ruhe, und halten Sie sich bereit. Wir werden Ihre Reise so lange überwachen, bis wir uns von Ihnen trennen müssen.«

Sie sah ihn an und fragte sich, was in dem fraglichen Augenblick wohl passieren würde, fragte aber nicht danach. »Soll ich Ihnen Bescheid sagen, wenn Bernard anruft?«

»Nicht nötig. Ihr Telefon wird abgehört.« Er blickte auf seine Uhr. »Seit einer Stunde schon. Wenn Sie mich brauchen, ich werde zu Hause sein.«

Er knöpfte seinen Regenmantel zu. »Wenn meine Vermutung zutrifft, fängt jetzt alles an.« Sie lächelte kläglich.

»Viel Glück, Fiona. Und auf bald.« Er machte Miene, sie zu küssen, aber sie sah nicht aus, als wollte sie umarmt werden, so zwinkerte er ihr zu, und sie antwortete mit einem Lächeln. »Leben Sie wohl, Bret.«

»Angenommen, das ganze ist eine KGB-Kapriole? Angenommen, die Russkis schnappen sie sich und behalten

ihren Mann dazu, angenommen, sie schlagen Ihnen dann ein Geschäft vor?« Sylvester Bernstein trug einen Regenmantel mit Wollfutter. Die Sorte Kleidungsstück, die man sich sofort zulegt, wenn man mit Überwachungsaufgaben betraut wird. »Darum kümmern wir uns, wenn der Fall eintritt«, sagte Bret.

Er fröstelte. Es war Sommer. Diese Kälte hätte er nicht erwartet, nicht mal in Schottland bei Nacht.

»Sie würden ganz schön dumm dastehen, alter Kumpel. Zwei Agenten im Eimer.«

»Wir haben andere.«

»Ist das die offizielle Linie?«

»Wenn er erst einmal abgestellt ist, ist der Agent tot«, sagte Bret. »Eine zweite Chance oder Ruhestandsregelungen sind nicht vorgesehen.«

»Weiß Mrs. Samson das?« sagte Bernstein. »Natürlich. Wenn sie nicht dumm ist, weiß sie das. Wir können nicht damit rechnen, sie lebendig zurückzukriegen. Selbst wenn uns das gelingt, wird nicht mehr viel mit ihr los sein. Schon die Vorbereitung auf diese Aufgabe hat ihr eine Menge abverlangt. Sie war freundlich, sanft und zutraulich. Jetzt hat sie gelernt, hart und zynisch zu sein.«

»Na, dann läuft ja alles prima«, sagte Bernstein. Bret nahm sich die Sache offenbar zu Herzen. Sylvy hatte schon andere Führungsoffiziere in vergleichbaren Umständen erlebt. Oft gab es da eine emotionale Bindung an den Agenten, den sie führten. Bret antwortete nicht. Er kroch näher an die Wand des verfallenen Gebäudes, in dem die beiden Männer Schutz vor dem kalten, regnerischen Seewind gefunden hatten. Es war eine wilde Nacht, eine Götterdämmerung, die man erst an diesem einsamen Küstenstrich recht zu verstehen lernte. Das Meer war schwarz, aber ein stümperhaft angesetzter Büchsenöffner hatte den Horizont aufgerissen und einen tobenden Tumult von Rot und Violett freigegeben, den die fahlen Blitze eines Gewitters erhellten. Welch eine Nacht, sich

von der Heimat zu verabschieden. Welch eine Nacht, im Freien zu sein. »Verdammt öde Gegend hier«, sagte Bernstein, der schon manche öde Gegend gesehen hatte.

»Früher war hier ein U-Boot-Stützpunkt«, sagte Bret. »Als ich das letzte Mal hier war, lag die Reede da voller Schiffe, darunter ein paar schwere Schlachtschiffe.«

Bernstein grunzte, zog den Kragen seines Mantels hoch, um sich dahinter gebeugt eine Zigarette anzuzünden.

Bret sagte: »Die Royal Navy nannte diesen Hafen ›HMS Pearfowl‹, die Seeleute sagten ›HMS Piss-up‹. Diese Mole ging damals weit raus. Und da lagen so viele Versorgungsschiffe und U-Boote, daß man auf ihnen gerade über die Bucht hätte laufen können.«

»Wie lange ist das her?« sagte Bernstein. Er blies Rauch aus und spuckte einen Tabakskrümel aus, der ihm an der Lippe hängengeblieben war.

»Ende des Krieges. U-Boote, wohin man blickte. Diese asphaltierte Fläche da war der Exerzierplatz, den die Tommys das ›Achterdeck‹ nannten. Die Briten haben's mit dem Marschieren, Exerzieren und Salutieren. Sie machen es, wenn's was zu feiern gibt, zur Strafe, zum Gebet, zum Essenfassen. Sie machen es im Regen, im Sonnenschein und im Schnee, vormittags und nachmittags, sogar am Sonntag. Das hier ... wo wir jetzt sind, war das Kino. Diese Betonblöcke an den Straßen sind die Fundamente, auf denen die Nissenhütten standen, eine Reihe nach der anderen.«

»Und Öfen vielleicht?« sagte Bernstein. Er klemmte sich die Zigarette zwischen die Lippen, während er das Wasser der Bucht mit einem Nachtglas absuchte.

»Ich kann kaum glauben, daß alles weg ist. Während des Krieges waren hier bestimmt nicht weniger als achttausend Mann stationiert, einschließlich der Leute in den Werkstätten am anderen Ufer der Bucht.«

»Ich habe nie gewußt, daß Sie Seemann sind, Bret.«

»Ich bin nur fünfundzwanzig Minuten lang zur See gefahren«, sagte Bret. Er schämte sich noch immer, wegen Dienstuntauglichkeit entlassen worden zu sein. Der U-Boot-Kapitän, der vom Kurs abweichen mußte, um ihn an Land zu setzen, hatte ihn ärgerlich als zweiten Jonas bezeichnet. Bret, der sich älter gemacht hatte, als er war, um sich anmustern lassen zu können, hatte die Bezeichnung nie vergessen, irgendwie hing sie ihm noch immer an.

»Fünfundzwanzig Minuten. Ja, solange wie ich Buddhist war. Vielleicht war es lange genug.«

»Ich habe nie den Glauben verloren«, sagte Bret.

»Waren Sie bei der US-Marine?« sagte Bernstein, der sich fragte, ob Bret vielleicht schon damals bei den Briten gedient hatte. »Nein, bei den U-Booten«, sagte Bret verdrießlich. »Ich bin mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet worden.«

»Schweineboote, was?« sagte Bernstein, Interesse heuchelnd, um den älteren Mann zu besänftigen. »Unterseeboote, nicht Schweineboote. Unterseeboote.«

»Na, jetzt haben Sie's wieder mit einem Unterseeboot zu tun, und das gehört den Russkis«, sagte Bernstein. Er sah auf die Uhr. Es war ein veraltetes Modell mit grünleuchtenden Zeigern. Auch diese Uhr hatte er angeschafft, als er anfing, Überwachungsaufgaben zu übernehmen.

Auf die unausgesprochene Frage sagte Bret: »Sie haben sich verspätet, aber sie werden kommen. So machen sie es immer.«

»Hier? Immer hier?«

»Es ist nicht so leicht, einen Ort zu finden, wo man ein U-Boot so nahe an die Küste heranbringen kann; einen Ort, wo eine Landratte ein Schlauchboot ins Wasser bringen kann, ohne daß es gleich vollläuft; einen Ort fern von Schiffahrtsstraßen und Siedlungen.«

»Jedenfalls sind sie schon verdammt spät dran. In welchem Wagen kommen sie?« fragte Bernstein, noch immer durch das

Nachtglas spähend. »Im Lada? Vielleicht in einem von diesen Zweitaktern?«

»Dazu tiefes Wasser«, erklärte Bret. »Und Sand und feiner Kies. Ein Grund, der einem nicht gleich den Bauch aufreißt, wenn man ihn irgendwo berührt. Ja, die werden hierher kommen. Das hier ist einer der wenigen Landeplätze, wo die Sowjets wagen würden, nachts mit einem U-Boot einzulaufen.«

»Nehmen Sie mal das Glas. Ich glaube, ich habe eine Bewegung auf dem Wasser gesehen.« Er reichte ihm den Feldstecher. »Hinter dem Ende der Mole.«

»Vergessen Sie's. Da wird nichts zu sehen sein. Die tauchen erst auf, wenn sie das Signal kriegen, und das Signal kriegen sie erst, wenn ihre Passagiere da sind.«

»Beschatten denn die Briten die nicht mit Sonar oder Radar oder was sie sonst haben?«

»Natürlich nicht. Das könnte man zwar tun, aber dabei besteht die Gefahr, daß den Russen ihre Abwehrvorrichtungen verraten, daß man ihnen auf der Spur ist. Besser, sie wissen nicht, daß wir auf sie gefaßt sind.«

»Möglich.«

»Ich hätte die Marine bitten können, ihnen mit einem Kriegsschiff nachzuspüren, aber damit hätten wir sie vielleicht vergrault. Machen Sie sich keine Sorgen, die kommen schon noch.«

»Aber warum kein Flugzeug, Bret? U-Boote! Du lieber Himmel, das ist ja noch wie Das Geheimnis in den Dünen.«

»Flugzeuge? Wir sind hier nicht in Vietnam. Flugzeuge machen Lärm und sind auffällig und viel zu riskant für eine so wichtige Sache.«

»Und wohin bringen sie sie von hier aus?«

»Irgendwas Nahegelegenes. Ostdeutschland. Saßnitz hat einen U-Boot-Hafen. Von dort aus könnte sie die Eisenbahnfähre nach Stockholm nehmen. Dann ein Flugzeug

nach Berlin.«

»Ganz schöner Umweg. Warum nicht einfach den Zug von Saßnitz nach Berlin?«

»Die machen nichts einfach. Die leiten ihre Leute immer so weit wie möglich durch den Westen. Das sieht besser aus«, sagte Bret. »Ich gehe jetzt zum Wagen, telefonieren. Vom Augenblick ihrer Abfahrt in London an folgt ihnen ein Wagen.« Bernstein verzog sein Gesicht. Sein Vertrauen in die britischen Sicherheits- und Nachrichtendienste bis herunter zu deren Fähigkeit, unauffällig einem Wagen zu folgen, war sehr gering. Bret Rensselaer ging die Straße zurück und stieg die zerbrochene Treppe zu der Stelle hinauf, wo er seinen Wagen geparkt hatte. Der stand versteckt hinter der einzigen noch verbliebenen Mauer des Lazarettts, wo Bret 1945 unrühmlich vom Kapitän seines U-Bootes eingeliefert worden war, nachdem er bei einer Patrouille im Atlantik von einer Leiter gefallen war. Ehe er in den Wagen stieg, warf er einen Blick auf die Bucht hinaus. Das Wasser war wie schwarzer Sirup, und der Horizont wurde nun, da der Sturm abzog, heller. Er seufzte, schloß die Tür auf und rief den anderen Wagen an: »Johnson?« Er antwortete sofort: »Hier Johnson.«

»Boswell. Wo zum Teufel stecken Sie?«

»Es hat ein bißchen Ärger gegeben, Boswell. Unsere Freunde hatten einen kleinen Zusammenstoß mit einem anderen Wagen.«

»Jemand verletzt?«

»Nein, aber ein heftiger Streit darüber, wer betrunken war. Sie haben nach der Polizei geschickt.«

»Wie weit weg sind Sie?«

»Ungefähr eine Autostunde.«

»Sorgen Sie dafür, daß unsere Freunde weiterkommen. Egal wie. Sie haben doch einen Polizeibeamten dabei, oder?«

»Ja, er ist hier.«

»Lassen Sie ihn die Sache machen. Aber dalli.«

»Zu Befehl, Boswell.«

»Und rufen Sie zurück, sobald sie losfahren. Ich warte im Wagen.«

»Zu Befehl.«

Das Freizeichen ertönte, und Bret steckte das Telefon in seinen Schlitz. Als er auf sah, erblickte er Bernstein neben dem Wagen. »Steigen Sie ein, und wärmen Sie sich«, sagte Bret. »Noch eine Stunde. Mindestens noch eine Stunde.«

Bernstein stieg in den Wagen und setzte sich zurecht. »Ist alles in Ordnung? Es fängt an zu regnen.«

Bret sagte: »Ich habe damit gerechnet, gelegentlich den Briten den Arsch wischen zu müssen, aber daß ich auch den Russkis damit würde dienen müssen, das habe ich nicht erwartet.«

»Bei dieser Sache sind Sie's doch, der die Fäden in der Hand hat, Bret. Ich hoffe, daß Sie wissen, was Sie tun.«

»Wenn ich das weiß«, sagte Bret, »bin ich der einzige.« Er schaltete die Zündung und die Heizung an.

»Wem gehört denn dieser Laden heutzutage?« fragte Bernstein und betrachtete die verlassenen Ziegelbauten, die einst die Stützpunktverwaltung beherbergt hatten.

»Der britischen Admiralität, noch immer.«

»Ganz schöne Chuzpe von diesen Russen.« Er griff in die Tasche.

»Uns paßt das«, sagte Bret. »So wissen wir, wo wir sie zu suchen haben.« Er hob warnend die Hand. »Nicht rauchen, bitte, Sylvy. Das reizt meine Nebenhöhlen.«

Bernstein konnte die Hände nicht stillhalten, während er überlegte, ob es besser wäre, draußen in der eisigen Kälte zu rauchen oder im Warmen an Entzugserscheinungen zu verzweifeln. Bret beobachtete, wie er schließlich die Hände zusammenlegte und sagte, nach fünf oder mehr Minuten der Stille und des Schweigens: »Alles in Ordnung?« Bernstein sagte: »Ich habe meditiert.«

»Entschuldigung.«

»Schon gut.«

Bret sagte: »Sind Sie wirklich mal auf Buddhismus abgefahren?«

»Ja. In Vietnam. Zen-Buddhismus. Ich habe da mit einem schönen Mädchen aus Kambodscha zusammengelebt, die mir das Meditieren beigebracht hat. Ich fand das wirklich großartig.«

»Sie sind doch Jude.«

»Die Glaubenslehren schließen einander nicht aus«, sagte Bernstein. »Das Meditieren hat mir in der Gefangenschaft geholfen.«

»In der Gefangenschaft bei den Vietcong?«

»Nur ungefähr zwölf Stunden. Ich wurde verhört.« Er schwieg einen Augenblick, als verursachte es ihm Schmerzen, auch nur davon zu reden. »Es war dunkel, als ich wieder zu Bewußtsein kam, und ich konnte mich losmachen und bin abgehauen, durch den Dschungel.«

»Das wußte ich nicht, Sylvvy.«

»Ach, wer will denn noch was von Vietnam hören? Die Jungs, die da gekämpft haben, sind von jedem in den Dreck gezogen worden, vom Weißen Haus bis zu den liberalen Zeitungen. Und das ist schon verdammt weit runter. Deshalb bin ich nach Europa ausgewandert.«

»Sehen Sie sich diese Blitze an. Schlimmes Wetter da draußen. Würden Sie gerne in See gehen heute nacht?«

»Sie hat sich bis zuletzt mit diesem Kennedy getroffen.« Bret drehte den Kopf mit einer abrupten Bewegung, die seine Überraschung verriet. »Sie hat geschworen, daß sie Schluß gemacht hätte.«

»Wie viele Ehemänner schicken ihren Frauen ein Dutzend dunkelroter langstieliger Rosen mit einem Billett, das sie zum Tee bittet?«

»Sind Sie sich dessen sicher?«

»Blumengeschäfte sind sichere Quellen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Bret, zeitweilig, wenn ich nichts anderes kriegte, habe ich auch in Scheidungsangelegenheiten ermittelt. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen wahrscheinlich den Kassenzettel für diese Rosen besorgen.«

»Wir werden uns diesen Kennedy mal vornehmen müssen«, sagte Bret.

»Beim letzten Mal haben wir nichts gefunden. Wir haben seinen beruflichen Werdegang und seine Militärdienstzeit unter die Lupe genommen. In der Klinik, wo er arbeitet, gilt er als fleißig und zuverlässig. Jedenfalls ist's inzwischen doch schon ein bißchen zu spät, nicht?« sagte Bernstein. »Sie ist schon unterwegs.« Bret sah ihn an. Er hatte ihm nur erzählt, was er unbedingt wissen mußte, aber Sylvy Bernstein war ein alter Hase. Er wußte, was lief in der Welt der Nachrichtendienste. »Trotzdem müssen wir Bescheid wissen«, sagte Bret. »Komischer Zufall, wie Kennedy da auf der Waterloo Station ihre Bekanntschaft gemacht hat, finden Sie nicht?« Bernstein rieb sich das Kinn. Sein Bart war borstig, und er hätte sich gern rasiert. »»Serendipitistisch« nennt man solche unwahrscheinlichen Zufälle, wie ich mal in einem Buch gelesen habe.«

»Sie ist eine sehr attraktive Frau«, sagte Bret, womit er wiederholte, was Bernstein ihm schon unzählige Male gesagt hatte, und verwarf den Verdacht, Kennedy könnte Fionas Bekanntschaft aus anderen Gründen gesucht haben. »Und er ist ein echt lockerer Therapeut. Aber ist er der Typ, der sich auf Bahnhöfen an die Damen heranmacht?« Bret konnte sich noch immer nicht damit abfinden. »Es waren besondere Umstände, Sylvy. Kennedys Tochter war ihm fortgelaufen. Sie haben doch mit dem Bahnpolizisten gesprochen. Er sagte ...«

»Okay, okay. Tatsächlich war sie die Tochter seines Veters, und Kennedy ist Kanadier. Es wird nicht ganz leicht sein, ihn

gründlich zu überprüfen. Und ein Typ, der einem Polizisten einen falschen Namen nennt, hat mutmaßlich schon einer ganzen Menge anderer Leute falsche Namen genannt. Aber warum sollte ich mir einen Auftrag wegdiskutieren? Ich brauche das Geld.«

»Wir sollten ihn uns wirklich mal genau ansehen, Sylvy«, sagte Bret, als sagte er das zum ersten Mal. Die erste flüchtige Überprüfung hatte nichts Belastendes zum Vorschein gebracht, aber Ausländer, insbesondere solche, die viel herumreisten, waren manchmal nicht leicht zu durchleuchten. Vielleicht hätte er von Anfang an auf eine gründlichere Untersuchung dringen sollen, aber die Entdeckung von Fionas ehelicher Untreue hatte ihn so schockiert, daß er die offenbar gebotene Überprüfung der Identität des Ehebrechers vernachlässigt hatte. Und doch mußte ihn diese selbstverständlich interessieren. Wenn der KGB sie auf eine Spitzenposition bringen wollte, durfte man voraussetzen, daß sie jemanden in ihre Nähe manövrieren würden. So nahe wie möglich: einen Liebhaber! So hatten doch bekanntlich die Gehirne des KGB immer funktioniert. Bret sagte: »Machen Sie eine komplette Überprüfung, Geburtsurkunde, der kanadische Polizeicomputer, auch Washington. Überprüfen Sie noch einmal die Unterlagen über sein Medizinstudium und seinen Militärdienst. Lassen Sie jemanden seine Nachbarn, Kollegen, Freunde und Verwandten ausfragen. Das ganze Programm. Wenn Sie das machen, kriegen wir die Ergebnisse schneller, als wenn ich mich auf dem Dienstweg darum bemühe.«

»Wonach soll ich suchen?«

»Herr im Himmel, Sylvy! Angenommen, wir entdecken, daß dieser Kennedy ein KGB-Spitzel ist?«

»Okay, ich mache so schnell, wie ich kann, Bret, aber wenn man solche Sachen zu beschleunigen versucht, läßt man sich in die Karten sehen, und ich weiß, daß Sie das nicht wollen.«

»Ein Dutzend roter Rosen«, sagte Bret. »Naja, vielleicht

waren sie ja von ihrem Vater oder ihrer Schwester.«

»Ich glaube, ich werde mir mal ein bißchen die Beine vertreten«, sagte Bernstein. Er mußte jetzt unbedingt eine rauchen.

# 12

*London, Mai 1983*

Fionas Desertion, die das Department so zu verbergen wußte, daß kein Wort davon über Presse oder Fernsehen an die Öffentlichkeit drang, verursachte gleichwohl eine Sensation in ihrer näheren Umgebung.

Von denen, die an jenem Tag im Department arbeiteten, war Bret der einzige, der die wahre Geschichte ihres Verschwindens kannte. Als Vertretung für seine Sekretärin hatte er vorübergehend eine neunzehnjährige blonde Verwaltungsbeamtin namens Gloria Kent zu seiner Verfügung. Bret hatte es einzurichten gewußt, daß er diese noch in der Ausbildung stehende, aber auffallend attraktive Aushilfskraft bekam, und ihre Anwesenheit war Balsam für sein noch immer durch die Flucht seiner Frau gekränktes Selbstwertgefühl. Gloria war allein in seinem Büro, als die Meldung von der Verhaftung Bernard Samsons in Ost-Berlin kam. Sie war entsetzt.

Gloria Kent schwärmte wie ein Schulmädchen für Bernard Samson, seitdem sie ihn zum ersten Mal im Büro gesehen hatte. Vielleicht war ihr anzusehen, wie sehr die Nachricht sie erschreckt hatte, denn als sie die Meldung an Bret Rensselaer weitergab, sagte dieser nach einem gemurmelten Fluch: »Mr. Samson wird da schon wieder rauskommen.«

»Wer wird es seiner Frau sagen?« sagte Gloria. »Setzen Sie sich«, sagte Bret. Gloria setzte sich. Bret sagte: »Nach unseren letzten Informationen ist Mrs. Samson ebenfalls in Ostdeutschland.«

»Sein Wagen steht voller Strafmandate an einer Parkuhr.« Bret ging auf diese Komplikation nicht ein. »Das darf nicht im ganzen Büro herumgetratscht werden, Miss Kent. Ich sage es Ihnen, weil ich Ihre Mitarbeit brauche, um Ängste zu beschwichtigen und alberne Gerüchte aus der Welt zu

schaffen.« Er blickte sie an. Sie nickte. »Wir werden annehmen müssen, daß Mrs. Samson zum Feind übergelaufen ist, aber ich habe keine Ursache zu glauben, daß ihr Mann in ihre Aktivitäten eingeweiht war.«

»Was wird aus ihren Kindern?«

Bret nickte. Miss Kent kapierte schnell, gerade dieses Problem beschäftigte auch ihn. »Ein Kindermädchen ist bei ihnen. Ich habe versucht, Mrs. Samsons Schwester, Tessa Kosinski, telefonisch zu erreichen, aber bei ihr zu Hause meldet sich niemand.«

»Soll ich hingehen und an die Tür klopfen?«

»Nein, für so was haben wir unsere Leute. Hier ist die Telefonnummer. Versuchen Sie sie von Zeit zu Zeit. Die Büronummer ihres Mannes finden Sie in meinem ledernen Notizbuch unter der Firma Kosinski International Holdings. Fragen Sie ihn, ob er weiß, wo seine Frau sich aufhalten könnte. Sagen Sie ihm nichts weiter, als daß beide Samsons von Einsätzen im Ausland verspätet zurückkehren werden. Ich gehe jetzt zum Haus der Samsons. Rufen Sie mich dort an, und berichten Sie mir, was sich tut. Und sagen Sie dem Diensthabenden in der Waffenkammer, daß ich gleich runterkomme und eine Handfeuerwaffe brauche.«

»Ja, Sir.« Sie kehrte in das Büro zurück und begann zu telefonieren. Die Vorstellung, daß Fiona Samson zu den Kommunisten übergelaufen sein sollte, war für sie zu ungeheuerlich, als daß sie sich alle Konsequenzen des Ereignisses hätte vergegenwärtigen können. Jeder im Department hatte den stetigen Aufstieg Fiona Samsons verfolgt. Sie war in jeder Hinsicht ein Vorbild, einer jener seltenen glücklichen Menschen, die keinen falschen Schritt taten. Es war unmöglich, sie nicht zu beneiden: eine schöne Frau aus reicher Familie, die Oxford beeindruckt hatte. Dazu eine ausgezeichnete Köchin, bezaubernde Gastgeberin, Mutter zweier entzückender Kinder und Gattin des wunderbar

unkonventionellen Bernard Samson, den Gloria insgeheim begehrte. »Jaa?« kam eine undeutliche und verschlafene Stimme. »Ahhh. Wie spät ist es? Wer ist da?«

Es war Tessa, die gern bis elf Uhr schlief. Das Telefon hatte sie geweckt. Gloria teilte ihr mit, daß Mr. und Mrs. Samson aus unvorhersehbaren Gründen im Ausland festgehalten werden würden. Wäre es Mrs. Kosinski möglich, die Kinder in ihre Obhut zu nehmen? Sie versuchte, die Frage sehr beiläufig anzubringen. Es bedurfte einiger Augenblicke, bis Tessas Befürchtung, ihre Schwester sei bei einem Unfall verletzt worden, entkräftet war, aber Glorias Charme war dieser Aufgabe durchaus gewachsen, und Tessa kam bald zu der Überzeugung, daß sie Näheres am ehesten erfahren würde, wenn sie gleich das Haus der Samsons aufsuchte und dort Bret Rensselaer befragte.

In aller Eile badete Tessa, legte Make-up auf, fand die kameliengeschmückte Chanel-Kappe, die sie immer trug, wenn sie einen unfrisierten Kopf zu verbergen hatte, und warf sich eine Jacke mit Schottenmuster über die Schultern. Sie schaute in das Arbeitszimmer hinein, wo ihr Mann die Börsenkurse am Bildschirm studierte, und berichtete ihm das wenige, was sie wußte.

»Alle beide? Was soll denn das nun wieder?« sagte er. »Keiner von beiden hat sich bei mir auch nur abgemeldet«, sagte Tessa.

»Die erzählen einem nie etwas.« George hatte sich an die Verschwiegenheit der Familie seiner Frau inzwischen gewöhnt. »Die ganze Sache ist mir irgendwie verdächtig«, sagte Tessa. »Daß da irgendwas im Busch war, habe ich gleich geahnt, als Fiona mich gebeten hat, auf ihren Pelzmantel aufzupassen.«

»Gibt es irgendwas zum Lunch?« fragte George.

»Hausgemachtes Hühnerfrikassee in der Gefriertruhe.«

»Ist das noch gut? Es ist von 1981.«

»Ich habe Stunden dafür gebraucht«, sagte Tessa beleidigt,

daß ihre seltenen Gastspiele im Haushalt nicht geschätzt wurden. Als Tessa das Haus der Samsons erreichte, rollten dort eben zwei kräftig gebaute Männer, die Bret unterstanden, die Overalls zusammen, die sie getragen hatten, als sie zwischen den Dielenbrettern forschten und jeden Zoll der verstaubten Bodenkammer inspizierten. Bret Rensselaer stand im schwarzen Trenchcoat vor dem Kamin. Er trank seinen Kaffee aus.

Er war Tessa erst kürzlich in Whitelands begegnet und kam gleich zur Sache: »Mrs. Samson hat einen Ausflug nach Osten gemacht.« Er stellte seine Tasse auf den Kaminsims. »Inzwischen brauchen die Kinder jemanden, der sie beruhigt ... Das Kindermädchen scheint die ganze Sache sehr gefaßt zu nehmen, aber Ihre Anwesenheit könnte doch sehr hilfreich sein.« Bret hatte darauf bestanden, daß Fiona ein zuverlässiges Mädchen einstellte, die einer Sicherheitsprüfung standhalten würde. Das Mädchen, das sich gegenwärtig um die Kinder kümmerte, war Tochter eines Polizeinspektors. Ab und zu hatte Fiona bemängelt, daß sie als Kindermädchen nicht viel taugte, aber jetzt zahlte Brets Vorsorge sich aus.

»Natürlich«, sagte Tessa. »Ich werde tun, was ich kann.«

»Vorläufig tappen wir noch ziemlich im dunkeln«, sagte Bret. »Aber was immer sich herausstellen mag, es wird jedenfalls keinen offiziellen Kommentar dazu geben. Wenn irgend jemand von der Presse oder sonst ein Spinner anruft, geben Sie sich als die Haushälterin aus, lassen sich ihre Telefonnummer geben und rufen sofort mein Büro an.« Er sagte Tessa nicht, daß das Telefon abgehört und das Haus von zwei bewaffneten Männern bewacht wurde für den Fall, daß Moskau versuchen sollte, die Kinder zu entführen.

Eins der Kinder, Billy, kam aus der Küche, wo das Kindermädchen Eier und Würstchen zum Lunch briet. »Hallo, Tantchen Tess. Mami macht Urlaub.«

»Ja, ist das nicht schön«, sagte Tessa und beugte sich nieder,

ihn zu küssen. »Wir werden uns hier auch großartig amüsieren.« Billy stand da und sah Bret an, und dann nahm er sich ein Herz und sagte: »Kann ich mir mal Ihre Kanone angucken, Sir?«

»Was?« sagte Bret, der sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen ließ, verdutzt.

»Nanny sagt, Sie haben eine Kanone in der Tasche. Deshalb ziehen Sie den Regenmantel nicht aus.«

Bret befeuchtete sich nervös die Lippen, aber noch ehe ihm eine Antwort einfiel, erschien die siebenjährige Sally und packte Billy am Arm. »Nanny sagt, du sollst zum Lunch kommen.«

»Na, dann kommt, Kinder«, sagte Tessa. »Wir werden gemeinsam essen. Zum Tee führe ich euch dann aus, irgendwohin, wo's schön ist.« Sie lächelte Bret an, und Bret nickte beifällig und anerkennend.

»Ich muß bald weg«, sagte Bret. Irgendwo hatte er gehört, daß Tessa Kosinski harte Drogen nahm, aber heute schien sie vollkommen normal zu sein, Gott sei Dank.

Die Nanny servierte das Essen im Speisezimmer. Den großen, polierten Tisch hatte sie für vier Personen gedeckt, als ahnte sie, daß Tessa zum Essen bleiben würde.

Nachdem die beiden Techniker ihre Geräte zusammengepackt hatten und gegangen waren, sah sich Bret in aller Eile auf eigene Faust im Hause um. Oben an Fionas Seite des Doppelbetts lag, ordentlich gefaltet, ein Nachthemd für sie auf dem Kopfkissen. Auf dem Nachttisch sah er ein Buch aus der Bibliothek des Departments. Er blätterte darin und fand eine bunte Ansichtskarte – Reklame für einen Frisier- und Schönheitssalon an der Sloane Street – als Lesezeichen. Er blieb einen Augenblick lang da stehen und genoß die Intimität, in ihrem Schlafzimmer zu sein. Unter Sicherheitsaspekten gab es dort nichts, was ihn irgendwie beunruhigte. Die Samsons waren schon seit langem für das Department tätig, sie waren

vorsichtige Leute. Als er die Haustür hinter sich zuzog, hörte Bret Bill mit Nachdruck sagen: »Na, ich will jedenfalls wetten, daß er schon einen Haufen Leute erschossen hat.«

Bernard Samson war in einem Biergarten in der Nähe des Müggelheimer Damms verhaftet worden. Der Wald erstreckte sich bis hinab ans Ufer des Müggelsees. An die tausend betrunkene Männer, die den Vatertag feierten, hatten für das Gedränge und die Verwirrung gesorgt, die es Bernard und seinem engsten Freund Werner Volkmann ermöglichten, zwei Flüchtlingen fortgeschrittenen Alters über die Grenze nach Westen zu verhelfen. Das war kein einfacher Akt der Menschenfreundlichkeit gewesen: Einer der Flüchtlinge war ein Agent des Departments. Werner und die anderen waren dank eines von Bernard inszenierten Ablenkungsmanövers davongekommen. Eine tapfere Geste, aber Bernard hatte inzwischen schon reichlich Zeit gehabt, seine Tollkühnheit zu bereuen. Sie hatten ihn in ein Büro im obersten Geschoß des riesigen Bürogebäudes des Ministeriums für Staatssicherheit an der Frankfurter Allee gesperrt. Dieses Büro war nicht wie die Zellen im Keller, aus denen manche Gefangene nie wieder zum Vorschein kamen, aber die schwere Tür und die Gitter an den Fenstern sowie die Schwierigkeit, aus der obersten Etage eines Gebäudes, wo es auf jeder Etage spähende Kameras und bewaffnete Posten gab, ins Erdgeschoß hinunterzugelangen, reichten aus, jeden, der nicht vollkommen wahnsinnig war, von Fluchtversuchen abzuhalten. Bernard war von einem liebenswürdigen KGB-Offizier namens Erich Stinnes vernommen worden. Er sprach das gleiche berlinisch gefärbte Deutsch, mit dem Bernard aufgewachsen war, und in vieler Hinsicht stimmten die Anschauungen der beiden Männer überein. »Wer kriegt die Beförderungen und die dicken Gehälter? Bürohengste, die die richtigen Beziehungen zu den richtigen Bonzen haben«, sagte Stinnes erbittert. »Sie können von Glück sagen, daß Ihnen nicht immer und überall die

verdammte Partei in die Quere kommt.«

»Haben wir auch«, sagte Bernard. »Bei uns heißt es Eton und Oxbridge.«

»Soll das etwa ein Arbeiter- und Bauernstaat sein?«

»Wird diese Unterhaltung aufgenommen?« fragte Bernard.

»Damit sie mich zu Ihnen ins Gefängnis setzen? Halten Sie mich für verrückt?«

Es war die weiche Tour, nach der man gewöhnlich von einem brutalen, abgebrühten Typen in die Mangel genommen wurde, aber Stinnes erwartete einen KGB-Oberst aus Moskau, der sich dann als Fiona Samson aus London entpuppen sollte. Zu dieser Zeit kamen Bernard Samson schon erste Vermutungen, was geschehen würde. Einige der Hinweise, die Bret Rensselaer der anderen Seite so listig zugespielt hatte, waren auch dem zunehmend besorgten Bernard nicht entgangen. Die Entdeckung, daß seine Frau ein Oberst des KGB war, erschien Bernard als ein Verrat von so ungeheuren Dimensionen, daß ihm dabei körperlich übel wurde. Aber die Wirkung dieser Entdeckung und das dadurch verursachte Leiden kamen schließlich dem gleich, das andere Männer bei der Entdeckung leiden mußten, daß ihre Frau sie mit einem anderen Mann betrügt. Für jeden gibt es eine Schwelle, über die hinaus der Schmerz nicht steigt.

Für Fiona kam zum eigenen Schmerz das Schuldgefühl, dem Mann, der sie liebte, Schmerz zuzufügen. Sie war sehr müde – und hatte nach der Reise rasende Kopfschmerzen – an dem Morgen, da ihr Bernard vorgeführt wurde. Es war eine Prüfung – vielleicht die härteste überhaupt – ihrer Fähigkeit, ihrer Überzeugung und ihrer Entschlossenheit, ihre Rolle auch dann weiterzuspielen, wenn sie Bernards Haß und Verachtung gegenübermaß.

Schmutzig und unrasiert brachte ihn ein Wächter herein. Seine Augen starrten sie auf eine Weise an, die ihr ganz fremd war. Es war ein grauenhafter, haßerfüllter Blickwechsel, aber

sie spielte ihre Rolle, entschlossen, Bernard keinen Hoffnungsschimmer sehen zu lassen. Nur seine Verzweiflung konnte sie schützen. Es stand ein Tablett mit einer Kaffeekanne und Tassen auf dem Schreibtisch, aber Kaffee wollte Bernard nicht. »Gibt's denn in diesem Büro nichts zu trinken?« fragte er. Sie fand eine Flasche Wodka und gab sie ihm. Er goß ihn in eine Tasse und nahm einen großen Schluck. Armer Bernard. Sie fürchtete plötzlich, dies könnte der Anfang eines langwährenden Besäufnisses sein. »Du solltest weniger trinken«, sagte sie. »Du machst es einem nicht gerade leicht«, sagte er. Er lächelte grimmig und schenkte sich wieder ein.

»Der D.G. wird dir natürlich raushelfen«, sagte sie gelassener, als ihr zumute war. »Du kannst ihm sagen, daß die offizielle Linie hier sein wird, nichts über meinen Seitenwechsel verlauten zu lassen. Ich nehme an, das wird ihm ganz recht sein nach all den Skandalen, die das Department im vergangenen Jahr durchgemacht hat.«

»Ich werde es ihm sagen.«

Sie beobachtete ihn, er war ganz grün geworden. »Schnaps auf nüchternen Magen ist dir noch nie bekommen«, sagte Fiona. »Ist dir schlecht? Brauchst du einen Arzt?«

»Zum Kotzen finde ich nur dich«, sagte er.

Sie konnte es nicht länger ertragen. Sie drückte einen Knopf unter dem Schreibtisch, und der Wächter kam, um ihren Mann abzuführen. Wider alle Disziplin und wider besseres Wissen entfuhr es ihr: »Lebewohl, Liebling. Kriege ich einen letzten Kuß?«

Aber Bernard dachte, sie wollte ihn verhöhnen. »Nein«, sagte er und wandte sich ab.

Sobald Bernard durch den Checkpoint Charlie geschleust und nach West-Berlin entlassen worden war, gab Fiona vor, ausruhen zu müssen, und kehrte in das Hotel zurück, wo man sie fürs erste untergebracht hatte. Sie nahm ein langes, heißes Bad, zwei Schlaftabletten und ging zu Bett. Sie schlief rund um

die Uhr. Als sie endlich erwachte, glaubte sie für einen Augenblick, daß alles ein schrecklicher Traum gewesen, daß sie daheim in London und ihr Leben in Ordnung sei. Sie zog die Bettdecke übers Gesicht und verweilte, ohne sich zu rühren, während sie sich allmählich mit der bizarren Welt abfand, in die sie geraten war.

Nach der schrecklichen Begegnung mit ihrem Mann wurde für Fiona der Einstieg und das Einleben in Ost-Berlin erträglicher. Die Verhöre schienen sich endlos hinzuziehen, aber Bret Rensselaer hatte an so ziemlich alles gedacht, und die vorbereiteten Antworten schienen die Männer, die die Fragen stellten, zu befriedigen.

Der Personalchef des KGB hatte sich große Mühe gegeben, es ihr so behaglich wie möglich zu machen, und das winzige Apartment mit dem harten Bett und der altmodischen Küche war schätzenswert genug, wenn man bedachte, daß man in der Hauptstadt der DDR normalerweise zu mehreren in einem Zimmer hauste und Küche sowie Toilette mit anderen Parteien teilen mußte.

Ihr Büro in der KGB-Stasi-Kommandozentrale war hell, es lag ein Schaffellteppich darin, und der Kiefernholzschreibtisch war aus Finnland importiert, was man als Statussymbol verstand. Wichtiger noch war, daß man ihr einen fünfzigjährigen Sekretär namens Hubert Renn zugeteilt hatte, der fließend Russisch, etwas Französisch sowie ein bißchen Englisch sprach und die Diktate mitstenografierte. Renn war überzeugter Kommunist, ein Typus, den nur Berlin hervorgebracht hat und der inzwischen fast ausgestorben war. Er war der Sohn eines Maurers und mit fünfzehn Geschwistern in drei Zimmern einer Mietskaserne an einer mit Kopfsteinen gepflasterten Passage im Wedding aufgewachsen. In den zwanziger Jahren war der Rote Wedding so durch und durch kommunistisch gewesen, daß sogar die Verwaltung des Wohnblocks in den Händen von Parteifunktionären gelegen

hatte. Renns Mutter war Mitglied des ISK, Internationalen Sozialistischen Kampfbunds, gewesen, einer sozialistischen Splittergruppe, deren strenge Sitten den Mitgliedern Verzicht auf Alkohol, Tabak und Fleisch vorschrieben. Die Mitgliedschaft endete allerdings mit ihrer Verheiratung, denn nur Vollzeitarbeiter konnten dem ISK angehören. Klein, beweglich, unterernährt und immer kampfbereit, war Renn überdies auch tüchtig. Typisch für seine Bedürfnislosigkeit und praktische Lebenseinstellung war, daß er eine Sammlung von Sicherheitsnadeln, Stecknadeln und sogar eine Nähadel für alle Fälle unter den Revers seines Jacketts stets bei sich trug.

Als Fiona ihrem neuen Sekretär zum ersten Mal begegnete, hatte sie das Gefühl, ihn schon von irgendwoher zu kennen. Dieser Vertrautheit lag aber nur ihre Erinnerung an alte Fotos zugrunde, die Leute in den Straßen von Berlin zeigten. Unabhängig von diesem Gefühl sollte sie bald entdecken, daß trotz dieser Ähnlichkeit Renn niemandem glich, dem sie je im Leben begegnet war. Mit seinem dicken Hals, seinem trotzigen roten Gesicht, seinen ruinösen Zähnen und dem kurzgeschnittenen Haar hätte er einem Stück von Brecht entsprungen sein können. Der kleine Hubert Renn hatte die erste Unterweisung in den Prinzipien des Marxismus-Leninismus erhalten, als er noch in der verbeulten Zinnbadewanne lag, die ihm auch als Kinderbett dienen mußte. Der ISK, der ein Kampfbund nicht nur dem Namen nach war, verwarf Marxens Theorie von der Unvermeidlichkeit des Zusammenbruchs des Kapitalismus. Die absolute Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes war Gegenstand endloser Diskussionen der Eltern gewesen, solange er denken konnte. Nach einer solchen Erziehung gab es für Renn auf dem Gebiet linker Phraseologie nichts mehr dazuzulernen. Selbst Pawel Moskwin, ein brutaler Kerl mit Rückendeckung aus Moskau, mit dem Fiona an diesem Morgen aneinandergeraten war, kam bei politischen Diskussionen gegen Renn nicht an.

Aber Renn machte keine schönen Worte über den »Deutschen Weg zum Sozialismus« oder verschwendete seine Zeit auf Diskussionen, warum auf dem entscheidenden Parteitag 1946 die erklärten Ziele der Partei an Marx und Engels und nicht an Lenin und Stalin orientiert worden waren. Renn, der diesen historischen Parteitag miterlebt hatte, fragte statt dessen nur etwas schelmisch, weshalb man diesen im Admiralspalast abgehalten habe, der eigentlich doch als Operettentheater berühmt sei. Mein Vater war Anarchist, sagte er einmal, als sie von Abweichlern sprachen, zu Fiona. Und das war der Schlüssel zu Renns Charakter, denn in seiner Seele war auch Renn Anarchist. Fiona fragte sich, ob er das nicht selber merkte. Vielleicht war es ihm inzwischen egal. Von denen, die ihr ganzes Leben lang vergeblich auf das Millennium gewartet hatten, wurden viele zuletzt so fatalistisch. Renns Charakterisierung Pawel Moskwins, »ein brutaler Kerl mit Rückendeckung aus Moskau«, wurde Fiona aus freien Stücken offeriert, noch ehe sie selbst dem Mann begegnete. Und überhaupt nahm Renn kein Blatt vor den Mund, gleichviel, von wem die Rede war. Während der ersten Wochen hatte Fiona den Verdacht, man habe ihr diesen exzentrischen alten Knaben als Agent provocateur ins Büro gesetzt, oder weil sonst keiner mit so einem Sonderling klarkam. Es dauerte aber nicht lange, bis sie begriff, daß die bürokratischen Prozeduren in der DDR das gar nicht vorsahen. Selbst Leute in den höchsten Positionen konnten sich ihre Sekretäre nicht ohne weiteres selbst aussuchen, und der alte Renn wäre als Agent provocateur auch nicht leicht zu führen gewesen. Tatsächlich wurden die Stellen nach einem im Personalbüro vorliegenden Schlüssel ganz routinemäßig besetzt. Ihr Rang gab ihr das Anrecht auf einen Sekretär von Renns Qualifikationen, und Renns bisheriger Chef war eine Woche vor Fionas Ankunft in den Ruhestand gegangen.

Fiona und ihr Sekretär hatten den ganzen Mittwoch in einem

kleinen Konferenzzentrum in der Köpenicker Altstadt verbracht. Sie hatte langen und teilweise erbitterten Auseinandersetzungen zwischen ihren Kollegen zugehört. Führungskräfte der Sicherheitsdienste Polens, der Tschechoslowakei und Ungarns hatten sich dort getroffen, um die noch ziemlich zerstreuten und zersplitterten politischen Reformbewegungen und religiösen Oppositionsgruppen innerhalb des Ostblocks zu erörtern. Übereinstimmung hinsichtlich der Maßnahmen, mit denen solchen Gruppen am besten zu begegnen sei, war nicht leicht zu erzielen. Fiona war sehr zufrieden mit den Informationen, die sie da sammeln konnte. Genau das waren ja die Informationen, auf die es Bret Rensselaer ankam, und die hier geäußerte Besorgnis der kommunistischen Sicherheitsbeauftragten angesichts der Zunahme dieser Oppositions- und Reformbewegungen bestätigte ja Brets Annahme. Sobald eine Verbindung mit London zustande kam, würde sie eine Linie ausgearbeitet haben. Sie ließ sich das Treffen durch den Kopf gehen, während sie auf den Wagen wartete, der sie und ihren Sekretär nach Berlin-Mitte zurückbringen sollte. Die anderen waren von einem Bus aus dem Fuhrpark des Ministeriums abgeholt worden, aber Fiona hatte Anrecht auf einen Dienstwagen. Mehr als irgendwelche sonstigen Requisiten oder Privilegien verlieh der Dienstwagen Status. Und Status zu erlangen war von allerhöchster Wichtigkeit in der DDR. Also warteten sie.

Fiona wanderte zum Fluß hinab, bewunderte die kopfsteingepflasterten Straßen und die winkligen, alten Häuser. Kirche und Rathaus von Köpenick standen von Bäumen umgeben auf einer winzigen Insel der Spree. Auf der nächsten Insel, der Schloßinsel, stand ein reichgeschmückter Bau des 17. Jahrhunderts. In dem prachtvollen Wappensaal dieses Schlosses war gegen Friedrich den Großen wegen Fahnenflucht verhandelt worden. Angesichts der Aussicht, die sich einem hier bot, konnte man nur begrüßen, daß in neuerer

Zeit die Bautätigkeit im Osten der Stadt nicht so rege wie im Westen gewesen war. Köpenick sah noch ziemlich so aus wie an dem Tage, an dem der berühmte Hauptmann dort auftrat und entdeckte, wie gläubig die Deutschen eine Uniform verehren, ganz gleich, wer sie trägt.

Sie hatte gehofft, daß die frische Luft ihr helfen würde, ihr Kopfweh loszuwerden. Diese quälenden Kopfschmerzen waren in letzter Zeit einfach zu oft aufgetreten. Natürlich war das der Streß. Aber erträglicher machte dieses Wissen die Schmerzen nicht.

»Herr Renn«, sagte Fiona. Sie nannte ihn nie beim Vornamen. Renn hatte den Verkehr auf der Brücke beobachtet. Bald würden sich im Osten die Autos überall so stauen wie im Westen schon jetzt. Er sah zu ihr hin. »Habe ich etwas vergessen, Frau Direktor?«

»Nein, Sie vergessen nie etwas. Sie sind der tüchtigste Sekretär im ganzen Ministerium.«

Er nickte. Was sie sagte, stimmte, und er bestätigte es nur. »Vertrauen Sie mir, Herr Renn?« Sie sagte das in der bewußten Absicht, ihn zu schockieren.

»Ich verstehe nicht, Frau Direktor.« Er sah sich um, aber außer ihnen stand niemand am Ufer. Es waren nur Leute auf dem Heimweg von der Arbeit oder vom Einkaufen zu sehen. »Ich kriege die Protokolle der Vormittagssitzungen immer erst am Nachmittag des folgenden Tages. Gibt es dafür einen Grund?«

»Jeder kriegt die Protokolle mit der gleichen Zustellung.« Er lächelte listig. »Wir sind langsam, das ist der einzige Grund.« Ein großer Bus mit Klimaanlage kroch über die Brücke. Blasse japanische Gesichter drückten sich an die grau getönten Scheiben. Aus dem Inneren drangen die schrillen Erläuterungen eines Reiseführers, die bis auf die Worte »Hauptmann von Köpenick« unverständlich blieben. Der Bus fuhr langsam weiter und verschwand hinter den Bäumen.

»Niemand besichtigen sie das Schloß oder das Kunstmuseum«, sagte Renn traurig. »Nur das Rathaus wollen sie sehen. Der Reiseführer wird ihnen von dem Schuhmacher erzählen, der eine Hauptmannsuniform im Leihhaus kaufte, das Kommando über ein paar Soldaten, die gerade Urlaub hatten, übernahm und den Bürgermeister und den Schatzmeister der Stadt einsperrte. Und dann werden sie alle lachen und sagen, was für Dummköpfe wir Deutschen sind.«

»Ja«, sagte Fiona. Trotz des Schlosses und des dunkelgrünen Forstes und der klaren blauen Seen und Flüsse dachte, wenn man von Köpenick redete, jeder nur an den Hauptmann.

»Und das Traurige ist«, sagte Renn, »daß der arme alte Wilhelm Voigt, der Schuster, gar nicht die Stadtkasse wollte; er wollte eine Aufenthaltserlaubnis, und Köpenick hatte kein Amt, das ihm die hätte ausstellen können. Er war kein Berliner, wissen Sie, und seine Eskapade endete als Fiasko.«

»Ich bin keine Berlinerin, nicht mal gebürtige Deutsche ...«, sie sprach nicht zu Ende.

»Aber Sie sprechen hervorragend gut Deutsch«, fiel ihr Renn ins Wort. »Das fällt jedem gleich auf, Sie sprechen das reinste Hochdeutsch. Ich schäme mich richtig zu berlinern, wenn ich mit Ihnen rede.« Er sah sie an. »Haben Sie Kopfschmerzen?« Sie schüttelte den Kopf.

»Fragen Sie sich nicht manchmal, ob ich nicht vielleicht der Klassenfeind bin, Herr Renn?« Er stülpte die Lippen vor.

»Wladimir Iljitsch Lenin war der Sohn bourgeoiser Eltern«, sagte Renn. Die Zweideutigkeit dieser Antwort war charakteristisch.

»Von der Herkunft des Genossen Lenin mal abgesehen«, sagte Fiona. »Wenn versucht werden sollte, mich von meinem Posten zu vertreiben, wie würden Sie sich dazu stellen?« Sein bereits verzerrtes Gesicht geriet in heftige Bewegung, während er sich die Lippen befeuchtete und die Stirn runzelte, um tiefes

Nachdenken anzudeuten. »Ich würde die Tatsachen in Betracht ziehen müssen«, sagte er endlich.

»Die Tatsachen in Betracht ziehen?«

»Ich habe Frau und Kinder«, sagte Renn. »Die würde ich in Betracht ziehen müssen.« Er wandte sich um und sah auf den Fluß, der jetzt langsam und ölig floß; einst floß er schnell, klar und frisch. Vor nicht allzu langer Zeit hatte man hier noch große Fische gefangen, jetzt schien es keine mehr zu geben. Er starrte auf das Wasser hinab und hoffte, die Frau Direktor zufriedengestellt zu haben.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie mich den Wölfen zum Fraß hinwerfen würden?« sagte Fiona.

»Den Wölfen? Nein!« Er wandte sich ihr zu. »Ich bin kein Werfer. Ich bin einer von denen, die geworfen werden.« Die Kirchenuhr schlug sechs. Sein Arbeitstag war vorbei. Er öffnete seinen Mantel und griff nach der Flasche, die er in der Gesäßtasche trug. »Um diese Zeit genehmige ich mir manchmal einen kleinen Schnaps ... Wenn Frau Direktor gestatten wollten.«

»Aber bitte«, sagte Fiona. Sie war überrascht. Sie wußte nicht, daß der alte Mann so an der Flasche hing, doch das erklärte vieles.

Er schraubte den kleinen Becher ab, der den Flaschenhals verschloß, und goß sich reichlich ein. Er bot ihr den Becher an. »Möchten Frau Direktor ...«

»Nein, danke, Herr Renn.«

Er hob den Becher behutsam zum Mund, um nichts zu verschütten, und kam ihm mit gebeugtem Kopf entgegen. Die Hälfte trank er in einem Zug, sah sie an, während ihm der Schnaps die Adern wärmte, und sagte: »Ich bin zu alt, um mich auf Vendettas einzulassen.« Eine Pause. »Aber das heißt nicht, daß ich nicht den Mut dazu habe.« Eine Straßenbahn fuhr vorbei. Die Räder kreischten, als die Wagen die Kurve nahmen. »Wollen Frau Direktor nicht doch ...?«

»Nein, wirklich nicht. Vielen Dank, Herr Renn.« Er behielt den Becher in der Hand und starrte über den Fluß, als wäre sie nicht da, und als er sprach, war es wie ein Selbstgespräch: »Die meisten Leute auf unserer Etage sind Deutsche, die wollen vor allem 'ne ruhige Kugel schieben und hoffen, bald in Pension zu gehen. Die acht ›Freunde‹ sind da anders.« Er trank den Rest des Wodkas aus dem kleinen Becher. Fiona nickte. Seit 1945 hießen die Russen offiziell nur »Freunde«, selbst wenn ein deutscher Kriegsteilnehmer etwa schilderte, wie einst die Freunde seinen Schützengraben gestürmt und seine Kameraden mit dem Bajonett aufgeschlitzt hatten. »Vielleicht trinke ich doch einen Schluck«, sagte Fiona. Renn wischte den Rand des Bechers mit den Fingern ab und schenkte ihr ein. »Sechs von diesen Freunden sind in anderen Abteilungen und würden nicht befördert werden, ganz gleich, was Ihnen passierte.«

Fiona nahm einen kleinen Schluck Wodka. Verdammt starkes Zeug. Kein Wunder, daß der alte Mann viele rote Äderchen im Gesicht hatte. »Ich verstehe«, sagte sie. Zwei Russen blieben übrig, beide Deutschlandspezialisten: Pawel Moskwin und der, der unter dem angenommenen Namen (auch Lenin und Stalin hatten ihre ja angenommen) Erich Stinnes operierte. Dies waren die beiden Männer, mit denen sie am Nachmittag während der Konferenz aneinandergeraten war. Beides abgebrühte Profis, die sie hatten wissen lassen, daß sie nicht freudig einwilligen würden, Befehle von einer Frau anzunehmen. Der Streit war während der Erörterung einer geplanten Mission nach Mexiko-Stadt ausgebrochen. Sie hatte den Verdacht, daß sie sich darauf nur versteift hatten, um ihr klarzumachen, wieviel Widerstand sie ihr mit vereinten Kräften entgegensetzen konnten. Renn sagte: »Der Große – Moskwin – ist der Gefährlichere von beiden. Er hat erheblichen Einfluß innerhalb der Parteimaschinerie. Im Augenblick ist er in Moskau unten durch – irgendein Schwarzmarktskandal, der nie an die Öffentlichkeit gekommen ist – , und solche Männer

machen manchmal die absurdesten Sachen, um ihren Wert zu beweisen. Er ist emotional und gewalttätig; und gut angepasste Leute werden oft Opfer plötzlicher und unbedachter Aktionen. Der andere – Erich Stinnes, der so gut berlinert – ist ein Intellektueller: eiskalt und berechnend. Er denkt immer an langfristige Ziele. Jemand, der so intelligent ist wie Sie, wird mit ihm besser als mit Moskwin auskommen.«

»Hoffentlich«, sagte Fiona.

»Wir müssen einen Keil zwischen sie treiben«, sagte Renn.

»Wie?«

»Es wird uns schon eine Methode einfallen. Moskwin ist ein tüchtiger Verwaltungsmann, aber Stinnes hat als Agent im Einsatz gestanden. Solche Leute, die draußen auf sich selbst gestellt waren, lernen nie die richtige Disziplin.«

»Das ist wahr«, sagte Fiona und dachte an ihren Mann und dessen endlose Schwierigkeiten mit dem Londoner Büro.

»Lassen Sie sich Ihre Autorität nicht untergraben. Moskau hat Sie hier eingesetzt, weil man dort wünscht, daß sich hier verschiedenes ändert. Wenn es Widerstand gibt, wird Moskau die Kraft unterstützen, die auf Veränderung drängt. Lassen Sie also keinen Zweifel daran aufkommen, daß Sie diese Kraft sind.«

»Sie sind ja fast ein Philosoph, Herr Renn.«

»Nein, Frau Direktor, ich bin ein Apparatschik.«

»Was immer Sie nun sein mögen, jedenfalls bin ich Ihnen dankbar, Herr Renn.«

Sie suchte in ihrer Handtasche, fand Aspirin-tabletten und schluckte zwei davon ohne Wasser.

»Nicht der Rede wert«, sagte der alte Mann, der ihr dabei zusah, obwohl sie natürlich beide wußten, daß er Kopf und Kragen riskiert hatte. Noch wichtiger war seine Andeutung, daß er unter anderen Umständen wahrscheinlich noch entgegenkommender sein würde. Fiona fragte sich, ob er schon berechnete, was sie umgekehrt für ihn tun könnte. Aber sie ließ

die Frage auf sich beruhen. Man würde ja sehen. Inzwischen gewann sie in ihm wahrscheinlich einen höchst wertvollen Verbündeten.

»Für Sie vielleicht nicht, aber wenn man in einer neuen Stellung anfängt, weiß man ein freundliches Wort zu schätzen.« Renn, der die Brücke beobachtet hatte, berührte seinen Hut wie zum Gruß. Tatsächlich lockerte er nur dessen Sitz, denn das Hutband war zu eng. »Jeder nach seinen Fähigkeiten; jedem nach seinen Bedürfnissen«, zitierte der alte Mann, wobei er die Flasche wieder in die Gesäßtasche steckte. »Und da kommt unser Volvo.« Nicht Wagen, dachte sie, sondern Volvo. Er war stolz, daß ihr ein Importwagen zugestanden wurde. Er lächelte sie an.

In einem Jahr oder so würde sie sich wieder nach Westen absetzen, und Hubert Renn würde bleiben und die Rechnung bezahlen. Stasiverhöre waren kein Vergnügen. Er würde unvermeidlich als ihr Komplize verdächtigt werden. Wenn sie bedachte, was sie ihm antat, ekelte sie sich vor sich selbst. Wie ein Judas kam sie sich vor, aber genau das war sie ja auch. Bret hatte ihr prophezeit, daß solche Loyalitätskonflikte schwer zu verkraften sein würden, doch das machte ihr das Ganze kein bißchen leichter.

Als sie in eine der heißbegehrten Wohnungen in den Zuckerbäckerbauten entlang der Frankfurter Allee nach Hause kam, setzte sie sich hin und dachte lange über diese Unterhaltung nach. Endlich begann sie, Renns Beweggründe zu verstehen. Genau wie die Russen sich nicht vorstellen konnten, daß gewisse Europäer zwar überzeugte Kapitalisten, doch zugleich rabiat antiamerikanisch eingestellt waren, hatte Fiona die tief wurzelnden antirussischen Gefühle nicht verstanden, die zu Hubert Renns Psyche gehörten. Später erfuhr sie, daß Renn hatte mit ansehen müssen, wie seine Mutter von russischen Soldaten vergewaltigt und sein Vater bewußtlos geschlagen wurde, während jener denkwürdigen

Tage des Jahres 1945, als der Tagesbefehl des Oberkommandierenden der Roten Armee lautete: »Berlin gehört euch.« Später bekam sie mit, wie Hubert seine russischen »Freunde« mit dem altertümlichen und wenig freundlichen Wort »Panje« nannte.

Sie wusch einen Kopfsalat und schnitt eine Bockwurst in dünne Scheiben. Am meisten fehlten ihr frische Früchte. Sie konnte noch immer nicht verstehen, weshalb solche Sachen so knapp waren. Sie hatte eine noch in Privatbesitz befindliche Bäckerei in der Nähe ihres Büros entdeckt, und das Brot war gut. Sie mußte auf ihr Gewicht achten, alles, was immer reichlich zu haben war, machte dick.

Es war ein nüchterner kleiner Raum, in dem man gut nachdenken und arbeiten konnte. Die Wände waren in einem hellen Grauton gestrichen, und es gab nur drei Bilder: einen Stich, der einen römischen Kaiser darstellte, eine sepiabraune Fotografie eleganter Damen um 1900 und einen Farbdruck von Kirchners Pariser Platz. Die Rahmen, ihr verwahrloster Zustand, wie auch die Themen ließen darauf schließen, daß die Bilder wahllos der Abstellkammer irgendeiner Behörde entnommen waren. Aber sie war dennoch dankbar für diese kleine Aufmerksamkeit. Ihr Schlafzimmer war nicht mehr als ein Alkoven hinter einem Vorhang. Das alte Bettgestell aus Eisenrohren war cremefarben gestrichen und erinnerte sie an ihr Bett im Internat. Überhaupt erinnerten sie viele Aspekte des Lebens in der DDR – von den unzähligen kleinlichen Verboten, die da zu beachten waren, bis zu der eintönigen Ernährung – an das Internat. Aber sie sagte sich immer wieder, daß sie das Internat überlebt hatte und also auch dies hier überleben würde. Als sie an jenem Abend zu Bett ging, fand sie keinen Schlaf. Seit sie hier angekommen war, hatte sie noch keine Nacht festen, natürlichen Schlaf gehabt. Diese schreckliche Begegnung mit Bernard war wirklich ein grauenhafter Anfang für ihr neues Leben gewesen. Nun mußte

sie jede Nacht an ihn und die Kinder denken. Sie überraschte sich bei der Frage, warum es ihr an wahrer angeborener und instinktiver Mutterliebe fehlte. Warum hatten die Säuglinge sie nie so entzückt, daß sie sie, wie andere Mütter es taten, am liebsten Tag und Nacht im Arm gehalten und ans Herz gedrückt hätte? Und war die Abwesenheit der Kinder deshalb jetzt so quälend für sie, weil sie jene ersten Jahre mit ihnen so unachtsam vergeudet hatte? Sie hätte alles gegeben für die Möglichkeit, noch mal von vorne anzufangen. Sie wieder als Babys zu sehen, sie zu Herzen und zu füttern, ihnen vorzulesen und die Nonsensspiele mit ihnen zu spielen, die Bernards Mutter so gut kannte.

Manchmal, tagsüber, wurde der chronische Schmerz, von ihrer Familie getrennt zu sein, leicht betäubt durch die Anstrengung, den an sie gestellten überwältigenden Anforderungen gerecht zu werden. Den Anforderungen an ihren Intellekt – die Lügen und falschen Loyalitäten – war sie gewachsen, aber sie hatte nicht damit gerechnet, durch emotionale Belastungen so verletztlich zu werden. Bret hatte, wie ihr jetzt einfiel, einmal scherzend gesagt, daß Frauen natürlich für ein Doppelleben besser befähigt seien als Männer. Von jeder Frau, hatte er gesagt, werde erwartet, daß sie von einem Augenblick zum anderen Hure oder Matrone, Gefährtin, Mutter, Dienerin oder Freundin sein könne. Zwei Menschen zu sein sei also eine Kleinigkeit für jede Frau. Das war typischer Rensselaerscher Quatsch. Sie knipste das Licht an und griff nach den Schlaftabletten. Tatsächlich wußte sie, daß sie niemals wieder die Person sein würde, die sie noch vor kurzem gewesen war. Der Punkt, von dem aus sie noch hätte umkehren können, war schon überschritten.

# 13

*Whitelands, England, Juni 1983*

»Nein, Dicky, ich höre dich vollkommen klar«, sagte Bret Rensselaer, die Hörmuschel ans Ohr drückend, und wendete sich mit einem Achselzucken an Silas Gaunt, der ihm gegenüber am Nebenanschluß mithörte. Dicky Cruyer, der German Stations Controller, rief aus Mexiko-Stadt an, und die Verbindung war nicht gut. »Du hast alles vollkommen verständlich dargestellt. Ich sehe nicht ein, weshalb wir's noch einmal durchgehen sollten. Ja, ich werde den Director-General sprechen und ihm berichten, was du gesagt hast. Ja. Ja. Ganz meinerseits. Ich werde sehen, was ich tun kann. Bis dann. Bis dann.« Er legte den Hörer auf und seufzte tief.

Silas Gaunt legte ebenfalls den Hörer ab und sagte: »Dicky Cruyer hat Sie aufgespürt.«

»Allerdings«, sagte Bret Rensselaer, obwohl das nicht sehr schwierig gewesen war. Der Director General hatte Bret angewiesen, Silas zu besuchen und ihn »ins Bild zu setzen«. Bret hatte die Telefonnummer von Whitelands im Amt hinterlassen, und Mrs. Porter – Gaunts Haushälterin – hatte den Anruf aus Mexiko in das Büro des Gutsverwalters durchgestellt. Silas Gaunt dankte dem Gärtnerjungen, der sie ans Telefon geholt hatte, und ging dann in seinem alten Anorak, den schlammverkrusteten Stiefeln und den Kordhosen, die mit Bindfaden an den Knöcheln zusammengeschnürt waren, gebeugt durch die niedrige Tür, voraus in den kopfsteingepflasterten Hof. Bret wurde über das Gut geführt. »Ich will hier keine Jäger mehr sehen«, sagte Silas. »Dieser ganze verdammte Wirbel. Diese gigantischen zeitigen Frühstücke und der Dreck im ganzen Haus. Es wurde zuviel für Mrs. Porter und, um die Wahrheit zu sagen, auch für mich. Angler machen nicht so viele Umstände. Sie sind ruhiger und verschwinden mit einem Päckchen Käsebrot für den ganzen

Tag.« Silas öffnete das Hoftor und schloß es hinter Bret wieder. Weithin erstreckten sich die Felder. Die Ernte würde man dieses Jahr früh einbringen. Das Feld hinter der Scheune würde als erstes gemäht werden, und Schwärme von Sperlingen, denen das Geräusch von Maschinen in der Nähe schon verkündete, daß für sie das Festmahl nicht ewig dauerte, schlugen sich noch einmal die Bäuche voll.

Es war ein herrlicher Tag. Seidige Federwolken zogen lässig über den tiefblauen Himmel. Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, zögerte dort wie ein in die Höhe geworfener Ball, und die Welt stand still in Erwartung des Nachmittags. Sie gingen dicht an der Hecke entlang, denn Silas wollte sich davon überzeugen, daß sie ordentlich geschnitten und von Unkraut befreit worden war. Er riß unreife Weizenähren ab, zerquetschte sie mit der gedankenlosen Anmaßung des Nomaden in der Hand und ließ Spreu, Hülse und Körner durch die gespreizten Finger rinnen. Bret, der sich nicht für Landwirtschaft interessierte, stapfte unbeholfen hinter ihm her in den Gummistiefeln, die Silas für ihn aufgetrieben hatte, und einer fleckigen alten Windjacke als Schutz für seinen eleganten dunkelblauen Anzug. Sie traten durch eine Tür in der hohen Mauer, die den Küchengarten umgab. Es war eine wunderbare Mauer, deren helle und dunkle Ziegel große rhombische Muster bildeten, die man hinter dem Spalierobst noch eben erkennen konnte. »Ich bin nicht davon überzeugt, daß es vernünftig war, Dicky Cruyer und Bernard Samson nach Mexiko zu schicken«, sagte Bret, die Unterhaltung wieder aufnehmend. »Einer hätte hier die Stellung halten sollen, und außerdem liegen sich die beiden dauernd in den Haaren.«

Silas zeigte auf verschiedene Gemüse und sagte, daß er im nächsten Jahr einen kleinen Rosengarten anlegen und die Anbaufläche für Steckrüben, Rüben und Zuckerrüben reduzieren wolle. Dann sagte er: »Wie kommt Bernard damit klar?«

»Mit der Desertion seiner Frau? Nicht sehr gut. Ich habe erwogen, ihn zum Arzt zu schicken, aber in seiner gegenwärtigen paranoischen Verfassung hätte er das sehr übel genommen. Er wird schon durchkommen. Ich behalte ihn im Auge.«

»Ich habe keine Erfahrung im Außendienst«, sagte Silas. »Sie übrigens auch nicht. Ich kenne nur sehr wenige Leute in Ihrem Gebäude, die wissen, was da draußen los ist. In dieser Hinsicht sind wir wie die Generäle des Ersten Weltkriegs, sitzen in unserem Château, trinken Cognac und schicken unsere Truppen in einen Dreck, von dem wir nichts verstehen.« Bret, der nicht genau wußte, worauf Silas hinauswollte, und nie gewillt war, sich ohne Bedenkzeit zu Ansichten zu bekennen, machte ein Geräusch, das wohlwogene Zustimmung andeutete.

»Aber ich habe viel mit Agenten zu tun gehabt«, sagte Silas, »und weiß ein bißchen von dem, was solche Burschen treibt. Fiona Samson wird nicht langsam zu ticken aufhören wie eine Uhr, die man versäumt hat aufzuziehen. Sie wird mit ganzer Kraft laufen, bis sie nichts mehr zu geben hat. Und dann wird sie wie eine Glühbirne nochmals besonders hell aufleuchten, ehe sie verlöscht.«

Bret fand das zu melodramatisch. Er musterte Silas und fragte sich, ob diese kleine Rede, mit anderen Namen, nicht schon sehr oft gehalten worden war, wie man auch Briefe mit gleichem Wortlaut an die Angehörigen schrieb, wenn das Unerwartete eintraf. Er fand keine Antwort. Er nickte. »Als die Sache aufs Tapet kam, war ich dafür, den Ehemann ins Vertrauen zu ziehen.«

»Ich weiß das. Aber seine Unwissenheit ist sehr nützlich für uns und für seine Frau auch. Sie hatte damit einen guten Start. Weiterkommen muß sie nun selbst.« Silas ließ voll Besitzerstolz seine Blicke schweifen und zertrat einen Erdklumpen mit der Spitze seines schweren Stiefels. Es war

guter, fruchtbarer Boden, dunkel und humusreich.

Bret öffnete seine geborgte Windjacke und tastete nach einem Bündel Computerausdrucke, um sicherzugehen, daß er sie während seines Spaziergangs nicht verloren hatte.

Es war heiß im Garten, alles war still und schwieg im Schutz der hohen Mauer. Dies war für den Gärtner der Höhepunkt des Jahres. Überall wehendes Grün, aber nur allzu bald würde der Sommer vorüber sein, die Blätter verwelkt, die Erde kalt und hart. »Sehen Sie sich nur diese Mohrrüben an«, sagte Silas. Er beugte sich nieder, um ein Büschel gefiederter Blätter zu packen. Für einen Augenblick schien er die Möhren ausreißen zu wollen, überlegte sich's dann aber anders und ließ die Blätter los. »Mohrrüben sind heikel«, sagte Silas. »Sie werden reif, und dann muß man sich entscheiden, ob man sie ziehen und lagern oder in der Erde haben will.« Bret nickte.

»Wenn man sie in der Erde läßt, kriegt man süßere Mohrrüben, kommt aber ein strenger Frost, ist man sie los.« Er fand eine kleine Mohrrübe und zog sie aus der Erde. Sie war klein und dünn, aber von schöner Farbe. »Andererseits, wenn man sie zieht, kann man sicher sein, daß keine Würmer und Schnecken drangekommen sind. Verstehen Sie, was ich meine, Bret?«

»Wie bestimmen Sie also die richtige Zeit, sie zu ziehen?«

»Ich hole Rat ein«, sagte Silas. »Ich rede mit Experten.« Bret beschloß, der Tragweite dieser Bauern Weisheit keine Beachtung zu schenken, sondern zum Thema Bernard Samson zurückzukehren. »Nachdem die Entscheidung getroffen war, hätte man ihn besser aus der Operationsabteilung herausnehmen sollen. Er ist verdammt scharf darauf zu erfahren, was da eigentlich gelaufen ist.«

»Das versteht sich doch von selbst«, sagte Silas. »Er spioniert herum und stellt Fragen. Aus diesem Grund und noch aus ein paar anderen war Samson nicht der Mann, den man hätte nach Mexico City oder sonstwohin schicken sollen, um

mit einem potentiellen Überläufer vom KGB zu sprechen.«

»Warum?« fragte Silas spöttisch. »Weil er nicht auf der Universität war?«

»Dieser KGB-Mann, Stinnes, wird – was immer nun seine Motive und Absichten sein mögen – jedenfalls jemand mit Oxford- oder Cambridge-Erziehung erwarten. Daß wir ihm so einen proletarischen Typen wie Samson schicken, wird ihm das Gefühl geben, nicht wichtig genommen zu werden.«

»Sie sind wirklich mit Hingebung anglophil, Bret. Nehmen Sie das nicht als Beleidigung, im Gegenteil, ich finde es hochofreulich. Nur, manchmal verführt Sie diese Liebe zu einem übertriebenen Respekt unserer alten britischen Institutionen.«

Bret straffte sich. »Ich habe immer zu Samson gehalten, selbst wenn er am störrischsten war. Aber Oxford oder Cambridge ziehen die ehrgeizigsten Studenten an und werden deshalb dem Department immer die besten Rekruten liefern. Ich möchte den Tag nicht erleben, an dem man diesbezüglich anderer Meinung wird.«

Silas fuhr liebevoll mit der Hand über die Freilandtomaten. Eine davon, ausgewachsen und tiefrot, pflückte er und wog sie in der Hand. »Oxford und Cambridge bieten ausgezeichnete Gelegenheit, was zu lernen, keine bessere freilich, als jeder lernwillige Student sie in einer erstklassigen Bibliothek finden kann. Aber eine Oxbridge-Erziehung kann deren Absolventen das Gefühl geben, einer privilegierten Elite anzugehören, die dazu berufen ist, zu führen und Entscheidungen zu fällen, die geringeren Wesen dann aufgenötigt werden. Ein derartiges Elitebewußtsein muß notwendig Erwartungen nähren, die oft nicht erfüllt werden. Deshalb hat Oxbridge unserem Lande nicht nur die bemerkenswertesten Politiker und Beamten beschert, sondern auch seine erbittertsten Verräter.« Silas lächelte traurig, als hätten diese Verräter ihm einen längst vergebenen und halbvergessenen schlechten Streich gespielt.

»Elite?« sagte Bret. »Sie können lange suchen, bis Sie jemanden finden, der so arrogant ist wie Bernard Samson!«

»Bernards Arroganz gründet auf Eigenschaften, die er aus sich selbst hat: eine gewisse Vitalität, Kraft und ein anscheinend unerschöpflicher Vorrat an Mut. Unsere großen Universitäten werden nie imstande sein, innere Kraft zu verleihen, das kann niemand. Was Lehrer vermitteln, wird immer der Person übergestülpt, die bereits existiert. Die Erziehung ist ein Panzer, ein Mantel, den man der Seele überwirft; ein Schutz, eine Färbung oder etwas, worin sie sich verstecken kann.«

Um die Unterhaltung auf eine mehr praktische Ebene zurückzuleiten, sagte Bret: »Und Samson trinkt zuviel.«

»Das ist ziemlich hart«, sagte Silas. »Von dem Vorwurf sind, wenn wir ehrlich sein wollen, die wenigsten von uns freizusprechen.« Silas nahm ein Taschenmesser und schnitt die Tomate durch und betrachtete sie, bevor er hineinbiß.

»Sie haben natürlich recht«, sagte Bret ehrerbietig und fügte hinzu: »Bedenken Sie bitte, daß ich Samson als Leiter der Deutschland-Abteilung vorgeschlagen habe.«

Silas schluckte das Stück Tomate, aber etwas von dem Saft tröpfelte ihm übers Kinn. Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab und sagte: »Das haben Sie allerdings. Aber Sie haben es nicht nachdrücklich und konsequent genug getan, um ihm den Posten zu beschaffen.«

»Ich habe Artikel 5 vertreten«, sagte Bret. Er beschloß, nicht zu erklären, daß es dafür gute Gründe gegeben hatte. Dies würde zuviel Zeit in Anspruch nehmen. »Aber streiten wir uns nicht. Samson und Cruyer sind beide in Mexiko. Von dieser Sache hängt eine Menge ab. Eine unbedachte Bewegung könnte uns schwer ins Schleudern bringen.«

»Ja, wir müssen sehr vorsichtig vorgehen«, sagte Silas. »Wir haben die Frau im Osten untergebracht und können nur hoffen, daß alles gut läuft für sie. Noch kein Kontakt?« Er bot

Bret die verbliebene Hälfte der Tomate an, aber Bret schüttelte den Kopf. Silas warf die Tomate auf den Abfallhaufen.

»Nein, Silas, kein Kontakt. Ich lasse sie so lange wie möglich in Ruhe. In diesem Stadium handelt sich's ja nicht hauptsächlich um eine Operation zum Zweck der Nachrichtenbeschaffung. Ich glaube, dieser Meinung sind auch Sie und der D.G. Darauf haben wir uns gleich zu Anfang geeinigt.«

»Ja, Bret, das haben wir. Sie wird schon so genügend Probleme haben.«

»Fürs erste wollen wir ihren neuen Herren Zeit geben, das Material zu verdauen, das sie ihnen liefert.« Bret war ruhelos umhergewandert und hatte sich wiederholt umgesehen, um sich zu vergewissern, daß niemand sie beobachtete oder belauschte. Nun sah er Silas fest an. »Aber in nicht allzu ferner Zukunft müssen wir den Sowjets irgendeine wirklich solide Bestätigung von Mrs. Samsons sozialistischer Gesinnung zukommen lassen. Es läuft gut, aber wir müssen den Erfolg ausbeuten und verstärken.« Die letzten Worte sprach er voll Eifer. Silas sah Bret ausdruckslos an. Die Worte, die Bret betont hatte, waren ein Axiom, wie man es in den Werken von Sun-Tzu, Vegetius, Napoleon oder einem anderen derartigen Bösewicht finden konnte. Silas glaubte nicht, daß solche Lehren Wahrheiten enthielten, die in irgendeiner Weise für das Spionagehandwerk in Frage kamen, fand aber, dies sei nicht der richtige Augenblick, deswegen eine Auseinandersetzung mit Bret anzufangen.

Da er meinte, Silas habe ihn nicht gehört, wiederholte Bret: »Wir müssen den Erfolg ausbeuten und verstärken.« Silas sah ihn an und nickte. Ungeachtet der ihm eigenen eisigen Persönlichkeit, hatte Bret sich eine gewisse knabenhafte Begeisterungsfähigkeit bewahrt, eine bei Amerikanern aller Schichten freilich nicht ungewöhnliche Qualität. Bret verband sie mit einer weiteren amerikanischen Eigentümlichkeit: dem

selbstgerechten Eifer des Kreuzfahrers. Silas hatte sich ihn immer als Kreuzritter vorgestellt: handgewebte Seide unter der schweren Rüstung, auf dem Marsch durch die Wüste unter dem Kreuzbanner. Streng und berechnend hätte Bret einen unschlagbaren Richard Löwenherz abgegeben oder einen gleichermaßen überzeugenden Saladin.

Silas sagte: »Ich hoffe, Sie denken nicht an etwas Kostspieliges, Bret. Neulich habe ich abends ausgerechnet, daß die Code- und Chiffreänderungen und so fort, die der D.G. angeordnet hat, als Mrs. Samson nach drüben gegangen war, das Department annähernd eine Million £ Sterling gekostet haben müssen. Wenn man die Kosten dazurechnet, die wir nicht tragen, würde ich sagen, daß die Rechnung weltweit auf drei Millionen kommt. Und dabei ist der unkalkulierbare Gesichtsverlust, den wir durch ihr Überlaufen erlitten haben, noch gar nicht mitgerechnet.«

»Ich bemühe mich, die Kosten niedrig zu halten, Silas.«

»Gut. Und welche Schlüsse haben Sie über diesen Burschen in Mexiko-Stadt gezogen, Bret? Tier, Pflanze oder Stein?« Silas beugte sich zum Boden und strich mit den Fingern durch den Spinat, wie ein Kind im Wasser planscht.

»Darüber sollten wir reden. Er ist echt, kein Zweifel. Ein vierzigjähriger Major des KGB mit beträchtlicher Erfahrung.« Bret setzte seine Brille, Modell Motorradpolizist, auf, die er zum Lesen brauchte, und brachte nach einem Griff in die fleckige Windjacke, die Silas ihm geliehen hatte, eine Ziehharmonika von Computerausdrucken zum Vorschein. »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß bei uns normalerweise KGB-Agenten, die nur Majorsrang haben, nicht einzeln erfaßt sind, aber dieser Bursche hat eine herausragende Biographie, und deshalb wissen wir einiges über ihn.« Bret senkte den Blick und las: »Sadow, nennt sich Stinnes. Geboren 1943. Vater Berufsoffizier. In Berlin aufgewachsen. Dem KGB, Abteilung 44, dem Büro für Religiöse Angelegenheiten,

zugeteilt. Bei der Sicherheitspolizei in Kuba ...«

»Um Himmels willen, Bret. Ich kann diesen Quatsch alleine lesen. Ich frage Sie, wer der Mann ist?«

»Und ob er wirklich zu uns überlaufen will. Ja, natürlich fragen Sie das, aber es ist noch zu früh.« Er reichte Silas den Computerausdruck, der ihn in der Hand behielt, ohne ihn anzusehen.

»Was sagt Cruyer über ihn?«

»Ich weiß nicht genau, ob Cruyer ihn überhaupt schon gesehen hat.«

»Aber was zum Teufel treiben dann die beiden Idioten da drüben?«

»Es wird Sie freuen zu hören, daß Samson derjenige ist, der Stinnes getroffen hat.«

»Und?«

»Der Mann ist der Mühe wert, Silas. Wenn wir den richtig behandeln, ist aus ihm eine Menge rauszuholen. Aber wir müssen sehr langsam vorgehen. Sicherheitshalber müssen wir erst mal voraussetzen, daß er sich im Auftrag seiner Moskauer Dienststelle an uns ranmacht.«

Silas schniefte und reichte den Ausdruck ungelesen zurück. Wie ein korpulenter Pirat, schlaff auf jene selbstsichere Art, die Angehörige des Establishments gern kultivieren, schlurfte er an der Reihe hoher Stangen entlang, an denen man breite Bohnen gezogen hatte. Zwischen den Blättern hingen noch, lange schon von der Küche verschmät, ein paar Bohnen, die riesig und bleich geworden waren. Er pflückte eine, brach die Hülse auf, um die Kerne herauszunehmen. Er aß einen. Als er sich nach Bret umwandte, sagte er: »Es gibt also zwei Möglichkeiten. Entweder er geht zurück nach Moskau und erzählt, was er entdeckt hat, oder er ist echt und tut, was wir sagen.«

»Ja, Silas.«

»Warum spielen wir also nicht das gleiche Spiel? Heißen wir doch den Burschen willkommen! Geben wir ihm Geld und

zeigen ihm unsere Geheimnisse, was?«

»Ich bin nicht sicher, daß ich Ihnen folgen kann, Silas.«

»Entführen wir doch den Lumpen. Moskau kreischt vor Wut.

Wir bieten Stinnes die Chance an, zurückzugehen und für uns zu arbeiten. Er geht zurück.«

»Und sie richten ihn hin«, sagte Bret.

»Nicht, wenn wir ihn entführen. Ihn trifft keine Schuld.«

»Moskau könnte da anderer Ansicht sein.«

»Brechen Sie mir nicht das Herz. Er ist schließlich nur ein kleines KGB-Miststück.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht.«

»Also machen wir ihm schöne Augen, drehen ihn um und schicken ihn zurück nach Moskau. Und was kümmert's uns, ob er uns verrät oder sie verrät ... Verstehen Sie das nicht?«

»Ich weiß nicht recht«, sagte Bret.

»Verdammt noch mal, Bret! Er trifft uns nach dem Verlust von Mrs. Samson in totaler Verwirrung an. Wir sind bestürzt. Die Vernehmung, der wir ihn unterziehen, zielt darauf ab, den uns durch ihre Desertion entstandenen Schaden zu begrenzen. In diesem Glauben geht er zurück. Es kann uns also schnuppe sein, für welche Seite er selbst zu arbeiten glaubt. Selbst wenn sie ihn exekutieren, werden sie ihn vorher ausquetschen. Wenn man's genau bedenkt, würde uns das sogar am besten passen.«

»Das ist glänzend, Silas.«

»Weshalb dann dieser jammervolle Ton?«

»Es werden eine Menge Vorbereitungen erforderlich sein.«  
Bret kam langsam dahinter, daß bei einer Geheimoperation, in die nur der Direktor, Silas Gaunt und er eingeweiht waren, praktisch alles, was an harter Arbeit anfiel, er selbst zu erledigen hatte. »Es wird ein sehr zeitraubendes und schwieriges Stück Arbeit sein.«

»Betrachten Sie es als wunderbare Gelegenheit«, sagte Silas. »Vor allen Dingen müssen wir sichergehen, daß dieser

KGB-Fritze keinen Wind von Gelinkt kriegt. Er soll nicht mal ahnen, daß sich unsere Strategie jetzt gegen die Wirtschaft richtet.«

»Ist sie wirklich dagegen gerichtet?«

»Seien Sie nicht bitter, Bret. Sie haben so ziemlich alles, was Sie verlangt haben, gekriegt. Wir können nicht hundertprozentig auf Arbeitskräfte und Wirtschaft setzen. Militärische und politische Rücksichten bleiben gültig.«

»Das ist doch eine Frage der Definition, Silas. Wiederaufrüstung kann man sowohl in wirtschaftlichen als auch in politischen Begriffen beschreiben, ohne die Zahlen verdrehen zu müssen.« Silas nahm noch eine Bohne aus der Hülse und betrachtete sie. »Wir werden pusten und prusten und ihre Mauer umwerfen.« Er bot Bret eine Bohne an. Bret wollte keine. »Ich bin nicht der böse Wolf«, sagte Bret.

# 14

*Ost-Berlin, September 1983*

Fiona Samson war überrascht, als ihr Sekretär Hubert Renn sie zu seiner Geburtstagsfeier einlud, und sie dachte wohl eine Stunde lang darüber nach. Sie wußte, daß die Deutschen gern ihre Geburtstage feiern, aber nun, da sie ihn etwas besser kannte, konnte sie sich nur schwer vorstellen, daß dieser so kampflustig auf seiner Unabhängigkeit bestehende und so eigenbrötlerische Mann sich die Mühe machen wollte, eine Geburtstagsfeier vorzubereiten und dazu auch noch seine Vorgesetzte einzuladen. Fiona hatte einen Modus vivendi mit ihm gefunden, aber sie wußte, daß es ihm nicht leichtfiel, Befehle von einer jungen Person anzunehmen, die noch dazu eine Frau und überdies Ausländerin war. Aber Renn war Deutscher, und er zeigte seine Gefühle nicht auf eine Weise, die seine Arbeit hätte beeinträchtigen können.

Und was sollte sie ihm schenken, was anziehen? Die erste Frage beantwortete sich ohne Schwierigkeit in dem Valuta-Laden, wo Fiona, was ein Privileg ihrer Stellung war, für einen Teil ihres Gehalts Importe aus dem kapitalistischen Ausland einkaufen konnte. Sie kaufte eine Black&Decker-Bohrmaschine, die in der DDR, wo ständig zu reparieren und zu bauen war, zu den begehrtesten Importwaren gehörte. Sie wickelte die Maschine in Geschenkpapier und band eine Schleife daran. Was sie tragen sollte, war weniger leicht zu entscheiden. Plante er ein kleines, intimes Essen mit Freunden oder ein großes Familienfest oder eine elegante Party mit Tanzkapelle? Sie stöberte die Kleider durch, die sie mitgebracht hatte – alle möglichst banal geschnitten und in gedeckten Farben – , und entschied sich schließlich für ein kurzes Nachmittagskleid, das sie vor langer Zeit bei Liberty in der Regent Street gekauft hatte: schmale Streifen in Schwarz und Rot, Faltenrock und hochgeschlossener Kragen. Sie hatte

es für einen Urlaub mit Bernard und den Kindern gekauft. Sie wohnten auf einem Bauernhof im Westen Schottlands, und es regnete fast jeden Tag. Sie hatte das Kleid wieder mit nach Hause gebracht, ohne es ein einziges Mal getragen zu haben. Sie betrachtete sich im Spiegel und fand, daß sie sich nun, da sie endlich einen einigermaßen anständigen Friseur entdeckt hatte, sehen lassen konnte. Das Essen, denn um eine Einladung zum Essen handelte es sich, wurde in einem Festsaal einer weitläufigen Sportklubanlage in der Nähe von Grünau gegeben. Obwohl sie sich hätte fahren lassen können, nahm Fiona die S-Bahn bis Grünau und von dort eine Straßenbahn.

Hier in diesem hübschen südöstlichen Vorort Berlins ist die Spree noch die Dahme, mit weitläufigen Wäldern an beiden Ufern. Der Haupteingang des Klubs, um den herum man die neuen Einrichtungen angelegt hatte, war zur Olympiade des Jahres 1936 erbaut worden. Hier hatten, entlang einer Strecke von 2000 Metern des mit Hakenkreuzen beflaggten Flusses, dreißigtausend Zuschauer die erstaunlichen Triumphe körperlich vollkommener deutscher Jugend in ihren radikal neuen Modellen leichtgewichtiger Skullen und Einmannboote gesehen. Hitlers Olympiade wurde über den ersten öffentlichen Fernsehfunk der Welt übertragen, und Leni Riefenstahl drehte dabei ihren weltberühmten Film. Die durch strenge Auslese, eisernes Training und deutsche Technik erzielten glänzenden Erfolge – und die Propagandamaschine, die sie geschickt ausschlachtete – bescherten dem Dritten Reich einen politischen Triumph. Auf der Olympiade des Jahres 1936 sah man die Nazi-Kriegsmaschine in Zivil – Vorschau auf das, was dann kam. Fiona stand im Foyer und betrachtete Fotos der 10. Olympiade und einige der alten Trophäen, die in einer großen Glasvitrine ausgestellt waren, als Hubert Renn sie erblickte. Sie gratulierte ihm, und er verbeugte sich. »Interessieren Sie sich für Sport, Frau Direktor?«

»Während des Studiums gehörte ich zur Schwimmstaffel.

Und Sie, Herr Renn?«

»Nein. Außer beim Hockey habe ich nie irgendwo gegläntzt. Ich war nicht groß genug.« Renn trug einen Anzug, den sie an ihm noch nicht gesehen hatte, mit roter Fliege und einem dazu passenden Kavaliertaschentuch. »Ich bin so froh, daß Sie es ermöglichen konnten, uns mit Ihrer Anwesenheit zu beehren, Frau Direktor. Es wird nur eine kleine Gesellschaft sein und nicht allzu spät werden. Wir sind einfache Leute.« Renn feierte natürlich nicht seinen Namenstag. Er war nicht mal protestantisch getauft worden. Renns Vater, ein überzeugter Atheist, hätte das nie geduldet. Doch Kerzen gab es gleichwohl in Hülle und Fülle, denn in Deutschland, wo das vorchristliche Erbe in jedem alten Fest und Brauch weiterlebt, gehörte Kerzenlicht zu jedem Fest.

Es war eine kleine Gesellschaft, die sich da im Gisela-Mauemayer-Saal versammelt hatte. Das Bildnis der Namenspatronin, die 1936 im Diskuswerfen die Goldmedaille für Deutschland gewann, war an die Wand gemalt. Es zeigte ein schönes Mädchen mit traurigen Augen, die das lange, blonde Haar zu einem Knoten aufgesteckt trug. Der Tisch war gedeckt, Wasser und Wein standen schon bereit. Am Kopf des Tisches, neben Huberts Teller, lagen verschiedene kleine Geschenke. Renns Frau Gretel trug ein wunderbares Kleid. Als Fiona es bewunderte, räumte sie ein, daß es ihrer Großmutter gehört und sie selbst nun schon seit über acht Jahren keine Gelegenheit mehr gehabt hatte, das gute Stück zu tragen. Gretel war eine schüchterne, schlanke Frau um die Fünfzig, mit ergrauendem Haar, das offensichtlich eigens für diesen Abend neu getönt und gewellt worden war. Das Essen war vorzüglich. Irgendein Jäger unter Renns Freunden schenkte ihm immer einen Rehbraten zum Geburtstag. In Wein mit Kräutern und Gewürzen mariniert, war dieser Braten genau das richtige zu dieser Jahreszeit, da die Abende schon recht kühl wurden.

Es war eine seltsame Gesellschaft, und wenn Fiona den

Eindruck einer gewissen Steifheit hatte, so jedenfalls nicht, weil sie etwa die Sprache nicht vollkommen verstanden hätte. Die Geburtstagsrituale schienen einstudiert zu sein, und selbst nachdem schon einiges getrunken worden war, konnte Fiona nicht feststellen, daß sich die Stimmung unter den Gästen gelockert hätte. Es schien, als seien sie alle bemüht, einen möglichst guten Eindruck auf sie zu machen.

Zur Tafelrunde gehörte Renns Tochter Käthe, die sichtlich schwanger war, und ihr getreuer Gatte, der in einem der Kraftwerke arbeitete, die mit ihrem Braunkohlenbrand die Berliner Luft verpesteten. Hubert Renns bärtiger Bruder Felix war ein pensionierter Flugkapitän, siebzig Jahre alt und Veteran des Spanischen Bürgerkriegs. Außerdem waren da ein Mann und eine Frau, die im gleichen Gebäude arbeiteten wie Fiona und Renn, und, an Fionas Seite, eine herzliche Engländerin namens Miranda. Sie war wie Fiona Mitte Dreißig und sprach mit dem flotten Akzent, den Londoner kultivieren und solche, die zu diesen gerechnet werden wollen.

»Einen ungewöhnlichen Namen haben Sie«, sagte Fiona, »wenn Sie die banale Bemerkung gestatten.«

»Ich habe ihn mir selbst ausgesucht. Ich war vor meiner Ehe Schauspielerin. Es war mein Bühnenname. Ich entdeckte ihn, als wir auf der Schule Shakespeares Sturm spielten. Ich war ein schrecklicher kleiner Snob. Und der Name ist an mir hängengeblieben.«

»Ein hübscher Name.«

»Hier findet ihn natürlich niemand seltsam, und ich habe mich an ihn gewöhnt.«

»Waren Sie Schauspielerin in England?«

»Ja. Ich war recht gut. Ich hätte dabeibleiben sollen, aber ich war schon fast dreißig und hatte noch nicht eine anständige Rolle im West End gekriegt. Mein Agent trat in den Ruhestand. Und ein Mann verliebte sich in mich, und ich habe ihn geheiratet. Sie wissen, wie es geht.«

»Und er war Deutscher?«

»Sehr deutsch ... Jung und sexy und dominant, genau, was ich damals brauchte, nehme ich an. Er verbrachte seinen Urlaub in England bei Bekannten von mir.«

»Und er hat Sie nach Berlin mitgenommen?«

»Ich war seit meinem achtzehnten Lebensjahr in der Partei, also konnte ich ja wohl nicht gut nach Hollywood gehen. Und der Mann meiner Träume hatte Freunde in den DEFA-Studios in Babelsberg. Babelsberg, dachte ich, die UFA: Josef von Sternberg, Emil Jannings, Greta Garbo, Marlene Dietrich. Mann! Und nun garantierte mir mein Traumprinz, daß es da haufenweise Rollen für mich geben würde.«

»Und gab's die?«

»Ich weiß nicht. Ich bin gleich schwanger geworden, deshalb habe ich mich nach ein paar Eintagsjobs, wo ich Engländerinnen und Amerikanerinnen für das Fernsehen spielte, nach anderer Arbeit umgesehen. Ich habe scheußliche kleine Übersetzungsjobs für verschiedene Regierungsbehörden gemacht, Reisewerbung und solches Zeug. Und dann starb mein Mann.«

»Ach, das tut mir aber leid. Was hat Ihr Mann denn gemacht?«

»Er betrank sich, bis er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte.«

»Oh«, sagte Fiona.

»Der kleine Klaus kam zur Welt. Ich kam zurecht. Ich hatte die Wohnung und kriegte eine anständige Pension. Vermutlich ist die DDR das beste Land für eine Witwe mit einem Baby.«

»Gut möglich.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Ich habe meinen Mann verlassen, um hierher zu kommen«, sagte Fiona. Das war inzwischen ihre Standardantwort auf solche Fragen, aber es tat ihr immer noch weh, das zu sagen. Jedesmal sah sie vor ihrem geistigen Auge Bernard und die

beiden Kinder am Tisch bei einem Essen aus der Tiefkühltruhe, an jenem Abend, als sie Henry Kennedy kennengelernt hatte. Wie sie sich jetzt nach ihnen sehnte.

»Ja, Hubert hat mir erzählt, daß Sie alles ihren Überzeugungen geopfert haben. Das war wunderbar von Ihnen. Ihr Parfüm ist himmlisch. Manchmal denke ich, daß mir nur ein gutes Parfüm und Make-up fehlen. Was ist es, wenn Sie die Frage gestatten?«

»Aber ja. Arpege. Ich habe mich noch nicht zu einem von den neueren bekehren lassen. War Ihr Mann mit Renns verwandt?«

»Arpege, natürlich. Hubert ist der Pate des kleinen Klaus.«

»Ach so.«

»Natürlich kein Taufpate. Diese Ersatzeinrichtung, die es hier gibt.«

»Namensgebung«, sagte Fiona. Das war die weltliche Zeremonie, die das kommunistische Regime befürwortete. »Ihr Deutsch ist phantastisch«, sagte Miranda. »Witzig, daß Sie das wissen. Ich wünschte, mein Deutsch wäre halb so gut wie Ihres. Wenn ich Sie so schwatzen höre, beneide ich Sie.«

»Ihr Deutsch schien mir aber sehr gut zu sein«, sagte Fiona. »Ich spreche es sehr fließend, aber ich verstehe selber nur die Hälfte von dem, was ich sage.« Sie lachte. »Wahrscheinlich hat damit mein ganzes Unglück überhaupt angefangen.« In diesem Augenblick erhob sich Huberts Bruder Felix, um einen Trinkspruch anzubringen. Der Sekt wurde eingeschenkt und der Kuchen angeschnitten. Kuchen sind für die deutschsprachigen Völker, was Soufflés, Spaghetti und geräucherter Lachs für ihre europäischen Nachbarn sind. Hubert Remis Geburtstagskuchen widersprach dieser Doktrin in keiner Weise. Der wunderschön dekorierte, viellagige Kuchen war so groß, daß selbst eine dünne Scheibe davon für Fiona zuviel war. Felix, ein großer, knochiger Kerl mit kurzgeschnittenem Bart, erwies sich als guter Redner und

amüsierte die Gesellschaft fünf Minuten lang, ehe er auf das Wohl seines Bruders trank. Als sie nach dem Ende der Feier ins Freie traten, schien hell der Mond. Ein leichter Wind bewegte die Bäume, und bis auf ein fernes Flugzeug war alles still. Felix Renn sagte, das sei die Nachtmaschine von Berlin nach Warschau. Angebote, sie im Wagen mitzunehmen, lehnte Fiona ab und ging zu Fuß zur S-Bahnstation Grünau. Zu Fuß gehen konnte man gut in Berlin, das entschädigte für das Leben in dieser seltsamen Stadt. Eine Frau konnte allein durch diese leeren Straßen gehen, ohne fürchten zu müssen, belästigt oder angegriffen zu werden. Und sogar hier in der Nähe des Zentrums der Hauptstadt war es grün und ländlich.

So allein in einer fremden Stadt zu leben war Fiona nicht gut bekommen. Noch immer redete sie sich ein, daß ihr dieses Leben eine noch nie dagewesene Chance gab, ihre Gedanken zu ordnen. Tatsächlich hatte inzwischen die Einsamkeit sie schon wiederholt in schwere Depressionen getrieben; düstere und krankhafte Stimmungen, nicht jene leicht betrubte Laune, die von denen Depression genannt wird, die nicht wissen, was das ist. Fiona hatte jene Anfälle tiefster Verzweiflung und Selbstekels, von denen man sich nur langsam erholt. Und wie bei den meisten Seelenleiden gab es auch für ihre Ängste reale Ursachen. Es war lähmend, sich so nach Bernard und den Kindern zu sehnen, und quälend, sich vorzustellen, wie sehr sie sie hassen mußten. Nur mit großer Mühe konnte sie ihr Elend ertragen. Arbeit war ihre Medizin. Wenn sie der Arbeit für ihre Dienststelle müde wurde, las sie deutsche Geschichte und verbesserte ihre mündliche und schriftliche Beherrschung der deutschen Sprache. Noch passierte es ihr manchmal, daß sie den falschen Fall benutzte. Sie dachte nie darüber nach, wie lang ihr Aufenthalt hier bemessen sein würde. Wie ein Soldat im Feld hatte sie sich mit der Vorstellung vertraut gemacht, tot zu sein. Glücklicherweise hatten Renn und die anderen sie nie in ihrer normalen Gemütsverfassung gekannt und nahmen an,

daß diese launische Frau, die oft scheinbar grundlos lange schwieg und zu plötzlichen Zornesausbrüchen neigte, die Person war, die sie immer gewesen.

Während sie unter den Bäumen ihres Weges ging – das Mondlicht war hell genug, ihren Schatten auf den Grasstreifen zu werfen –, dachte sie über Renns Geburtstagsfeier nach und über die dazu geladenen Gäste. Unwillkürlich fragte sie sich, ob es noch eine andere Geburtstagsfeier geben würde, deren Gäste eine bessere Vorstellung von den Verwandten, Freunden und Nachbarn gewähren würden, an denen es Renn offenbar doch nicht fehlte. Waren die heute Anwesenden die Menschen, die, nachdem er sein ganzes Leben hier in der Stadt verbracht hatte, ihm und seiner Frau am nächsten standen? Und wenn nicht, warum nicht?

Und wenn ein derartig elegantes kleines Abendessen – extravagant für hiesige Verhältnisse – für die Renns nichts Außergewöhnliches war, warum hatte Gretel jenes Kleid heute abend zum ersten Mal seit acht Jahren getragen?

Und was war von der offenen und ehrlichen Miranda zu halten? In dieser rätselhaften Stadt mit all ihren Halbwahrheiten und Doppelsinnigkeiten gab es nichts Rätselhafteres als solche Offenheit. Sie hatte noch keine Lösung, als sie in Grünau anlangte. Der noch im 19. Jahrhundert erbaute grandiose Stadtbahnhof war düster und vernachlässigt: eine Regenfütze unter dem überwölbten Eingang, das Pflaster der Bahnsteige schadhafte, die Glasur der Ziegel gesprungen, die emaillierten Schilder an den Wänden rostfleckig. Und doch waren die Bahnsteige ordentlich gefegt und die Papierkörbe geleert. Ein großer Teil des Ostsektors der Stadt sah so aus, fand Fiona. Wie der baufällige Familiensitz einer verarmten Herzogin, die den Schein zu wahren versucht. Die anderen Leute, die hier auf den Zug warteten, unterhielten sich leise und waren gut gekleidet. Selbst der auf einem Gepäckkarren sitzende obligatorische Betrunkene summte nur

leise vor sich hin.

Der Zug fuhr ein, und der schneidig uniformierte Stationsvorsteher wartete, bis der taumelnde Betrunkene sicher an Bord war, ehe er das Signal zur Abfahrt gab.

In dem auf einem eisernen Gerüst stadteinwärts ratternden Zug dachte Fiona weiter über die Gäste nach. Felix, Huberts redegewandter Bruder: Sie fragte sich, auf welcher Seite er wohl im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte. Wenn auf republikanischer, wie hatte er die Nazizeit überstanden? Wenn aber auf derjenigen Francos, wie hatte er die auf die Nazizeit folgende ausgehalten? Und doch fand Fiona die Anwesenheit Mirandas am rätselhaftesten. Sie fragte sich, warum Hubert Renn nie erwähnt hatte, daß die Mutter seines »Patenkindes« gebürtige Londonerin war und er ihr nicht vorher gesagt hatte, daß sie unter seinen Geburtstagsgästen eine Landsmännin finden würde. Hätte sich's um die Geburtstagsfeier irgendeines anderen Menschen gehandelt, wäre nichts von alledem bemerkenswert gewesen, aber inzwischen kannte Fiona Renn schon recht gut und wußte, daß die Abendgesellschaft, von der sie kam, zweifellos nicht nach dem Geschmack des Geburtstagskindes gewesen war.

Fionas Neugier wäre befriedigt worden, hätte sie um halb elf am nächsten Vormittag die Szenerie in ebendiesem Gisela-Mauemayer-Saal beobachtet. Miranda war dort mit zwei Russen und einer Schwarzen. Sie beschrieb die Gesellschaft vom Abend zuvor bis in alle Einzelheiten.

Fionas streitsüchtiger Kollege Pawel Moskwin war ebenfalls anwesend. Er war etwa fünfzig Jahre alt und wog über zwei Zentner. Seine Statur war die eines amerikanischen Fußballspielers. Sein Haar war kurz geschnitten, und seine Augen saßen ein wenig zu dicht an der zerquetschten Nase, die seinem großen Kopf ein Aussehen gab, als habe man diesen so lange als Kegelkugel verwendet, bis alle Vorsprünge abgebrochen waren, und dann ohne Hals auf die Schultern

gepflanzt. Still in einer Ecke saß Erich Stinnes, ein drahtiger Mann mit spitzem Gesicht, durch dessen sich lichtendes Haar schon die Kopfhaut glänzte, und las ab und zu etwas in einem Buch nach. Eine Brille mit rein zweckmäßigem Metallrahmen, ein brauner Kordsamanzug und schwere Stiefel vereinigten sich zu einem Kostüm, wie es gutbezahlte Kommunisten manchmal unwiderstehlich finden.

Stinnes gegenüber saß eine hochgewachsene, lebhaft Jamaikanerin, Ende Zwanzig. Ihr imitierter Leopardenfellmantel lag über einem Stuhl, und sie trug einen weißen Pullover und rote Hosen. Sie spielte mit einem roten Apfel, den sie auf dem Tisch von einer Hand in die andere rollte. Miranda betrachtete das schwarze Mädchen; ganz abgesehen von ihrer Kleidung und ihrem Make-up, verriet ihr Gebaren einem auf den ersten Blick, daß sie aus dem Westen kam.

Moskwin starrte Miranda an und sagte in dem ungeduldigen Ton, der den unterdrückten Zorn verriet, der ständig in ihm kochte: »Erzählen Sie mir von ihr.« Seine Stimme war rauh wie die eines Mannes, der zuviel schreit.

»Ich habe Ihnen schon alles gesagt«, sagte Miranda leise. Sie stand am anderen Ende des Tisches. Sie weigerte sich, Platz zu nehmen, und war entschlossen, sich nicht einschüchtern zu lassen. Russen dieses Typs kannte sie schon, eine Menge.

»Erzählen Sie's mir noch mal, verdammt.« Er ging und betrachtete das Gemälde, das einen Diskuswerfer zeigte, ohne etwas davon wahrzunehmen.

Miranda sprach seinen Rücken an. »Frau Samson ist ungefähr einen Zoll größer als ich. Sie hat längere Beine.«

Ohne sich umzudrehen, sagte er: »Darauf kommt es nicht an.«

»Sie haben keine Ahnung«, sagte Miranda verächtlich, nun, da sie vom festen Boden ihrer Sachkenntnis aus mit ihm reden

konnte. »Wenn ich ihren Gang nachahmen soll, kommt es sehr wohl darauf an.«

Das schwarze Mädchen biß geräuschvoll in ihren Apfel. Moskwin funkelte sie an. Sie lächelte. Moskwin wußte, daß ihn niemand mochte. In solcher Feindseligkeit war er aufgewachsen; doch das hatte ihn nie bedrückt.

»Wir werden es so einrichten, daß Sie ihren Gang nicht werden nachahmen müssen«, sagte Moskwin, seinen Blick noch immer auf das schwarze Mädchen gerichtet. Dann wandte er sich um und heftete die Augen auf Miranda. »Können Sie ihre Stimme imitieren?«

»Ihre Stimme ist einfach nachzuahmen«, sagte Miranda. Das schwarze Mädchen biß abermals in ihren Apfel.

»Ruhe jetzt«, sagte Moskwin.

»Ich muß essen, Kumpel«, sagte das schwarze Mädchen. Moskwin trat an den Tisch und schaltete ein Tonbandgerät an. Man hörte Fionas Stimme: »Ein hübscher Name.« (Pause) »Waren Sie Schauspielerin in England?« (Pause) »Und er hat Sie nach Berlin mitgenommen?« (Pause) »Ach, das tut mir aber leid.« (Pause). »Was hat Ihr Mann denn gemacht?« Moskwin schaltete das Gerät ab. »Jetzt Sie«, sagte er. Miranda zögerte nur einen Augenblick und rezitierte dann, in steifer und förmlicher Haltung, die Hände übereinander gelegt, als wollte sie ein Kunstlied zum Vortrag bringen, die Worte des Tonbands: »Ein hübscher Name.« Sie holte Atem. »Waren Sie Schauspielerin in England?« Sie befeuchtete sich die Lippen und sprach dann, nun vollkommen entspannt, die letzten drei Sätze ohne Pause. »Und er hat Sie nach Berlin mitgenommen? Ach, das tut mir aber leid. Was hat Ihr Mann denn gemacht?« Dann lächelte sie. Es war eine bemerkenswerte Leistung, und sie wußte das. Die Fähigkeit, Stimmen zu imitieren, hatte sie schon immer gehabt. Manchmal ertappte sie sich dabei, die Stimmen der Leute nachzuahmen, mit denen sie gerade sprach.

»Gut«, sagte Moskwin.

»Beachtlich«, sagte Stinnes. Das schwarze Mädchen klatschte sehr leise in die Hände. Miranda versuchte noch zu ergründen, ob das Mädchen gegen sie alle oder nur gegen Moskwin was hatte.

»Aber werden Sie es können, ohne Stichworte vom Tonband?«

»Ich müßte sie natürlich noch mal treffen.«

»Dafür wird gesorgt, und wir werden Ihnen Tonbandaufnahmen in Hülle und Fülle beschaffen.«

»Tonbandaufnahmen sind sehr nützlich, aber ich muß sie auch reden sehen. Ich muß ihren Mund beobachten. Es hängt viel von der Sprechweise ab, wenn ich Konversation machen soll. Und ich muß ihren Wortschatz besser kennenlernen.«

»Man wird Sie genauestens unterrichten, was Sie zu sagen haben. Auf Unterhaltungen brauchen Sie sich nicht einzulassen. Sie sollen nur, was zu sagen man Ihnen auftragen wird, so aussprechen, daß jeder Frau Samsons Stimme zu hören meint.«

»Gut«, sagte Miranda.

»Wir werden den Überraschungseffekt auf unserer Seite haben«, sagte Moskwin. »Sie werden schon mit dem Ehemann und der Schwester gesprochen haben, ehe diese sich von ihrem Erstaunen erholen.«

»Am Telefon ist das leicht, aber ...«

»Ich habe auch für das andere Problem eine Lösung«, sagte Moskwin. »Ihr Mann wird in einem Wagen sitzen, auf dem Fahrersitz, und man wird ihn hindern, sich umzudrehen. Dafür wird Harmony sorgen, und die ist da Expertin, stimmt's, Harmony?«

»Können Sie Ihren Arsch darauf wetten, Boß«, sagte Harmony in einem selbstironischen Ton, den Moskwin nicht aufzunehmen schien.

Den Blick noch immer auf Miranda gerichtet, sagte Moskwin: »Sie setzen sich auf den Rücksitz. Sie werden nahe

bei ihm sein, aber er wird Sie nicht sehen.«

»Gut. Ich werde das Arpege-Parfüm benutzen, das er mag. Er wird den Duft erkennen.«

»Er wird Sie riechen, aber nicht sehen«, sagte Moskwin.

»Ich würde es niemals schaffen, so auszusehen wie sie«, sagte Miranda. »Schon ein flüchtiger Blick würde mich verraten ...«

»Auch daran habe ich gedacht«, sagte Moskwin. »Es ist gar nicht nötig, daß Sie sich anstrengen, auszusehen wie sie. Wir werden Sie statt dessen mit einer schwarzen Perücke, dunkler Brille und dickem Make-up maskieren. Es wird niemanden überraschen, daß sie sich unter den Umständen nur in Verkleidung nach England wagt. Im Gegenteil.«

»Na, damit fällt mir ein Stein vom Herzen. Ich würde niemals als sie durchgehen. Sie ist sehr schön.« Sie sah die beiden Russen an. »Und außerdem mag ich sie.«

»Tun wir doch alle«, sagte Stinnes. »Wir tun das doch, um ihr zu helfen.«

»Das wußte ich nicht«, sagte Miranda zweifelnd.

»Aber sie darf nichts davon erfahren«, setzte Stinnes hinzu. »Sie darf unter keinen Umständen Wind davon kriegen«, sagte Moskwin und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Sonst werden Sie wünschen, nie geboren zu sein.«

»Okay«, sagte Miranda, ruhiger, als ihr zumute war. Es ärgerte sie, das zugeben zu müssen, aber Moskwin machte ihr angst, obwohl sie keine Frau war, die sich leicht ins Bockshorn jagen ließ.

»Sie hat's gecheckt«, sagte Harmony. »Kann ich nun meinen Apfel essen, großer Häuptling?«

# 15

*Bosham, Sussex, England, Oktober 1983*

Im Rahmen des Gesetzes machen nur wenige Handlungen mehr Vergnügen, als unparteiisch das Scheitern eines Kollegen zu bewerten. Und so geschah es, daß die von Pawel Moskwin gegen die Londoner Zentrale organisierte Operation noch lange in Wort und Schrift und vielleicht auch Gesang berühmt blieb, nachdem Moskwin schon tot und begraben war. Manche gaben ausschließlich Moskwin die Schuld an dem Fehlschlag. Er war ein Bürohengst, dem jede praktische Erfahrung im Außendienst fehlte (zu dieser Meinung tendierten vorzüglich Agenten im Außendienst). Moskwin war unbestreitbar ein Rabauke und Schinder. Er wollte alles übers Knie brechen und verstand die Engländer nicht. Aber andererseits waren viele seiner Kollegen Rabauken und Schinder, nur wenige gingen bedachtsam vor, und selbst in England war kaum jemand zu finden, der sich bemühte, die Engländer zu verstehen. Eine überzeugendere Erklärung des Fiaskos kam von jenen weniger voreingenommenen Beobachtern, die den Fehler in der Tatsache suchten, daß die Operation von zwei Personen geleitet wurde. Von Pawel Moskwin, einem KGB-Karriereoffizier, der zu sehr auf seinen Einfluß in Moskau angewiesen war, im Verein mit Erich Stinnes, einem erfahrenen Außendienstagenten, der, obwohl ranghöher als Moskwin, keine Ursache hatte, sich von dem Erfolg der Operation irgendeinen Vorteil zu versprechen. Andere suchten die Schwachstelle bei den beiden Frauen des Teams: der schwarzen Jamaikanerin, die in all den Jahren, die sie schon im Dienst des KGB stand, nie dessen Disziplin angenommen hatte, und der Engländerin, der man die tragende Rolle bei der Operation aufgezwungen hatte, nur weil sie Stimmen nachahmen konnte. Manche sagten, die Frauen seien von vornherein aufsässig gewesen, andere, daß die beiden

gemeinsame englische Muttersprache ein Band zwischen ihnen knüpfte, das die Voraussetzung zur Rebellion schuf.

»Erster Preis für Unfähigkeit, Arschgesicht«, sagte Harmony Jones zu Moskwin. Sie waren in einer Fischerhütte in Bosham, an der Südküste Englands, wo Moskwin seine Falle für Bernard Samson auslegte. »Von London nach Berlin und dann wieder zurück nach London. Das ist wirklich die blödeste Operation, bei der ich je mitgemacht habe, Schätzchen.« Moskwin war solchen Trotz nicht gewöhnt. Er unterdrückte seinen furchtbaren Zorn und sagte: »Das gehört alles zum Plan.« Erich Stinnes sah auf von seinem Reiseführer Chichester and the South Downs. Er beobachtete sie gelassen. Dies war nicht seine Operation, und selbst wenn die Briten ihn faßten, hatte er ja schon die Lage sondiert, was das Überlaufen anging. Moskau hatte er wissen lassen, daß die andere Seite mit Annäherungsversuchen begonnen habe, und erhielt die Genehmigung, seine Kontakte fortzusetzen. Ganz gleich, wie die Sache ausging, er würde sie überleben.

Pawel Moskwin war ebenfalls der Meinung, unfehlbar zu sein. Er wollte sich einen Namen damit machen, sie mußte also dramatisch verlaufen. Er würde Bernard Samson in eine Falle locken, ihn zu Tode verhören und dann seine verstümmelte Leiche in einem sicheren Haus des SIS in England liegen lassen. Wenn Samsons Vernehmung irgend etwas zum Vorschein brachte, das den guten Ruf von Moskwins neuer Vorgesetzten, Fiona Samson, schädigte oder vernichtete, um so besser. Das sichere Haus war sogar deshalb ausgesucht worden, weil Fiona Samson während einer ihrer ersten Vernehmungen in Ost-Berlin dessen Existenz aufgedeckt hatte. Sollte sich der Ort als unsicher erweisen, würde das Fiona des Verrats überführen und Moskwin nicht als Fehler angerechnet werden können. Miranda sah ihre drei Kollegen an und schüttelte sich. Daß es so sein würde, hatte sie nicht erwartet. Miranda ihrerseits hatte ihre Rolle genau so gespielt, wie es

vorgesehen war.

Miranda hatte auf dem Grünstreifen eines Straßenabschnitts nahe dem Terminal 3 des Londoner Flughafens gestanden, als sie Bernard Samson kommen sah, Harmony auf dem Beifahrersitz neben ihm. Der Wagen hielt neben ihr an, dann war sie hinten eingestiegen und hatte Fiona Samsons Stimme imitiert. Als sie einstieg und sich hinter diesen Mann, Bernard Samson, setzte, hatte sie für einen Augenblick Angst gehabt, ohnmächtig zu werden. Aber das war Lampenfieber gewesen, wie auf der Bühne. Und dann, schließlich war sie eine erfahrene Schauspielerin, war alles glatt über die Bühne gegangen. »Ich bin's, Liebling. Ich hoffe, ich habe dich nicht erschreckt?« Diese süße und beherrschte Stimme einer höheren Tochter, in der nur ein wenig Spott mitklang.

»Fiona. bist du verrückt?« sagte Samson. Er blickte sich nicht um, und für alle Fälle war auch der Rückspiegel von ihm weggedreht worden. Es lief genau, wie es Harmony vorausgesagt hatte. Bernard Samson, hatte Harmony gesagt, war ein Profi. Und Profis opfern ihr Leben nicht, ohne sich vorher von der Notwendigkeit ihres Opfers zu überzeugen. Samson war überzeugt. Er war die erfolgreichste Aufführung in Mirandas Karriere. Schade, daß nur zwei Leute im Publikum saßen. Zu berücksichtigen war freilich, daß fünfzig Prozent des Publikums vor Überraschung fast von Sinnen war und überdies von einer in Nähe des Schenkels bereitgehaltenen Injektionsspritze bedroht.

Miranda fuhr fort: »Hierher zu kommen? Es gibt keinen Haftbefehl gegen mich. Ich habe mein Aussehen und meinen Namen geändert ... Nein, sieh dich nicht um. Ich will dich nicht bewußtlos.« Sie hatte jede Silbe so oft geübt, daß sie automatisch sprechen konnte. Der arme Teufel wurde vollkommen zum Narren gehalten. Er tat Miranda leid. Natürlich würde er später versuchen, Harmony zu folgen. Welcher Ehemann hätte das nicht versucht.

Als Miranda nach ihrem Auftritt in London Heathrow in diese Fischerhütte zurückgekehrt war, hatte Moskwin kein anerkennendes Wort für sie gehabt. Miranda haßte ihn. »Aber angenommen, Bernard Samson verfolgt nicht Harmonys Spur?« sagte Miranda. »Angenommen, er kommt nicht. Angenommen, er geht zur Polizei.«

»Er wird kommen«, sagte Moskwin. »Er kriegt sein Gehalt nicht dafür, zur Polizei zu gehen. Leute aufzuspüren ist sein Job. Er wird Harmonys Spur verfolgen. Er wird denken, seine Frau sei hier, und er wird kommen.«

»Und dann was?« sagte Miranda. Sie trug noch immer die teure Perücke und das Make-up, die Moskwin für sie ausgesucht hatte. Sie hoffte, die Perücke behalten zu dürfen. Harmony lächelte mißmutig. Sie war diejenige gewesen, die die Spur für Samson legen, dreimal nach dem Weg fragen mußte, ehe sie die Tickets kaufte, alle Dummheiten mitmachte, die gesunder Menschenverstand hätte vermeiden können. Der Gipfel von Moskwins offenkundiger Geschmacklosigkeit war die Wahl eines auffällig schönen schwarzen Mädchens gewesen. Welcher Schwachkopf würde wohl keinen Verdacht schöpfen, wenn man so eine Blaskapelle vor ihm hermarschieren ließ, um ihn irgendwohin zu locken? Und ihre kurze Begegnung mit Bernard Samson gab ihr Grund zu der Annahme, daß er kein Schwachkopf war. Sie wollte nicht hier sein, wenn er eintraf.

»Ist doch schnuppe«, sagte Harmony. »Wir Mädchen hauen sowieso bald hier ab. Miranda-Baby, geh nach oben und schrubbe dir dieses verdammte Make-up vom Gesicht, und dann kratzen wir die Kurve. Ein Tag Rom ist genau das, was wir brauchen nach drei langen Tagen mit diesem fetten Furz.« Sie stand auf.

»Gib mir eine halbe Stunde«, sagte Miranda. Moskwin ärgerte sich, daß er sich von Harmony Jones hatte beschwatzen lassen, die beiden Frauen über Rom zurückzuschicken. Sie

hatte überzeugende taktische Gründe dafür geltend gemacht, aber jetzt war klar, daß der Abstecher nur ihrem Vergnügen dienen sollte.

»Ich brauche euch vielleicht noch«, sagte Moskwin, aber sein Talent, die beiden Frauen einzuschüchtern, war aufgebraucht, hauptsächlich wegen der Frechheit, mit der die schwarze Frau jeden Befehl hinterfragte, den er ihr gab.

»Was Sie brauchen, großer Häuptling ...«, begann sie, hielt's aber dann für besser, ihn nicht weiter zu provozieren. Sie nahm Mirandas Schminkkästchen und ging zur Treppe. Miranda folgte ihr.

»Und nennen Sie mich nicht wieder Arschgesicht«, sagte Moskwin mit feierlichem Ernst, als die beiden Frauen durch die niedrige Tür gingen, die zur Treppe führte. Harmony machte eine obszöne Geste, aber hinter Moskwins Rücken. Die Treppe hinauf fing Miranda an zu kichern. Es war ein wunderbares altes Haus. Auf der rohgezimmerten Treppe zwischen weißen Bretterwänden hallten die Schritte der beiden Frauen. Der schmalen, verriegelten Tür oben hatte man eine Ecke abgesägt, damit sie unter die Dachschräge paßte. Das alles war so typisch englisch, daß Miranda plötzlich von einer Sehnsucht, wieder in England zu leben, überwältigt wurde. Als die Schritte der Frauen sich nach oben entfernten, blickte Erich Stinnes von seinem Reiseführer auf. »Wußten Sie, daß das Dorf Bosham auf dem Bayeux-Teppich dargestellt ist?« fragte er. »Hier hat König Knud der Flut befohlen, ins Meer zurückzuweichen.«

Moskwin wußte, daß Stinnes ihn nur zu einem Zornesausbruch reizen wollte, deshalb antwortete er nicht. Er stand auf und ging ans Fenster. Bosham liegt auf einer winzigen Halbinsel zwischen zwei nur von der Flut gespeisten Flußläufen. Von hier aus sah er das Wasser und die Schiffe: Motorboote und Segelboote aller Formen und Größen. Wenn Samson tot und erledigt war, würden sie mit einem Boot

verschwinden. Stinnes war ein versierter Segler. Im Schutze der Dunkelheit würden sie sich davonstehlen, als wären sie nie dagewesen. Der perfekte Abschluß einer perfekten Operation.

»Ich würde mich nicht so dicht ans Fenster stellen«, sagte Stinnes hilfsbereit. »Elementare Vorsichtsmaßregel bei Operationen wie dieser.«

Moskwin trat beiseite. Stinnes hatte natürlich recht. Er haßte Stinnes.

»Die Hilfsmannschaft sollte inzwischen hiersein.« Stinnes sah ihn an und bekundete Erstaunen. »Sie sind vor einer halben Stunde angekommen.«

»Und wo sind sie?«

»Sie haben doch nicht erwartet, daß sie hier an die Tür klopfen, oder? Sie haben eine Matratze. Sie schlafen in ihrem Lieferwagen, bis sie gebraucht werden. Der Wagen ist drüben beim Pub geparkt.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Ich habe es schließlich arrangiert, oder? Weshalb glauben Sie wohl, bin ich vorhin auf die Toilette gegangen? Dachten Sie, ich hätte Durchfall? Von da oben kann man den Parkplatz der Kneipe sehen.«

»Haben Sie eine Waffe?«

Stinnes schüttelte den Kopf.

»Ich habe eine«, sagte Moskwin. Er legte sie auf den Tisch. Es war eine Smith & Wesson, .44 Magnum, eine wahrhaft enorme Pistole, die Moskwin sich mit großem Aufwand hier hatte bereitlegen lassen.

Stinnes musterte die kolossale Pistole und dann Moskwin. »Die sollte für uns beide reichen«, sagte er. »Dann können wir also nur noch abwarten«, sagte Moskwin. Stinnes legte ein Lesezeichen in seinen Reiseführer und klappte ihn zu. »Vergessen Sie nicht, daß hier in Bosham König Knud der Flut befohlen hat zurückzuweichen.«

»Und was ist passiert?« fragte Moskwin, der nie was von

König Knud gehört hatte.

»Die Flut stieg weiter.« Stinnes schulterte seine Tasche und sagte: »Ich würde hier nur im Weg sein. Ich werde also mal nachsehen, ob das Boot auch vollgetankt und zum Auslaufen bereit ist. Sie haben ja die Telefonnummer.«

»Ja, die habe ich«, sagte Moskwin. Er hatte mit Stinnes' Hilfe gerechnet, aber er war entschlossen, nicht darum zu bitten. Oben wischte sich Miranda die Schminke vom Gesicht, wobei sie eine Menge Coldcream verbrauchte und sich prüfend im Spiegel betrachtete.

Harmony, die ihre Reisetasche packte, sagte: »Dieser Bastard. Ich habe alles aus dem Wagen geräumt, genau wie man's mir beigebracht hat, und er meckert, weil ich so lange brauche. Dabei war das meiste Müll von ihm. Ein unordentliches Schwein ist er.« Sie hielt eine Sandwichtüte aus durchsichtigem Plastik in die Höhe, in der sie die im Mietwagen gefundenen Utensilien sorgfältig gesammelt hatte. Die Tüte enthielt zwei Landkarten von Südengland, Papierfetzen, einen kaputten Kugelschreiber, einen alten Lippenstift, drei Pennies und ein Uhrglas.

»Gehört irgendwas von diesem Zeug dir, Schätzchen?« fragte sie Miranda.

»Nein«, sagte Miranda.

»Die Autovermieter machen ihre Wagen nie gründlich sauber. Den Aschenbecher leeren sie, aber damit hat sich's.« Sie leerte die Plastiktüte, um sie für ihr Make-up zu verwenden. »Ich bin fast fertig«, sagte Miranda. »Ich schätze, ich werde noch ein, zwei Tage in England bleiben. Ich treffe dich dann übermorgen in Rom. Paßt dir das?«

»Ganz wie du willst, Baby«, sagte Harmony Jones. »Ich habe verdammt viel nachzuholen in Rom.«

Stinnes schlief in jener Nacht an Bord. Das Boot hatte drei Doppelkabinen, und in einer davon machte er sich's bequem. Er hatte den Generator angeworfen und las bis spät in die

Nacht The White Company. Er war ein treuer Sherlock-Holmes-Fan und begleitete deshalb seinen Lieblingsautor auch auf diesen Abstecher ins Mittelalter. Das Wetter war gut, und Stinnes genoß die Geräusche und Bewegungen des vor Anker liegenden Bootes und die Gerüche von nassem Holz und Salzwasser. Um fünf Uhr früh klingelte das Telefon. »Kommen Sie sofort«, sagte Moskwin. Stinnes lief hinaus in das zarte Rosa des frühen Morgens und erreichte die Hütte in acht Minuten. »Was ist los?« fragte Stinnes.

»Er ist hier«, sagte Moskwin. »Bernard Samson ist gegen Mitternacht gekommen. Die Hilfsmannschaft im Lieferwagen hat ihn erkannt. Wir haben ihn ohne Schwierigkeit reingeholt.«

»Wo ist er jetzt?«

»Oben. Machen Sie sich keine Sorgen, er ist gefesselt. Ich habe die Hilfsmannschaft weggeschickt. Vielleicht war das ein Fehler.«

»Und wozu brauchen Sie mich?« fragte Stinnes.

»Ich komme mit meinen Fragen nicht weiter«, räumte Moskwin ein. »Ich glaube, es wird Zeit, daß ihn mal jemand anders vernimmt.«

»Was haben Sie ihn gefragt?«

Moskwin schlug sich ungeduldig mit der Faust in die offene Hand. »Ich weiß, daß diese Samson eine britische Spionin ist. Ich weiß es, und ich werde ihren Mann zwingen, es zuzugeben, und wenn's das letzte ist, was ich tue.«

»Ach so, darauf also wollen Sie hinaus«, sagte Stinnes. Für ihn war das die dumme Zwangsvorstellung eines Mannes, der ihm schon wiederholt gestanden hatte, daß er nicht der Mann sei, sich von einer Frau herumkommandieren zu lassen. Der spottende Ton seines Kollegen konnte Moskwin nicht entgangen sein, aber inzwischen hatte er sich an die überlegene Haltung gewöhnt, die Stinnes ihm gegenüber immer einnahm. »Gehen Sie nach oben, und reden Sie mit ihm. Spielen Sie den netten Kerl.«

Als Stinnes nach oben ging, folgte ihm Moskwin. Moskwin war unfähig, still unten sitzen zu bleiben und auf Ergebnisse zu warten. Er mußte sehen, was passierte. Er stand hinter Stinnes in der Tür.

Der Raum zur Frontseite im Obergeschoß war sehr klein, und ein kleines Bett nahm ihn fast ganz ein. Es stand an der Wand, und Kissen lagen darauf, so daß es auch als Sofa benützt werden konnte. In der Ecke stand eine Frisierkommode mit großem Spiegel, in dem sich der Gefangene spiegelte. »Ich werde Ihnen jetzt diesen Knebel abnehmen, und Sie werden ...«, begann Stinnes und verstummte abrupt. Er sah sich nach Moskwin um und dann wieder dem Gefangenen ins Gesicht. »Das ist nicht Bernard Samson«, sagte er zu Moskwin. Der auf den Stuhl gefesselte Mann hieß Julian MacKenzie. Bernard Samson hatte diesen Anfänger beauftragt, den Spuren des schwarzen Mädchens zu folgen. Er hatte das nur allzu erfolgreich getan. MacKenzie war bei klarem Bewußtsein, und seine Augen zeigten Furcht, als nun Moskwin mit seiner Pistole herumfuchtelte. »Was soll das heißen?« sagte Moskwin zornig. Er packte mit seiner riesigen Hand den Arm seines Kollegen und zog ihn zurück in den engen Korridor. Dann schloß er die Tür. Es war dunkel. Der einzige Lichtschimmer drang aus dem Raum im Erdgeschoß.

»Das soll heißen, daß der Mann nicht Bernard Samson ist«, sagte Stinnes ruhig.

»Wer ist es?« fragte Moskwin und schüttelte ihn grob. »Woher, zum Teufel, soll ich das wissen?«

»Sind Sie sicher?«

»Natürlich. Samson ist ungefähr fünfzehn Jahre älter als dieser Junge da. Ich habe Samson aus der Nähe gesehen. Ich kenne ihn gut. Natürlich bin ich sicher.«

»Warten Sie unten. Ich werde herauskriegen, wer der da ist.« Stinnes ging die Treppe herunter und hörte hinter sich Moskwin brüllen und den jungen Mann antworten, aber zu

leise, um ihn richtig verstehen zu können. Stinnes setzte sich in den Sessel und zog The White Company aus der Tasche, merkte aber nach einer Weile, daß er ein und denselben Absatz immer wieder las. Plötzlich war da der laute Knall der .44 Magnum. Ein Schrei. Weitere Schüsse. Stinnes sprang auf die Füße, fürchtete, die Schüsse würden alle Nachbarn wecken. Sein Instinkt trieb ihn, sofort zu verschwinden, aber er war Profi genug, auf den anderen Mann zu warten.

Moskwin kam so langsam die Treppe herunter, daß Stinnes sich schon fragte, ob er sich nicht versehentlich selbst einen Schuß verpaßt hatte oder durch einen Querschläger verletzt worden war. Dann wankte Moskwin ins Zimmer. Sein Gesicht war vollkommen weiß, selbst seine Lippen blutleer. Er ließ die Pistole auf die Kommode fallen und streckte eine Hand aus, um sich auf die Kante des Küchentisches zu stützen. Dann beugte er sich vor und erbrach sich in den Ausguß.

Stinnes beobachtete ihn, hielt sich aber zurück. Moskwin würgte und würgte. Endlich wischte er sich langsam und sorgfältig das Gesicht mit einem Handtuch ab und ließ Wasser in den Ausguß laufen. »Das wäre geschafft«, sagte Moskwin, offensichtlich in dem Bemühen, den kaltblütigen Helden zu spielen. »Sind Sie sicher, daß er tot ist?« sagte Stinnes. Gelassen hielt er beide Fenster im Auge. Es gab keine Anzeichen dafür, daß die Schüsse in den benachbarten Hütten Aufmerksamkeit erregt hatten.

»Ich bin mir sicher.«

»Hauen wir also ab«, sagte Stinnes. »Schaffen Sie's bis zum Boot?«

»Zum Teufel mit Ihrem blöden Grinsen«, sagte Moskwin. »Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Sie warten.«

Tatsächlich grinste Stinnes gar nicht. Er fragte sich vielmehr, wie lange er die dummen Streiche des brutalen Proleten noch ertragen konnte.

Am gleichen Abend besuchte Fiona in Berlin die Staatsoper.

Der unentbehrliche Hubert Renn konnte ihr Karten für die Oper oder ein Konzert meist auch in letzter Minute noch beschaffen, und an diesem Nachmittag war ihr plötzlich eingefallen, daß am Abend zum letzten Mal in dieser Spielzeit der Freischütz gegeben wurde, in der Avantgarde-Inszenierung, die soviel Aufsehen erregt hatte.

Sie war überwältigt. Es war eine ihrer Lieblingsoperen. Die volksliedhaften Melodien und die komplexe romantische Struktur des Werks boten ihr einen kurzen, befristeten Urlaub von der Arbeit. Für einen Augenblick ließ die Musik sie sogar ihre Sorgen und ihre Einsamkeit vergessen.

Dann kam die Pause. Noch ganz versunken in die Musik, hatte sie keine Lust, sich in das Getümmel an der Bar zu stürzen. Viele Wessis waren an diesem Abend unter den Gästen, leicht auszumachen an ihren Klunkern und prächtigen Roben. Sie wanderte also durch das Foyer und betrachtete die dort gebotene Schau: »Elektrizität für morgen«. Es handelte sich um stimmungsvolle Fotos von Kraftwerken in der DDR. Sie betrachtete gerade einen dieser Betonblöcke, in Farbe und mit Spiegelung in einem See, als jemand hinter ihrem Rücken sagte: »Da bist du ja, Liebste! Wie wär's mit einem Glas Weißwein?« Sie drehte sich um und sah erstaunt Harry Kennedy da stehen, zwei Gläser Wein in den Händen und ein zufriedenes Lächeln im Gesicht. »Das Spektakel geht erst in der Pause richtig los, was?«

Die Überraschung war nicht gerade angenehm. Eine zufällige Begegnung mit irgendeinem alten Freund, Kollegen oder Bekannten, der sie erkennen würde, hatte sie schon lange gefürchtet. Nun war es dazu gekommen, und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Wie festgewurzelt stand sie da mit wild klopfendem Herzen. Sie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoß, und senkte den Blick, damit er ihr Erröten nicht bemerkte. Er registrierte die Wirkung, die er erzielt hatte. »Bist du in Ordnung? Es tut mir leid ... Ich hätte nicht ...«

»Ist schon in Ordnung«, sagte sie. Es war nicht unwahrscheinlich, daß man sie überwachte. Und in dem Fall würden ihre Reaktionen auf diese Begegnung morgen aktenkundig sein. Harry sprach eilig, um ihr zu ersparen, ihrerseits was zu sagen. »Ich wußte, du würdest dir den Freischütz nicht entgehen lassen. Mannomann, was für eine Inszenierung, nicht zu glauben, oder? Und diese Bäume! Echt der Gipfel! Aber eine herrliche Stimme hat er, das ja.«

»Was machst du hier, Harry?« sagte sie besonnen und ruhig.

»Ich habe dich gesucht, mein süßes Kind.« Er reichte ihr ein Glas, und sie nahm es. »Es tut mir leid, daß ich dich so überfallen habe.«

»Ich verstehe nicht, du ...«

»Ich wohne hier«, sagte er.

»Im Osten?« Sie nahm einen Schluck Wein, ohne ihn zu schmecken. Sie wußte kaum, was sie tat. Sie wußte nicht, ob sie weiterreden oder ihn vollkommen schneiden sollte und einfach weggehen.

»Für ein Jahr. Ein Professor von der Charité war in London und hat sich angesehen, was wir in der Klinik machten. Sie haben mich eingeladen, ein Jahr lang hier zu arbeiten. Ein Gehalt zahlen sie nicht, aber ich habe mir von einer Stiftung ein Stipendium ergaunert ... Genug, hier ein Jahr lang zu leben. Ich war froh, diesen Idioten in London zu entkommen, und wahrscheinlich war auch die Klinik froh, mich loszuwerden.«

»Hier in Ost-Berlin?« Sie nahm noch einen Schluck Wein. Sie brauchte die Stärkung und nahm die Gelegenheit wahr, ihn sich genau anzusehen. Er sah noch jünger aus, als sie sich seiner erinnerte. Und sein welliges Haar noch welliger, sein zerkrantschtes Gesicht noch zerkrantschter – während er nun besorgt ihre nächste Reaktion abwartete.

»Ja. In der Charite. Und ich wußte, daß du dir den Freischütz nicht entgehen lassen würdest. Ich bin zu jeder

Aufführung hiergewesen ... Ich liebe dich, süße Fiona. Ich mußte dich einfach finden.« Wieder hielt er inne.

»Du bist zu jeder Aufführung hiergewesen?«

»Du hast einmal gesagt, der Freischütz sei deine Lieblingsoper.«

»So wird's wohl gewesen sein«, sagte sie. Sie war sich dessen nicht mehr sicher. Sie wußte nichts mehr mit Sicherheit.

»Bist du wütend auf mich?« fragte er. Wie ein West-Berliner sah er aus in seinem schwarzen Anzug mit Fliege. Dies war ein anderer Harry Kennedy als der, den sie zuletzt in London gesehen hatte. Vorsichtig und fast schüchtern. Jedoch der Stolz und das Vergnügen, sie wieder aufgespürt zu haben, gewannen nach und nach die Oberhand.

»Nein, natürlich nicht«, sagte sie.

Ihre distanzierte Art machte ihm plötzlich angst. »Gibt es einen anderen?«

»Nur meinen Mann in London.«

Es war, als hätte man ihm eine Last von den Schultern genommen. »Als ich erfuhr, daß du ihn verlassen hast, wußte ich, daß ich dich finden mußte. Du bist die einzige, die ich je geliebt habe, Fiona. Du weißt das.« Das war keine Mitteilung. Es war eine Grundsatzklärung.

»Es ist hier nicht wie in London«, sagte sie unbeholfen, noch immer bemüht, sich mit der Tatsache abzufinden, daß er da war.

»Sag, daß du mich liebst.« Er hatte soviel Mühe auf sich genommen, er erwartete mehr von ihr.

»Bitte nicht. Es ist nicht so leicht, Harry. Ich arbeite hier für die Regierung.«

»Ist mir vollkommen gleichgültig, für wen du arbeitest.«

Warum wollte er nicht verstehen? »Ich bin übergelaufen, Harry.«

»Ist mir vollkommen egal, was du gemacht hast. Wir sind wieder zusammen. Allein darauf kommt's mir an.«

»Bitte, versuch doch zu verstehen, was alles auf dem Spiel steht.«

Nun, zum ersten Mal, beruhigte er sich soweit, sie anzusehen und zu sagen: »Was versuchst du mir beizubringen, Liebes?«

»Wenn du dich regelmäßig mit mir triffst, ist deine Karriere ruiniert. Du wirst nicht nach London zurückkehren und dort so weiterleben können wie vorher.«

»Ist mir egal, wenn ich nur dich habe.«

»Harry. Du hast mich nicht.«

»Ich liebe dich ... Ich mache alles, bin bereit, wo auch immer zu leben, eine Ewigkeit zu warten. Ich bin ein verzweifelter Mann.« Sie sah ihn an und lächelte, aber sie wußte, daß dieses Lächeln nicht überzeugend war. Sie spürte, wie ihre Kopfschmerzen zurückkehrten, und hätte am liebsten laut losgeschrien.

»Die Verantwortung dafür kann ich nicht übernehmen, Harry. Alles hat sich geändert, und ich habe mich auch geändert.«

»Du hast gesagt, du liebst mich«, sagte er in dem vorwurfsvollen Ton, den nur Liebende haben.

Wenn er nur ginge! »Vielleicht habe ich. Vielleicht tue ich's immer noch. Ich weiß nicht.« Sie sprach langsam. »Alles, was ich mit Sicherheit weiß, ist, daß ich's mir im Moment nicht leisten kann, mich auf die Komplikationen einer Beziehung einzulassen.«

»Dann versprich nichts. Ich fordere nichts. Ich werde warten. Aber verlange nicht, daß ich aufhöre, dir zu sagen, daß ich dich liebe. Das wäre eine unerträgliche Beschränkung.« Es klingelte zum nächsten Akt. Mit deutscher Diszipliniertheit kehrte das Publikum alsbald gleich danach auf seine Sitze zurück. »Ich kann mir die Aufführung nicht weiter anschauen«, sagte sie. »In meinem Kopf dreht sich alles. Ich muß nachdenken.«

»Gehen wir also in den Palast und essen was.«

»Du wirst den Rest der Oper verpassen.«

»Ich war in neun Aufführungen«, sagte er grimmig. Sie lächelte und blickte auf ihre Uhr. »Kriegt man so spät überhaupt noch was zu essen?« sagte sie. »In diesem Teil der Stadt macht alles zeitig dicht.«

»Die immer praktische Fiona. Ja, wir bekommen zu dieser Zeit noch was zu essen. Ich bin vorgestern dort gewesen. Gib mir deine Karte, und ich hole dir deinen Mantel.« Von der Staatsoper geht man Unter den Linden nicht weit bis zum Palast-Hotel, und des in Berlin allgegenwärtigen Braunkohlegestanks ungeachtet tat der Spaziergang Fiona gut. Als sie im Speisesaal des Hotels Platz nahmen, hatte sie ihre gewohnte Ruhe annähernd wiedergefunden. Es paßte nicht zu ihr, sich so aus der Fassung bringen zu lassen, selbst von Überraschungen nicht. Aber die Begegnung mit Harry in der Oper war nicht nur eine Überraschung gewesen; sie hatte ihr offenbart, wie dünn ihr Nervenkostüm war. Die Begegnung hatte ihr physisch zugesetzt. Noch immer schlug ihr Herz schnell. Sie betrachtete ihn, während er die Speisekarte studierte. War sie verliebt in ihn? War das die Erklärung für den Schock? Oder lag die Ursache noch tiefer, begann sie überhaupt den Boden unter den Füßen zu verlieren?

Was immer sie für Harry empfand, es kam jedenfalls nicht der soliden und dauerhaften Liebe gleich, die sie an ihr Heim, an die Kinder und an Bernard band. Harrys Verschwinden aus ihrem Leben hatte ihr nicht die herzerreißenden Qualen verursacht, die sie wegen der Trennung von ihrer Familie litt, Qualen, denen sie nie entfliehen konnte. Jene alte Liebe zu Harry war etwas ganz anderes, davon Gesondertes, ein Gefühl, das mit der Liebe zu ihrer Familie nicht im Streit lag. Sie konnte nicht umhin, sich zu erinnern, daß die Liebe, die sie einst für Harry gefühlt hatte, elektrisierend gewesen war. Sie war unerlaubt gewesen und physischer als alles, was sie je mit

Bernard erlebt hatte. Als sie nun Harry hier am Tisch gegenüber saß, war ihr sehr lebhaft erinnerlich, wie noch vor kurzer Zeit ein Blick von ihm genügte, sie zu erregen. »Ach, wie bitte?« sagte sie zerstreut, als sie merkte, daß er eine Antwort von ihr erwartete.

»Ich habe ihn neulich abend hier getrunken«, sagte er. »Er war recht gut.«

»Entschuldige bitte, ich habe geträumt.«

»Der Kabinett ist immer der trockenste, wenigstens habe ich das bei meinem letzten Besuch hier gelernt.«

»Wunderbar«, sagte sie unbestimmt und war erleichtert, als er den Kellner herbeiwinkte und eine Flasche eines Weins bestellte, den er bei seinem vorigen Besuch hier probiert und dann gern getrunken hatte. Sein Deutsch war passabel, sogar sein Akzent nicht übel.

Sie sah sich im Restaurant um, doch von den Gästen kam ihr hier keiner bekannt vor. Es waren alles Ausländer, die allein Zugang zu den harten Währungen hatten, in denen die Rechnungen hier bezahlt werden mußten.

»Mein Geld kommt in westlicher Währung. Ich esse immer hier«, erklärte er ihr.

War er möglicherweise ein Sendbote der Londoner Zentrale? Nein. Er war nicht der Typ, den Bret oder Sir Henry für die heikle Rolle des Mittelsmanns nehmen würde. Andererseits wäre die Maske des Liebhabers die perfekte Tarnung für einen Kontaktmann aus London. Wenn er die Rolle tatsächlich spielte, würde er sich ihr bald zu erkennen geben. So wurde es immer gemacht. Sie würde abwarten und sich nichts vergeben, bis auf weiteres die perfekte Kommunistin bleiben. »Was empfiehlst du also, sollen wir essen?« fragte sie.

Er blickte auf und lächelte. Er war so glücklich, daß sein Überschwang auch sie packte. »Steak, Forelle oder Schnitzel, mehr habe ich hier noch nicht probiert.«

»Also Forelle. Keine Vorspeise.« Und dann traf sie ein anderer Gedanke wie eine Bombe: Konnte es sein, daß er für Moskau arbeitete? Sehr, sehr unwahrscheinlich. Bei jener ersten Begegnung in London hatte er zugegeben, keine Arbeitserlaubnis zu haben. Hätte sie die Einwanderungsbehörde angerufen, wäre es ihm an den Kragen gegangen. Aber Augenblick mal: Gerade weil er mit den Behörden hätte Ärger kriegen können, hatte sie ja darauf verzichtet, ihn offiziell durchleuchten zu lassen. Deshalb und natürlich auch, weil Bernard womöglich angefangen hätte, Fragen zu stellen. Sie rief sich jene erste Begegnung auf dem Bahnhof in Erinnerung, Schritt für Schritt, Wort für Wort. Seine »Nichte« sprach mit Fiona und lief dann weg. Das hätte ein abgekartetes Spiel gewesen sein können. An der Begegnung war nichts, das nicht hätte vorausgeplant sein können.

»Fiona«, sagte er.

»Ja, Harry?«

»Ich liebe dich wahnsinnig.« Er liebte sie. Niemand konnte die Anbetung, die sie in seinen Augen las, vortäuschen. Aber, sagte ihre neurotische, mißtrauische und logische Seite, daß der Mann in sie verliebt war, bewies ja nicht, daß nicht Moskau ihn schickte.

»Ich weiß alles über dich«, sagte er plötzlich. Und wieder erschrak sie. »Außer weshalb du den Freischütz magst. Inzwischen kenne ich ihn bis in die geringste Tonschwankung. Ich kann Schönberg und Hindemith verkraften, aber kannst du mir in dieser ganzen verdammten Oper auch nur zehn Minuten richtige melodische Musik herausfinden?«

»Die Deutschen mögen sie, weil sie von einem vollkommen vereinigten Deutschland handelt.«

»Ist es das, was du willst: ein vereinigtes Deutschland?« fragte er.

Rote Lichter leuchteten auf. Was war gegenwärtig

hinsichtlich der Vereinigung die offizielle Linie?

»Nur zu den richtigen Bedingungen«, sagte sie vorsichtig.

»Und was meinst du?«

»Wer sagte doch, daß er Deutschland so gerne mochte, daß ihm zwei davon lieber wären als eins?«

»Ich weiß es nicht genau.«

Er beugte sich vor und sagte vertraulich: »Vergiß, was ich gerade gesagt habe. Ich finde den Freischütz ganz toll, bis zum letzten kleinen Viertelseufzer.«

# 16

*London, Oktober 1983*

Es war zwei Uhr früh. Daheim in seinem Haus an der Themse saß Bret im Bett und las die letzten Seiten von Zolas »Nana«. Unter dem Einfluß von Sylvester Bernstein hatte Bret die Freuden der Romanlektüre entdeckt. Zuerst hatte Sylvester ihm »Germinal« geliehen, und nun hatte Bret – der ja für tiefe und plötzliche Begeisterungen anfällig war – beschlossen, die zwanzig Bände des ganzen Zolaschen Romanzyklus zu lesen. Das Telefon klingelte. Er ließ es lange läuten, aber da der Anrufer nicht aufgab, griff er schließlich nach dem Hörer. »Hallo?« Bret sagte immer hallo. Er hielt es nicht für richtig, jedem seine Identität zu verraten.

»Ach, bester Bret, ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.«

»Ich lese ein hervorragendes und bewegendes Buch, Sir Henry.«

»Solange Sie nicht gerade mit irgendwas Wichtigem befaßt sind«, sagte der D.G. ungerührt. »Ich weiß, daß Sie was von einer Nachtteule haben. Jedenfalls duldet die Sache leider keinen Aufschub.«

»Ich verstehe.« Bret legte das Buch zur Seite und schloß es bedauernd.

»Ein Verbindungsmann zum Special Branch hat vor ein paar Minuten bei mir zu Hause angerufen. Auf der Polizeiwache in Chichester ist eine junge Frau aufgekreuzt, anscheinend eine Engländerin, die jemanden aus unserer Branche sprechen wollte.«

»Ach, gewiß, Sir«, sagte Bret.

»Natürlich gähnen Sie schon. Ja, das haben wir im Laufe der Zeit schon oft erlebt, gebe ich zu. Aber diese Dame sagt, sie wolle uns was über einen unserer Leute in London sagen. Sie erwähnte einen Mann, den kürzlich seine Frau verlassen hat. Überdies hat sie kürzlich in Berlin die Bekanntschaft dieser

Dame gemacht. Sind Sie noch da, Bret?«

»Aber gewiß, Sir Henry, vollkommen. Bekanntschaft gemacht? Namentlich? Hat sie den Namen erwähnt?«

»Anscheinend. Aber alles wird ja auf dem Wege der mündlichen Überlieferung ein bißchen nebelhaft, bis es bei mir ankommt. Sehr, sehr dringend, sagte sie, sei ihr Anliegen. Irgend jemand sollte getötet werden. Irgendwas Derartiges. Aber ja, der Name wurde genannt. Der Special Branch hielt es für richtig, bei uns anzufragen, ob der Name hier bekannt sei. Der Mann, der Nachtdienst hatte, hielt die Anfrage für wichtig genug, mich deswegen zu wecken. Ich glaube, er hatte recht.«

»Allerdings, Sir.«

»Ein Inspektor des Special Branch bringt die Dame nach London. Sie nennt sich Mrs. Miranda Keller, geborene Dobbs. Das ist natürlich keine Hilfe, die deutschen Telefonbücher sind voller Kellers. Würden Sie nicht vielleicht so nett sein, sich mal mit ihr zu unterhalten? Hören, worum es geht?«

»Ja, Sir.«

»Der Special Branch hat dieses Grundstücksmaklerbüro in Kensington. Das Haus hinter dem Sainsbury-Supermarkt. Sie kennen es doch?«

»Ja, Sir.«

»Sie werden in weniger als einer Stunde dort sein.«

»Ich mache mich sofort auf den Weg, Sir.«

»Das wäre wirklich schön, Bret. Ich wäre Ihnen so dankbar. Ich komme morgen ins Büro. Dann können wir darüber sprechen.«

»Ja, Sir.«

»Möglicherweise ist natürlich alles blinder Alarm.«

»Jedenfalls sollte ich mich wohl beeilen.«

»Es könnten auch unsere alten Freunde sein, die da versuchen, uns einen schlechten Streich zu spielen. Riskieren Sie nichts, Bret.«

»Werde ich nicht, Sir. Ich gehe am besten gleich los.«

»Ja, natürlich. Gute Nacht, alter Junge. Obwohl, zu Ihnen sollte ich ja wohl jetzt guten Morgen sagen.« Der D.G. kicherte und legte auf. Er hatte es gut. Er konnte jetzt wieder schlafen gehen.

Mrs. Miranda Keller war sechsunddreißig Jahre alt, und die Perücke, die sie trug, ließ sie nicht jünger aussehen. Es war fast vier Uhr früh, und sie hatte eine lange Autofahrt durch strömenden Regen hinter sich, als sie dieses große alte Haus in Kensington erreichte, einer schäbigen Wohngegend im Zentrum von London. Miranda ließ ihren Kopf auf dem abgewetzten Bezug des Sessels ruhen. Der gnadenlose blaue Schein der ständig summenden Deckenbeleuchtung schmeichelte ihrer Erscheinung nicht.

»Wie ich Ihnen schon sagte, wir haben keinen Angestellten dieses Namens«, sagte Bret. Er saß hinter einem Schreibtisch und trank lauwarmen schwarzen Kaffee aus jenem zarten Porzellan, das in den Büros der ernsthaften jungen Männer, die Grundstücke verkaufen, de rigueur ist. Auf dem edlen alten Tablett stand neben der Kaffeetasse eine Zuckerdose und eine aufgestochene Dose Kondensmilch. »S, A, M, S, O, N«, buchstabierte sie.

»Ja, ich habe Sie schon verstanden. Niemand dieses Namens«, sagte Bret.

»Sie werden ihn umbringen«, sagte Miranda, ohne lockerzulassen. »Haben Sie schon jemand in dieses Haus nach Bosham geschickt?«

»Darüber zu sprechen bin ich nicht befugt«, sagte Bret. »Nicht mal, wenn ich's wüßte«, setzte er hinzu.

»Also, diese Männer werden ihn töten, wenn er hingeht. Ich weiß, was das für Leute sind.« Die Fenster klapperten im Wind. »Russen, sagen Sie?«

»Sie haben sich ja ihre Namen aufgeschrieben«, sagte sie. Sie hob ihre Tasse, warf einen Blick auf den Kaffee und stellte sie zur Seite.

»Ja, das habe ich. Und Sie haben gesagt, daß da noch eine andere Frau war.«

»Über die weiß ich nichts.«

»Ach richtig. Das sagten Sie schon«, murmelte Bret und vertiefte sich in seine Notizen. »Meine Handschrift ist nicht besonders elegant, Mrs. Keller, aber ich glaube, leserlich genug. Ich möchte, daß Sie die Notizen durchlesen, die ich gemacht habe. Fangen Sie hier an: die Unterhaltung in dem Wagen am Londoner Flughafen, bei der Sie die Stimme dieser Frau nachahmten, die Sie in Berlin-Grünau getroffen haben.«

Sie las schnell, nickte und reichte das Protokoll zurück. Der Wind heulte im Kamin, und die elektrische Heizflamme ratterte in ihrer Halterung. Ununterbrochen hämmerte schwerer Regen ans Fenster.

Bret nahm ihr die Papiere nicht ab. »Lassen Sie sich Zeit, Mrs. Keller. Vielleicht sollten Sie's zweimal lesen.« Sie sah seine Notizen noch einmal durch. »Was stört Sie? Glauben Sie mir vielleicht nicht?«

»Es hört sich an wie eine reichlich banale Unterhaltung, Mrs. Keller. War Ihre ganze Vorstellung der Mühe wert, wenn Sie schließlich nur von den Kindern sprachen und daß man diesen Burschen Stinnes in Ruhe lassen solle?«

»Das war doch nur gedacht, um ihn zu ködern: Er sollte dem schwarzen Mädchen folgen, um seine Frau wiederzufinden.«

»Ja«, sagte Bret Rensselaer zweifelnd. Er nahm die Blätter mit den Notizen und stieß sie auf den Tisch, um sie zu ordnen. Draußen knallte eine Autotür, und ein Motor heulte auf. Ein Mann brüllte gute Nacht, und eine Frau schrie: »Verdufte!« An so was war man hier gewöhnt. »Und ich habe nichts verlangt.«

»Darüber habe ich mich schon gewundert«, sagte Bret. »Sie brauchen gar nicht so sarkastisch zu sein.«

»Entschuldigung. Das war nicht meine Absicht.«

»Könnten Sie nicht ein paar von diesen Lampen abschalten? Ich kriege schon Kopfschmerzen von dem blendenden Licht.«

»Sie haben ganz recht. Ich hasse dieses Neonlicht, aber das Zimmer hier wird als Büro benützt. Die Lampen hängen alle am gleichen Schalter.«

»Ich will nichts für das, was ich Ihnen erzählt habe. Überhaupt nichts.«

»Aber?«

»Aber wenn Sie wollen, daß ich dorthin zurückkehre, ist es nur gerecht, daß ich irgendwas dafür von Ihnen kriege.«

»Woran hatten Sie gedacht?«

»Einen Paß für meinen fünfjährigen Sohn.«

»Ahhh!« Brets unverkennbares Stöhnen stand für die Anstrengungen, die er angesichts der Streitereien würde durchstehen müssen, um für jemanden, der kein Recht darauf hatte, einen Paß zu kriegen. Diese berufsmäßigen Obstruktionspolitiker, mit denen er es in Whitehall zu tun hatte, würden Überstunden machen, Gründe entdecken, dieses Gesuch abschlägig zu bescheiden.

»Das kostet Sie doch gar nichts«, sagte Miranda.

»Ich weiß«, sagte Bret mit warmer, leiser Stimme. »Ihre Forderung ist bescheiden genug, Mrs. Keller. Ich werde sie Ihnen wahrscheinlich erfüllen können.«

»Wenn ich morgen nicht in Rom ankomme oder spätestens übermorgen, werde ich eine Menge zu erklären haben.«

»Sie haben die britische Staatsangehörigkeit. Weshalb brauchen Sie überhaupt meine Fürsprache, einen britischen Paß für Ihren Sohn zu kriegen?«

»Ich bin in Österreich geboren. Mein Vater hatte dort einen Fünfjahresvertrag. Mein Sohn ist in Berlin geboren. Damit hat er nicht automatisch meine britische Staatsbürgerschaft.«

»Verdammtes Pech«, sagte Bret. »Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Sein Gesicht hellte sich auf, als ihm plötzlich ein Ausweg einfiel. Vielleicht genügte ja schon ein gefälschter Paß. Er würde ihr natürlich nicht sagen, daß der Paß gefälscht war. »Vermutlich reicht jeder westliche Paß dafür aus, ihn da

rauszuholen. Republik Irland, Brasilien, Guatemala, Belize oder Paraguay.«

Die Frau sah ihn mißtrauisch an. »Solange ich das verbriefte Recht kriege, mich in Großbritannien aufzuhalten, aber ich will nicht irgendeinen Mickymaus-Paß, den ich alle zwei oder drei Jahre verlängern lassen und dann noch Schmiergelder dafür an irgendeinen Botschaftsangestellten zahlen muß.« Bret nickte zustimmend. »Haben Sie geeignete Lichtbilder Ihres Sohnes dabei?«

»Ja.« Aus ihrer Handtasche nahm sie drei Paßbilder, die sie ihm reichte, sowie ein Blatt Papier, auf dem die erforderlichen Angaben zu lesen waren.

»Sie hatten dies also geplant, ehe Sie Berlin verließen?«

»Diese russischen Schweine sind unerträglich«, sagte Miranda. »Ich habe immer Paßbilder dabei.«

Wie wagemutig! dachte Bret. »Das ist für den Augenblick alles, was wir tun können«, sagte er. »Überlassen Sie alles mir. Wie kann ich Sie in Ost-Berlin erreichen?«

»Ich brauche den Paß«, sagte Miranda. »Ehe ich nicht diesen Paß in der Hand habe, mache ich nichts für Sie.« Bret sah sie an. Sie war eine intelligente Frau. Sie mußte begriffen haben, daß sie sich ihm auslieferte, wenn sie nach Ost-Berlin zurückging. Aber das gab sie nicht zu erkennen. Sie gehörte zu den Menschen, die voraussetzen, daß jeder fair spielt. Es war gut zu erfahren, daß es solche Menschen noch gab. Einstweilen wollte Bret sie nicht eines Besseren belehren. »Würden Sie ein kleines Honorar annehmen?«

»Ich will nur den Paß für meinen Sohn.«

»Okay, Mrs. Keller. Ich werde tun, was ich kann, um Ihnen den zu beschaffen.«

»Ich bin überzeugt, daß Sie das tun werden.«

»Eine letzte Sache noch von allergrößter Wichtigkeit, Mrs. Keller. Die Frau, die Sie in Berlin getroffen haben, Mrs. Fiona Samson, ist KGB-Offizier. Sie ist eine sehr kluge Frau.

Unterschätzen Sie sie nicht.«

»Soll das heißen, daß sie für den russischen Nachrichtendienst arbeitet?«

»Allerdings. Böartig, hätte ich sagen sollen. Eine böartige und gefährliche Frau. Vertrauen Sie ihr niemals etwas an.«

»Werde ich nicht.«

»Es war also nicht vollkommen verlorene Zeit, Bret?« Der D.G. stattete dem großartigen monochromen Büro Bret Rensselaers einen seiner seltenen Besuche ab. Er saß auf dem schwarzen Ledersofa, zupfte an den Knöpfen und beschloß, nicht zu rauchen.

Mitunter erinnerte die unnahbare Leutseligkeit des D.G. seinen amerikanischen Untergebenen an den General des 1. Weltkriegs, von dem Siegfried Sassoon dichtete:

»Er ist ein fideles altes Haus grunzte Harry zu Jack ... Doch mit seinem Angriffsplan machte er beiden den Garaus.«

»Nein, Sir. Sehr aufschlußreich«, sagte Bret, der hinter seinem Schreibtisch mit gläserner Platte saß und zum weißen Hemd eine gepunktete Fliege trug.

»Es gab einen Plan, Bernard Samson zu töten?«

»Das ist ihre Geschichte.«

»Und statt dessen wurde dieser andere junge Mann getötet?«

»Ja, aber das weiß sie nicht. Und ich habe es ihr natürlich nicht gesagt.«

»Hat Samson gemeldet, daß das schwarze Mädchen sich an ihn herangemacht hat?«

»Nein, Sir, hat er nicht.« Bret ordnete die Papiere auf seinem Schreibtisch, obwohl dafür keinerlei Notwendigkeit bestand.

»Und was hat das Haus in Bosham sonst noch offenbart? Haben Ihre Jungens schon Bericht erstattet?«

»Ich habe wegen des Hauses in Bosham nichts unternommen und gedenke auch nichts zu unternehmen.«

Der Director-General holte hörbar Atem, starrte ihn an und

sagte endlich: »Sehr klug, Bret.«

»Ich bin froh, daß Sie mir zustimmen.«

»Wo ist Samson?«

»Samson ist gesund und munter.«

»Haben Sie ihn nicht gewarnt?«

»Nein, Sir. Ich habe ihn weggeschickt auf einen Job.«

»Ja, das war weise.« Er schniefte. »Sie haben sich also Mrs. Samsons Information über das sichere Haus in Bosham zunutze gemacht. Das ging ja schnell. Hmm.«

»Für uns ist das prima gelaufen, Sir.«

»Ich wünschte, Sie würden das nicht dauernd sagen, Bret. Wir haben's noch nicht ausgestanden. Daß Samson den Kontakt nicht gemeldet hat, gefällt mir überhaupt nicht. Meinen Sie, daß er glaubte, daß die Frau auf dem Rücksitz seine Frau war?«

»Ja, wahrscheinlich. Aber Samson denkt, ehe er handelt. Alle diese ehemaligen Außendienstleute werden ultravorsichtig. Deshalb müssen wir sie ja pensionieren.«

»Sie sollten dafür sorgen, daß Mrs. Samson von dieser Maskerade erfährt.« Er schniefte. »Bernard Samson hat also nichts gemeldet. Das gefällt mir nicht, Bret.«

»Nein, Sir. Aber es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß Samson es auf irgendeine Weise an Loyalität fehlen läßt. Oder auch nur mit dem Gedanken spielt, Verrat zu üben.«

»Diese Mrs. Keller, kommt sie als Agentin für uns in Frage?«

»Nein, Sir.«

»Aber wir können sie benützen?«

»Ich wüßte nicht, wie. Jedenfalls nicht jetzt.«

»Haben Sie Fotos von ihr?«

»Ja. In dieser Hinsicht ist das Büro in Kensington sehr praktisch. Eine Menge guter, scharfer Aufnahmen.« Der D.G. trommelte mit den Fingern auf der ledernen Armlehne des Sofas. »Was die sicheren Häuser angeht, Bret. Als wir

übereinkamen, daß Mrs. Samson die Existenz des sicheren Hauses in Bosham verraten sollte, wurde, soweit mir erinnerlich ist, ständige Überwachung dieses Hauses angeordnet.« Bret schürzte die Lippen, er fühlte sich getadelt um einer Sache willen, die nicht in seine Kompetenz fiel. Er sagte: »Gegenwärtig sind mir die Hände gebunden ... Aber sobald es ungefährlich ist, werden Disziplinarmaßnahmen angewendet werden.«

»Das will ich doch hoffen, Bret. Einstweilen sieht der Plan also vor, abzuwarten, bis der Hauswart dem sicheren Haus in Bosham den nächsten turnusmäßigen Besuch macht, um nach dem Rechten zu sehen und dabei die Leiche zu finden, stimmt's?«

»So ist es, Sir.«

»Gut.« Er brachte ein ermutigendes, wenn auch humorloses Lächeln zustande. »Und nun dieser KGB-Fritze, Stinnes. Silas ist seinetwegen dauernd hinter mir her. Er sagt, wir dürfen diesen Kontakt nicht kalt werden lassen.«

»Ich dachte mir schon, daß Sie darüber mit mir sprechen würden, Sir«, sagte Bret und tauchte in seine Aktentasche. Er entnahm ihr einen roten Aktendeckel, den er öffnete, wobei eine Ziehharmonika jener grauen rechteckigen Computerausdrucke zum Vorschein kam, die der D.G. so ungern las. Dabei kamen aber auch vier glänzende großformatige Fotos von Stinnes zum Vorschein. Er beugte sich vor, um sie nebeneinander auf die gläserne Tischplatte zu legen, wo der D.G. sie auch sehen konnte. Der D.G. reckte jedoch nicht den Hals, um sie aus der Nähe betrachten zu können.

Die Fotos lagen mit peinlicher Sorgfalt in einer Reihe nebeneinander angeordnet. Es war so typisch für Bret Rensselaer mit seinem grenzenlosen Glauben an Karten, Statistiken, graphische Darstellungen und Projektionen, daß er Fotos dieses verdammten Russen bei diesem Treffen aus der

Tasche zog, als wäre das eine Entscheidungshilfe. »Hat er irgendeinen Beweis für seine Glaubwürdigkeit geliefert?« fragte der D.G.

»Er hat Samson gesagt, daß Moskau den neuen diplomatischen Code geknackt hat. Aus diesem Grunde haben wir in letzter Zeit alles durch Kurier befördert.«

Der D.G. streckte einen Finger aus und berührte eines der Fotos, als sei es womöglich mit Keimen einer ansteckenden Krankheit verseucht. »Glauben Sie ihm?«

»Sie haben wahrscheinlich mit Silas Gaunt gesprochen«, sagte Bret, der erst mal sehen wollte, woher der Wind wehte, ehe er sich zu einer eigenen Meinung bekannte.

»Silas hat da etwas verrückte Ansichten. Ich hoffe, von Ihnen eine nüchterne Einschätzung ...«

Bret wollte nichts sagen, das eventuell später gegen ihn verwendet werden konnte. Langsam sagte er: »Wenn Stinnes mit seinem Angebot, zu uns überzulaufen, im Auftrag Moskaus handelt ...«

Der D.G. beendete den Satz für ihn: »Wird unsere Reaktion den Jungens in Moskau viel Freude gemacht haben, was, Bret?«

»Ich versuche, alle persönlichen Gefühle des Erfolgs oder der Niederlage zu vernachlässigen, wenn ich derartige Entscheidungen treffe, Sir Henry.«

»Sehr richtig.«

»Wenn Stinnes auf Anweisung Moskaus handelt, hätte er uns wahrscheinlich irgendein Geheimdokument mitgebracht, so daß wir versucht hätten, es wörtlich zu übermitteln oder doch jedenfalls in Auszügen.«

»So daß sie es vergleichen und unseren Code knacken könnten? Ja, vermutlich. Sie halten ihn also für echt?«

»Silas meint, darauf käme es gar nicht an. Silas glaubt, wir sollten ihn bearbeiten und ihn in dem Glauben zurückschicken, den wir uns von denen da drüben erwarten.« Bret wartete auf

eine Reaktion und hielt sich noch immer offen, für oder gegen diese Meinung Stellung zu beziehen. Aber er merkte, daß sie dem D.G. gefiel.

Nach einem Augenblick des Nachdenkens sagte der D.G.:  
»Bitte reden Sie fürs erste nicht mit Silas von dieser Sache.«

»Sehr wohl, Sir Henry.«

»Und halten Sie schließlich Stinnes von Cruyer und Samson und allen anderen fern. Das soll Sie ganz allein angehen. Ein Mann gegen den anderen, Sie und Stinnes. Wir brauchen für diese Aufgabe eine Person, die das ganze Spiel bis in die kleinsten Einzelheiten und Verästelungen versteht. Eine Person ist genug, und diese Person müssen Sie sein.«

Bret legte die Fotos und die Ausdrucke wieder in seine Aktentasche. Die aufgeregten Bewegungen des D.G. kündigten an, daß er die Sitzung aufzuheben gedachte. »Ehe ich gehe, Bret, ein Aspekt der Sache ...«

»Ja?«

»Sind Sie der Meinung, daß Bernard Samson schon einmal einen Menschen getötet hat?«

Bret war überrascht, und einen Augenblick lang ließ er sich das anmerken. »Ich nehme an, er hat, Sir. Genaugenommen, nun ja, weiß ich's ... Ja, schon oft.«

»Eben, Bret. Und jetzt setzen wir ihn einer schweren Bürde von Sorgen und Befürchtungen aus, stimmt's?« Bret nickte.

»Ein Mann wie Samson mag unter diesen Umständen nicht die Elastizität haben, zu der Sie fähig wären. Er könnte versuchen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.«

»Könnte er.« Bret war im Zweifel.

»Ich habe Samson neulich getroffen. Er nimmt es sehr schlecht auf.«

»Soll ich ihn in die Ferien schicken?«

»Auf keinen Fall. Das wäre das Schlimmste, was Sie dem armen Kerl antun könnten. Damit gäben Sie ihm Zeit, herumzusitzen und zu grübeln. Ich will nicht, daß er herumsitzt

und grübelt, Bret.«

»Haben Sie eine Ahnung, was ...?«

»Angenommen, er käme zu dem Schluß, seine Frau hätte ihn verraten und sein Vaterland verraten. Daß sie seine Kinder verlassen und ihn zum Narren gemacht hätte. Könnte er nicht unter diesen Umständen beschließen, ihr anzutun, was er schon so vielen anderen angetan hat?«

»Sie töten? Aber Augenblick mal, Sir Henry! In Wahrheit hat sie das doch aber nicht getan, oder?«

»Und das bringt uns zu einem anderen Aspekt der scheußlichen Lage, in der Samson sich jetzt befindet.« Der D.G. hievte sich aus dem niedrigen Sitz hoch. Bret stand auf und sah ihm dabei zu, hielt es aber für klüger, ihm nicht beizuspringen. Der D.G. sagte: »Samson stellt eine Menge Fragen. Was, wenn er hinter die Wahrheit kommt? Könnte es ihm nicht in den Sinn kommen, wir hätten ihm einen grausamen Streich gespielt? Und das, ohne die mindeste Rücksicht auf seine Gefühle zu nehmen? Er entdeckt, daß wir ihm nicht vertraut haben. Er fühlt sich zurückgewiesen und gedemütigt. Er ist ein Mann, der gelernt hat, seinen Widersachern gewalttätig entgegenzutreten. Könnte es ihm nicht einfallen, sich an uns zu rächen?«

»Das glaube ich nicht, Sir Henry. Samson ist ein zivilisierter Mensch.« Bret ging durch das Büro und hielt ihm die Tür auf.

»Ist er das?« sagte der D.G. in dem munteren Ton, der ihm immer zu Gebote stand. »Dann ist er nicht anständig ausgebildet.«

# 17

*Ost-Berlin, November 1983*

An der Fassade des Gebäudes zur Karl-Liebknecht-Straße brachten eben ein Dutzend Arbeiter ein riesiges rotes Transparent an: »Lang lebe unser sozialistisches Vaterland«. Das vorige, das sowohl Wohlstand auch auch Frieden verhieß, war in der Sonne zu einem hellen Rosa ausgebleichen. Aus dem Fenster von Fiona Samsons Büro waren nur die Troddeln sichtbar, doch ein Teil des Rahmens für das neue Transparent ragte quer über das Fenster und verminderte das Tageslicht.

»Ich wollte immer mal nach Amerika«, gestand Hubert Renn, als er die Papiere von ihrem Schreibtisch nahm.

»Wirklich, Herr Renn? Warum?« Sie trank ihren Tee. Sie durfte ihn nicht stehenlassen, denn es war echter indischer Tee, nicht das fade UdSSR-Zeug von den Plantagen in Georgien. Sie wunderte sich, wo Renn ihn aufgetrieben haben mochte, fragte aber nicht.

»Neugier, Frau Direktor. Es ist ein Land der Gegensätze.«

»Eine repressive Gesellschaft«, sagte Fiona, pflichtgemäß der Linie folgend, an die sie sich immer hielt. »Ein Land, das die Arbeiter versklavt.«

»Aber es sind so rätselhafte Leute«, sagte Renn. Er steckte die Kappe auf seinen Füllfederhalter und diesen dann in die Tasche. »Wußten Sie, Frau Direktor, daß, als die Amerikaner während des Krieges gegen Hitler Geheimagenten über Deutschland abspringen ließen, die allerersten von diesen Fallschirmspringern Angehörige des I.S.K. waren?«

»Des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes?« Ehe Renn ihr erzählt hatte, daß seine Mutter ein Mitglied dieser Organisation gewesen war, hatte Fiona vom I.S.K. noch nie gehört. Er stand aber in Nachschlagewerken.

»Ja, des I.S.K. der noch radikaler war als die KPD. Weshalb haben die Amerikaner gerade solche Leute eingesetzt?

Genausogut hätten uns unsere Moskauer Freunde als Abgesandte Stalins weißrussische Adlige schicken können.«

Sie lachte. Renn grinste verlegen. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie aus diesen Bemerkungen eine gewisse Sympathie für Amerika herausgehört hätte, inzwischen verstand sie ihren Mitarbeiter besser. Wenn diese Bemerkungen irgendwelche Rückschlüsse auf seine Haltung erlaubten, durfte man annehmen, daß er nicht Amerika preisen, sondern Rußland kritisieren wollte. Renn war ein getreuer Jünger von Marx. Nach Renns Anschauung war Karl Marx der unvergleichliche Prophet und die Quelle aller wahren Aufklärung, ein deutscher Weiser. Alle etwaigen kleinen Unvollkommenheiten und Widersprüche in der Praxis des Sozialismus – Renn hatte ausdrücklich niemals eingeräumt, daß es welche gäbe – waren dem typisch russischen Versagen Lenins und Stalins zuzuschreiben.

Aber Fiona hatte gelernt, mit Hubert Renns blindem Glauben an den marxistischen Sozialismus zu leben, und zweifellos eröffnete ihr der tägliche Umgang mit ihm den Zugang zu einer Welt, die sie bisher kaum wahrgenommen hatte. Da waren zum Beispiel die regelmäßig eintreffenden Briefe von Lisa, der zweiundzwanzigjährigen Tochter, die der ganze Stolz ihres Vaters war. Lisa hatte spielend Russisch gelernt und arbeitete jetzt als Doktorandin in Meeresbiologie – einem der Fächer, zu denen Frauen Zugang hatten – an der Universität Irkutsk am Baikalsee. Als tiefster See der Welt enthält er mehr Süßwasser als die großen amerikanischen Seen zusammen. In seiner Umgebung gedeiht eine einzigartige Flora und Fauna. Doch sie hatte nicht einmal gewußt, wo der Baikalsee lag, ehe Renn ihr den Brief von seiner Tochter zeigte. Wie unendlich viel gab es doch noch zu lernen!

»Ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten«, erklärte Renn, als sie ihm den belanglosen Brief zurückreichte, den er eben von seiner Tochter erhalten hatte.

»Was denn, Herr Renn?«

»Sie werden eine Auszeichnung erhalten, Frau Direktor.«

»Eine Auszeichnung? Davon habe ich noch nichts gehört.«

»Welche Auszeichnung Ihnen verliehen werden soll, muß noch entschieden werden, aber die heroischen Jahre Ihrer Tätigkeit in England für die Revolution sollen mit einer Auszeichnung gewürdigt werden. Moskau hat den Vorschlag gebilligt, und womöglich erhalten Sie auch noch einen Orden der DDR.«

»Ich bin überwältigt, Herr Renn.«

»Ehre, wem Ehre gebührt, Frau Direktor Samson.« Renn war überrascht von der Leichtigkeit, mit der Fiona sich in Berlin eingearbeitet hatte. Er hatte keine Ahnung, in welchem Ausmaß Fionas Erziehung in England sie auf das kommunistische Regime vorbereitet hatte. Im Internat hatte sie schnell gelernt, jedes menschliche Gefühl zu verbergen: Triumph, Enttäuschung, Freude, Liebe oder Scham. Ihr autoritärer Vater hatte ihr die Kunst des Hinhaltens und den Wert der Ausrede vorgelebt. Überhaupt charakterisierten in der Mittelschicht, der sie entstammte, grausamer Doppelsinn, indirekte Fragen und demütigende Gleichgültigkeit den zwischenmenschlichen Verkehr. Die Prüfungen, die sie da bestanden hatte, gaben ihr die Gewähr, den Gefahren Ost-Berlins gewachsen zu sein. Andererseits ahnte Renn natürlich nichts von Fionas Depressionen, der Sehnsucht nach ihren Kindern, der Stunden selbstmörderischer Verzweiflung und Einsamkeit.

Fiona, die im Büro mit streng zurückgekämmten Haaren erschien – was zu ihrer Rolle paßte, ihr jedoch auch zu Gesicht stand –, wenig Make-up auflegte und bald leicht berlinerte, wurde längst als ordentliches Mitglied der Berliner KGB-Stasi-Mannschaft akzeptiert.

Ihr Büro befand sich nicht im Hauptgebäude an der Normannenstraße in Lichtenberg. Renn hatte sie darauf

hingewiesen, daß es kein Vergnügen war, mit den Scharen, die sich nach Dienstschluß aus dem riesigen Gebäudekomplex dort die Treppen zum U-Bahnhof Magdalenenstraße hinunterkämpften, seinen Feierabend zu beginnen. An der Karl-Liebknecht-Straße zu arbeiten hatte viele Vorteile.

Von hier aus waren die Geschäfte, Kneipen und Theater des Bezirks Mitte bequem zu Fuß zu erreichen; die Straße Unter den Linden mündete ja in die Karl-Liebknecht-Straße. Hubert Renn natürlich bevorzugte die Adresse, weil man es von dort nicht weit hatte zu den anderen Behörden, die er häufig besuchen mußte, und auch der S-Bahnhof Alexanderplatz, von dem aus er abends nach Hause fuhr, lag in bequemer Nähe. »Ich habe einen Wagen für vierzehn Uhr fünfzehn bestellt«, sagte Renn. Er hielt inne, um den pelzgefütterten Mantel zu bewundern, den Fiona gerade gekauft hatte. Weil sie Spekulationen über ihre Finanzen keine Nahrung geben wollte, hatte Fiona lange überlegt, was für einen Wintermantel sie tragen sollte. Hubert Renn hatte das Problem gelöst, indem er ihr eine Genehmigung besorgte, mit der sie für Ostgeld einen von den schicken Mänteln kaufen konnte, die sonst nur in Devisenläden zu haben waren. »Sie haben einen Termin in der Klinik für Nervenkrankheiten um fünfzehn Uhr«, sagte Renn. »Ich werde dafür sorgen, daß der Fahrer sich zurechtfindet. Es ist in Pankow, nicht weit vom Ende der Autobahn. Ein Labyrinth von kleinen Straßen, da kann man sich leicht verirren.«

»Danke, Herr Renn. Liegt irgendwas Besonderes an?« Renn hatte einen Gesichtsausdruck, der ihr fremd an ihm war. »Nichts Besonderes, Frau Direktor. Ein Anstandsbesuch. Sie treffen dort Dr. Wiczorek.«

»Kann Dr. Wiczorek nicht hierher kommen?« Renn vertiefte sich in die Papiere, die auf dem Aktenschrank lagen.

»Es ist üblich, sich dort vorzustellen«, sagte er steif, ohne sich umzudrehen.

Fast hätte sie gesagt, das klinge ja sehr geheimnisvoll, und sich darüber lustig gemacht, doch wußte sie inzwischen, daß Späße dieser Art im Osten ins Auge gehen konnten. So sagte sie nur: »Muß ich irgendwelche Papiere oder Akten mitnehmen?«

»Nur ein Notizbuch, Frau Direktor.«

»Wieso? Werden Sie denn keine Notizen machen?« Das überraschte sie.

»Ich darf bei Besprechungen mit Dr. Wieczorek nicht anwesend sein.«

Sie sah ihn an, aber er drehte sich nicht um. »In dem Fall«, sagte sie, »werde ich vielleicht ein bißchen früher zu Tisch gehen. Übrigens, Herr Renn ...«

»Ja, Frau Direktor?«

»Es gibt da einen Arzt, Henry Kennedy ... Hier, ich schreibe Ihnen den Namen auf.« Sie reichte ihm den Zettel, und er las ihn sorgfältig, als wäre vielleicht in dem Namen eine verborgene Bedeutung zu entdecken. »Er kommt aus London, er hat einen Jahresvertrag mit der Charité ...«

»Ja, Frau Direktor?«

»Für die Aufenthaltsgenehmigung hat man ihn doch sicherlich überprüft, nicht wahr?«

»Ja, Frau Direktor.«

Die nächste Frage wollte sie so beiläufig wie möglich vorbringen. »Könnte ich mir die Akte mal ansehen?«

»Sie befindet sich aber nicht hier im Gebäude, Frau Direktor.« Sie sah ihn an. »Ich kann sie mir jedoch mal ansehen.«

»Ich brauche weder die Akte noch eine Kopie.«

»Sie müssen nur wissen, daß da keine Komplikationen vorliegen«, schlug Renn vor.

»Genau, Herr Renn. Der Mann ist ein Bekannter von mir. Ich werde ihn ab und zu sehen müssen.«

»Alles klar, Frau Direktor.«

Pankow war seit langem eine der bevorzugten Wohngegenden im Zentrum der Stadt. Hier wurden Abendgesellschaften gegeben, zu denen elegant gekleidete Bürger der DDR in importierten Autos vorführen. Und hier gab es, wie Fiona staunend entdeckte, Haushalte, die über im Haus wohnende Hausangestellte verfügten.

Doch die Klinik lag nicht in der gesündesten Gegend von Pankow. Das Gebäude war dreistöckig, mit einer Fassade aus imitiertem Marmor. Der düstere neoklassizistische Stil, die monumentalen Proportionen und die Pockennarben der Granateinschläge wiesen es als überlebendes Beispiel der Architektur des Dritten Reichs aus. Sie war dankbar für ihren schönen pelzgefütterten Mantel. Es schneite: große Flecken, die wie Scheiben vom Himmel wirbelten und unter den Füßen knirschten. Die Temperatur war mit einer Plötzlichkeit gefallen, auf die selbst die hier Ansässigen nicht gefaßt waren, und die Straßen waren ruhig. Der Fahrer fand die Klinik ohne Mühe. Das Gebäude war von einer Mauer umgeben, in der sich für ihren Wagen ein Tor öffnete. Der Haupteingang lag über einer breiten Freitreppe, flankiert von Reliefs, die Säulen andeuteten. Ein tief in der Wand oberhalb der Tür eingelassener Lichtgaden versorgte die Eingangshalle mit weichem, grauem Licht. Ein Mosaik blumenwerfender römischer Mädchen bedeckte den Fußboden, und die Türen ringsum waren geschlossen. Dr. Wiczoreks Name war auf ein Holzbrettchen gemalt, das mit den anderen Namensschildchen der an diesem Tage diensthabenden Oberärzte in einer großen Anzeigetafel hinter dem Empfangspult an der Wand steckte.

»Ja?« Der Pförtner war ein junger Mann mit schwarzem Haar, in das er eine großzügig bemessene Menge Haarcreme gestrichen hatte. Er trug ein graues Jackett aus Waschleinen, ein weißes Hemd, schwarze Krawatte. Das schien eine Art Uniform zu sein. Er schrieb etwas in ein Buch und sah nicht auf.

»Dr. Samson«, sagte Fiona. Das tiefe Vertrauen der Deutschen in Dokortitel, gleich welcher Art, hatte sie kürzlich dazu bewogen, sich bei solchen Gelegenheiten ihres akademischen Grades zu bedienen.

»Sie wünschen?« Der junge Mann sah noch immer nicht auf.

»Stehen Sie auf, wenn Sie mit mir reden«, sagte Fiona. Sie hob die Stimme nicht, aber der Ton genügte, dem jungen Mann in Erinnerung zu rufen, daß an diesem Nachmittag Besuch von der Stasi erwartet wurde.

Er sprang blitzartig auf und schlug die Hacken zusammen. »Ja, Frau Doktor?«

»Bringen Sie mich zu Dr. Wieczorek.«

»Dr. Wieczorek ... Herr Dok, Dok, Dok...«, stotterte der junge Mann, ganz rot im Gesicht.

»Sofort! Ich komme in einer staatlichen Angelegenheit«, sagte Fiona.

»Sofort, Frau Doktor. Ja, sofort.«

Dr. Wieczorek war ein eleganter vierzigjähriger Facharzt, der am Serbsky-Institut für forensische Psychiatrie in Moskau und an der bekannten Nervenklinik, die zum Tschernlachowsk-Gefängnis gehörte, studiert hatte, und dessen Betragen den erfahrenen Mediziner verriet. Sein welliges Haar begann an den Schläfen schon grau zu werden. Unter seiner weißen Jacke trug er ein elegantes Hemd und eine seidene Krawatte. Seine feste Stimme und onkelhafte Art wirkten sofort entspannend auf sie, wie auch seine Bereitwilligkeit, über die Bürokratie zu spotten, mit der er dauernd zu kämpfen hatte und die er so selten besiegte. »Kaffee?«

»Nein, danke«, sagte Fiona. Durch die Bereicherung der Einrichtung um einen Orientteppich und eine alte Uhr, die die Stunden schlug, war versucht worden, das strenge, kleine Büro wohnlicher zu machen.

»Tee? Tee mit Milch?« Er lächelte. »Das war das einzige,

was ich als Kind von den Briten wußte: wie sie kalte Milch in ihren Tee gießen und ihn damit verderben. Nein? Na schön, dann werden wir mal sehen, daß wir Sie mit unserer Institution vertraut machen. Viel zu besichtigen gibt es im Gebäude nicht. Wir haben gegenwärtig dreiundzwanzig Patienten, von denen ich einen in ein, zwei Monaten hoffe nach Hause schicken zu können. Manche, fürchte ich, werden nie nach Hause zurückkehren, aber bei Fällen der klinischen Psychiatrie zögere ich jedesmal zu sagen, daß es keine Hoffnung mehr gibt.« Er lächelte sie an. »Wissen Sie, was wir hier machen?«

»Nein«, sagte sie.

Er drehte sich eben weit genug, um aus einem Regal einen großen Glasbehälter zu nehmen, in welchem ein Gehirn in trübem Formalin lag. »Sehen Sie sich das an«, sagte er. »Das ist das Gehirn des ›Großen Gustav‹, der in den dreißiger Jahren im Varieté auftrat. Jeder aus dem Publikum konnte ihm Fragen stellen, wie etwa die nach dem Gegner Max Schmelings 1933. Wie aus der Pistole geschossen antwortete er dann, daß es Max Baer war, der ihn in New York City in der zehnten Runde durch technisches K. o. besiegte.«

»Das ist eindrucksvoll«, sagte Fiona.

»Ich interessiere mich für den Boxsport«, erklärte Wiczorek. Er klopfte an den Glasbehälter. »Aber der ›Große Gustav‹ konnte jede Frage beantworten. Er hatte ein Gehirn wie ein Konversationslexikon.«

»Warum ist es hier?«

»Es gibt in der Sowjetunion noch immer eine kleine, aber einflußreiche Gruppe von Medizinern, die glauben, man könne, wenn man ein Gehirn in Scheiben schneidet, der Natur einige von ihren Geheimnissen entreißen. Lenins Gehirn wurde in Scheiben geschnitten und unter dem Mikroskop studiert. Das von Stalin auch. Und eine Menge minderer Gehirne vor und nach diesen.«

»Was haben sie gefunden?«

»Das scheint ein Staatsgeheimnis zu sein.«

»Sie meinen, daß nichts entdeckt worden ist?«

»Das habe ich nicht gesagt, oder?« Er klopfte noch einmal an das Gefäß. »Aber vor dieser Entwürdigung habe ich Gustav bewahrt. Gustavs Hirn ist nicht angetastet worden.«

»Aber wo haben Sie es her?«

»Es war bis zum Ende des Krieges in der Charite. Alle Krankenhäuser haben einen Raum voll von solchen Sachen. Als die Infanterie der Roten Armee während der Kämpfe 1945 in die Charité eindrang, fanden sie in den Kühlschränken der Anatomie dort noch die Leichen der Generäle und der anderen großen Tiere, die nach dem erfolglosen Attentat auf Hitler 1944 gehängt worden waren. Die Leichen waren aus dem Plötzenseer Gefängnis dorthin geschafft worden, ohne Anweisung, was damit geschehen sollte. Und dann war da auch das Medizinische Museum mit allem möglichen anderen Zeug, aber das Oberkommando der Roten Armee mißbilligte das, und die Sammlungsgegenstände wurden auf andere Institutionen verteilt. Wir haben Gustavs Gehirn bekommen.« Er schüttelte das Glas, so daß sich das Gehirn bewegte. »Die Verteilung dieser Sachen hat eine Menge alberner Gerüchte entstehen lassen. So sagt man, Ernst Röhms Herz sei dem Universitätskrankenhaus in Leipzig zugeschickt worden, und zwar in einem Reagenzglas.« Er stellte den Behälter wieder ins Regal. »Sie müssen verzeihen, Mediziner neigen zu einem etwas makabren Humor.«

»Wie sind die Heilungsaussichten Ihrer Patienten, Herr Dr. Wiczorek?«

»Uns werden nur die aussichtslosen Fälle geschickt«, sagte Wiczorek. »Patienten, für die man schon irgendwo anders nichts tun konnte. Die meisten können wir nur ruhigstellen. Ganz ähnlich eigentlich wie Sie beim Sicherheitsdienst, finden Sie nicht? Zieht eine derartig aussichtslose Tätigkeit einen irgendwie an?«

»Diese Frage zu beantworten, sind Sie sicherlich besser qualifiziert als ich«, sagte Fiona.

»Ich kann für Sie nicht antworten, aber was mich und viele meiner Kollegen angeht, habe ich den Verdacht, daß die Beschäftigung mit aussichtslosen Fällen uns als Entschuldigung der Erfolglosigkeit unseres Wirkens ganz lieb ist. Andererseits reizt mich – wie vielleicht auch Sie – die Herausforderung solcher empfindlichen, komplizierten und irreführenden Wissensgebiete. Können Sie je sicher sein, eine Sache richtig zu beurteilen? Irgendeine?«

»Manchmal«, sagte Fiona. »Sie haben mir noch immer nichts von Ihren Methoden erzählt.«

»C. G. Jung hat einmal gesagt: ›Zeigt mir einen gesunden Menschen, und ich werde ihn euch heilen.« Ich denke oft darüber nach. Methoden? Was kann ich Ihnen sagen?« Er betrachtete sie mit höflichem Interesse. »Die Behandlung schwer gestörter Patienten hat sich im Laufe der Zeit radikal gewandelt. Da ist zuerst und zuoberst die altmodische Analyse, bei der die Patienten ermutigt werden, in die eigene Seele hinabzutauchen. Wie Freud entdeckte, ist das ein langwieriges Unternehmen. Also kamen die Neurochirurgen, die Löcher in den Schädel bohrten und mit chirurgischen Instrumenten Gehirnzellen und Nervenfasern zerstörten.« Er gab ihr Gelegenheit, sich die Scheußlichkeit dieses Verfahrens vorzustellen. »Dann kam die Zeit, da es so aussah, als sei die Elektroschocktherapie das Allheilmittel, nach dem alle gesucht hatten. Unsere Hoffnungen wurden aber auch von ihr enttäuscht. Nun waren die Chemiker an der Reihe, und man verabreichte den Patienten hohe Dosen von Dexedrin, gefolgt von Seconal und wie immer dann die neueren Drogen hießen, die die westdeutschen Chemiekonzerne verkaufen wollten. Inzwischen fangen meines Erachtens viele Spezialisten an zu vermuten, daß bei allem Humbug, den er verzapft hat, Freud wahrscheinlich doch ein paar ganz gute Ideen hatte. Aber die

Analyse auf der Couch ist ein langer Prozeß. Es wird niemals genug Analytiker geben, die Geisteskrankheiten in diesem arbeitsaufwendigen Verfahren zu bekämpfen.«

»Und wo stehen Sie?«

»Was die Therapiemethode angeht? Ich bin der Chefarzt, aber mein Stab hat ziemliche Freiheit bei der Auswahl der für die Patienten jeweils geeignetsten Therapie. Wir haben hier größtenteils Depressive und Schizophrene, von denen einige Katatoniker sind, deren Behandlung großes Geschick und viel Aufmerksamkeit verlangt. Indessen entspricht es unserer Aufgabe, eine Art Mülltonne zu sein, wo landet, was niemand mehr brauchen kann, daß wir die unterschiedlichsten Leiden behandeln müssen. Nach langjähriger Praxis bin ich nicht mehr geneigt, irgendeine Behandlung zu verbieten, von der ein Arzt nach gründlicher Untersuchung des Patienten meint, daß sie anschlagen könnte.«

»Sie verbieten nichts?«

»Das entspricht meiner erklärten Überzeugung.«

»Auch die Lobotomie nicht?«

»Ein schwer gestörter und zur Gewalttätigkeit neigender Patient kann durch diese Gehirnoperation manchmal befähigt werden, wieder ein annähernd normales Leben zu führen.« Er stand auf. »Ich werde Sie jetzt durch die Stationen führen.« Es herrschte Stille in der Klinik, aber keine vollkommene Ruhe. Die meisten Patienten lagen im Bett und schliefen den empfindungslos ruhigen Schlaf, den Medikamente auslösen. Ein kleiner Krankensaal lag im Halbdunkeln. Hier lagen sechs Schläfer, die für eine Woche betäubt worden waren. Das war, erklärte Dr. Wiczorek, die vorbereitende Behandlung, die allen neu aufgenommenen Patienten zuteil wurde. Der Geruch von Desinfektionsmitteln überlagerte die unangenehmen Gerüche, die von auf engem Raum zusammengedrängten warmen Leibern ausgehen. Er ging zum Fenster und öffnete die Verdunkelung einen Spaltbreit, so daß sie die schlafenden

Patienten sehen konnten. Draußen, sah sie, schneite es jetzt heftiger als vorhin, Schnee ränderte die Bäume, und vorüberfahrende Autos ließen schwarze Striche auf der Straße zurück. Dr. Wieczorek glättete das Bettzeug. Manchmal, scherzte er, dauerte es eine Woche oder zwei, bis ihre Dokumente ihnen nachfolgten. Die Räume waren alle vom Boden bis zur Decke weiß gekachelte. Nahezu mitleidlos spiegelte die glänzende harte Oberfläche die grauen Wolldecken. Ein Patient mit aschgrauem Gesicht starrte sie ausdruckslos an. Fiona hatte das schuldbeladene Gefühl, hier nichts zu suchen zu haben, das alle Gesunden in Gegenwart von Kranken befällt. Wieczorek verdunkelte das Fenster wieder. Wie als Reaktion darauf ertönte ein erstickter Schrei, doch gleich darauf war wieder alles ruhig. Unten war ein großer Aufenthaltsraum, wo ein halbes Dutzend Patienten in Metallstühlen saßen mit Decken auf den Knien. Zwei von ihnen, beide Männer mittleren Alters, trugen Wollmützen. Nirgends war ein Buch oder eine Zeitung zu sehen, und die Patienten schliefen alle oder starrten dösend vor sich hin. Auf dem Bildschirm eines Fernsehgeräts in der Ecke jagte eine axtschwingende Maus eine Katze, aber der Ton war abgeschaltet, und niemand sah den beiden zu.

»Einen der Patienten müssen Sie kennenlernen«, sagte Dr. Wieczorek. »Franz. Er ist unser ältester Patient. Als er uns eingeliefert wurde, 1978, war sein Gedächtnis vollkommen weg, aber wir sind stolz, ein paar Fortschritte erzielt zu haben.« Er begleitete sie in einen kahlen Raum mit einem großen quadratischen Waschbecken, in dem Bettschüsseln ausgewaschen werden konnten. Dort saß ein Mann in einem Rollstuhl. Aufgrund seiner Bewegungsunfähigkeit hatte der Körper Fett angesetzt. Seine Hautfarbe war gelblich, und er hielt die Lippen fest aufeinandergepreßt, als bemühte er sich, nicht zu schreien. »Nun komm schon, Franz. Wie wär's mit einer Tasse Kaffee?« Der Mann im Rollstuhl sagte nichts und

machte keine Bewegung, er rollte nur die Augen, als versuchte er, ohne Kopfdrehung das Gesicht des Arztes zu sehen. »Diese Dame möchte dich kennenlernen, Franz. Es ist doch schon lange her, seitdem du zuletzt Besuch hattest, nicht wahr?« Zu Fiona sagte Dr. Wieczorek: »Bei solchen Patienten ändert sich der Zustand sehr erheblich von einem Tag zum anderen.«

»Guten Tag, Franz«, sagte Fiona, die nicht wußte, was von ihr erwartet wurde.

»Sag guten Tag, Franz«, sagte Dr. Wieczorek und fügte hinzu: »Er hört alles, aber vielleicht hat er heute keine Lust, mit uns zu reden.« Er nahm den Rollstuhl und kippte ihn, um die Vorderräder über die Schwelle zu heben.

Wieczorek rollte Franz in seinem Rollstuhl den Korridor entlang, wobei er sein Geplauder fortsetzte, anscheinend ohne zu merken, daß Franz nicht antwortete. Fiona folgte. Als der Stuhl dann in einen kleinen Raum gebracht worden war, an dessen Tür »Behandlungsraum!« stand, wurde er dort so hingestellt, daß Fiona und der Arzt sich dem Patienten gegenüber setzen konnten. Obwohl er noch immer den Kopf nicht bewegt hatte, war Franz jetzt, da man ihn in diesen Raum geschoben hatte, sichtlich erregt. Er starrte einen kleinen grau emaillierten Kasten in der Ecke an. Ein Zifferblatt zeigte eine Voltskala, auch waren da ein mechanischer Zeitmesser und Drähte, die in Gebilden endeten, die wie Kopfhörer aussahen. Franz starrte dieses Gerät an, dann den Arzt, dann wieder das Gerät. »Er mag die Elektroschockbehandlung nicht«, sagte Dr. Wieczorek. »Niemand mag sie.« Er streckte eine Hand aus und berührte Franz beruhigend. »Schon gut, Franz. Heute wird nicht behandelt, alter Freund. Kaffee, nur Kaffee.« Als habe sie nur auf dieses Stichwort gewartet, trat nun eine Frau in blauer Kittelschürze ein mit einem Tablett, auf dem Tassen, Untertassen und eine Kaffeekanne standen. Das Porzellan war dick und grob. Die Sorte, die ruhig mal hinfallen kann, ohne gleich kaputtzugehen.

»Jetzt habe ich's mir doch anders überlegt, wenn es Ihnen nichts ausmacht«, sagte Fiona, als der Arzt einzuschenken begann.

»Gut, Leute anderen Sinnes zu machen ist unsere Spezialität hier. Stimmt doch, Franz?« Dr. Wiczorek lachte in sich hinein.

Franz bewegte die Augen und starrte Fiona an. Es schien, als könne er alles, was gesagt wurde, hören und verstehen. Bei der Betrachtung seines Gesichts fragte sie sich, ob es ihr nicht irgendwie bekannt vorkäme, ließ den Gedanken dann aber fallen.

»Der arme Franz Blum war ein fleißiger und junger dritter Sekretär im Büro des Attachés in London. Dann hatte er eines Tages einen totalen Zusammenbruch. Vermutlich war es die Überforderung, das erste Mal fern seiner Familie in der Fremde zu leben. Manche Leute finden es schwer, sich anzupassen. Die Botschaft schickte ihn nach Moskau zurück, als offenbar wurde, daß er krank war. Man hat alles versucht, und obwohl es zu Zeiten so aussah, als bessere sich sein Zustand, hat er sich doch auf die Dauer ständig verschlechtert. Es ist ein trauriger Fall. Eine ständige Erinnerung an die Grenzen unserer Wissenschaft für uns.«

Fiona beobachtete Blum, als dieser mit beiden Händen nach seiner Kaffeetasse griff und sie so vorsichtig vom Tablett hob. »Ein vertraulicher KGB-Bericht aus London sagte, daß Franz für die Briten spionierte«, sagte Dr. Wiczorek. »Aber anscheinend gibt es für diese Beschuldigung keine soliden Beweise. Man hat nie erwogen, ihn deswegen vor Gericht zu stellen, aber man hat uns von dem Verdacht in Kenntnis gesetzt für den Fall, daß er uns die Diagnose erleichterte. Es wurde eine Untersuchung angestellt, aber selbst Ihre Vernehmungsspezialisten beim Stasi haben nichts aus ihm herausgebracht.« Sie blieb ruhig, sehr ruhig, aber sie wandte die Augen ab von Franz.

»Doch Ihnen ist es gelungen?« Franz war also der Mann, über den sie an Martin Pryce-Hughes berichtet hatte, der, den sie verraten und so zu einem Tod bei lebendigem Leibe verdammt hatte. Kannte Dr. Wiczorek die ganze Geschichte, oder hatte man ihn nur so weit eingeweiht als nötig?

»Wir haben manchmal solche Patienten. Franz war nicht leicht zu behandeln. Das ist jetzt schon lange her, aber ich erinnere mich noch genau. Als er weder auf Pillen noch auf Injektionen ansprach, wurde klar, daß Elektroschocktherapie erforderlich war. Nicht nur diese kleinen Sitzungen, die man anwendet, um Patienten zu helfen, die an Depressionen leiden; wir versuchten etwas Neues, wirklich massive Schocks.«

Ein paar Tropfen Kaffee liefen Franz über das Kinn. Wiczorek nahm ein Taschentuch und wischte es ab. Dann zog er Franz sanft die wollene Mütze vom Kopf und zeigte Fiona die rasierten Stellen, wo die Elektroden angelegt wurden. »Schock«, sagte Franz plötzlich und laut, als der Arzt die nackte Kopfhaut berührte.

»Gut«, sagte Dr. Wiczorek stolz. »Haben Sie das gehört? Vollkommen klar. Mach nur immer so weiter, Franz, und wir können dich bald nach Hause schicken.« Er setzte dem Mann die gestrickte Mütze wieder auf, jedoch schief, was dem Patienten ein unpassend munteres Aussehen gab. Als wäre damit die Demonstration vorbei, stand Dr. Wiczorek auf und ergriff den Rollstuhl. Er schob ihn hinaus auf den Korridor, wo eine Pflegerin wartete, die ihn ihm abnahm.

»Sie haben Ihren Kaffee nicht getrunken«, sagte Wiczorek, als wäre ihm das plötzlich wieder eingefallen.

»Gibt es sonst noch viel zu sehen in der Klinik?« fragte sie.

»Nichts von Wichtigkeit. Setzen Sie sich, und trinken Sie Ihren Kaffee. Hoffentlich hat Franz Sie nicht verstört.«

»Natürlich nicht«, sagte Fiona.

»Er wird nie nach Hause gehen, er wird nirgendwo mehr hingehen«, sagte Dr. Wiczorek. »Er wird den Rest seines

Lebens in der Anstalt verbringen müssen. Armer Franz.«

»Ja, armer Franz«, sagte Fiona. »Aber wenn der KGB-Bericht der Wahrheit entsprach, war er ein Staatsfeind, nicht wahr?«

»Ein Volksfeind«, verbesserte sie Wieczorek sardonisch. »Was viel schlimmer ist.«

Sie sah ihn an. Er lächelte. Da wußte sie mit absoluter Gewißheit, daß dies eine Scharade war, eine Scharade, die ihr vorgeführt wurde, damit sie das Lösungswort erriete. Das Wort war »Verrat«, und der jammervolle Zombie, den sie aus Franz Blum gemacht hatten, war ein Muster dessen, was man aus ihr machen würde, wenn sie ihre KGB-Dienstherren verriet. Hatte er deshalb C. G. Jung zitiert: »Zeigt mir einen gesunden Mann, und ich werde ihn euch heilen«?

»Guter Kaffee, nicht wahr?« sagte Dr. Wieczorek. »Ich habe eine besondere Quelle.«

»Sie Glückspilz«, sagte Fiona. Vielleicht war diese entsetzliche Warnung eine Prozedur, der alle höheren Angestellten der Stasi unterworfen wurden. Genau konnte man das nicht wissen. So wurde dieses Land regiert. Zuckerbrot und Peitsche; Belohnung am Morgen und Verwarnung am Nachmittag. Die verkehrte Welt dieser Klinik, wo die »Gesunden« geheilt wurden, war für sie ein Bild dieses »Arbeiter«-Staates, wo die Führer mit großer Prachtentfaltung hinter Gittern lebten, vor denen bewaffnete Wachposten auf und ab gingen.

»Ja, ich bin ein Glückspilz«, sagte Dr. Wieczorek, seinen Kaffee genießend. »Sie sind auch einer. Wir haben alle Glück gehabt.«

# 18

*London, November 1983*

Bret Rensselaer trieb es zu weit. Um die Sicherheit Fiona Samsons zu gewährleisten, hatte er sogar Bernard Samson verdächtigt, die Vermutung geäußert, dieser könne ein Komplize des Verrats seiner Frau sein. Das Mittel verfehlte seinen Zweck nicht, denn das Department war nicht weniger anfällig für Gerüchte und geflüsterte Halbwahrheiten als jede andere organisierte Versammlung konkurrierender Menschen. Ärger machte dann aber, daß man bezüglich der Integrität Bernard Samsons geteilter Meinung war, und so kam ein Gerücht auf, daß ein anderer Maulwurf irgendwo im Department wühle. Eine ungesunde Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens machte sich breit.

Die Entdeckung des ermordeten Julian MacKenzie in einem sicheren Haus des Departments in Bosham gab dem Klatsch neue Nahrung. Dank der von Miranda Keller erhaltenen Auskünfte wußte Bret, daß MacKenzie einer Verwechslung zum Opfer gefallen war. Der KGB war hinter Bernard Samson hergewesen. Aber Bret unternahm in dieser Angelegenheit nichts, ehe er Samson in das Konferenzzimmer Nr. 3 bugsiiert und ihm dort in Gegenwart geeigneter Zeugen ins Gewissen geredet hatte. Samson schrie zurück, wie Bret es von ihm erwartet hatte, und schließlich erzählte Bret allen, die es hören wollten, daß Bernard »über jeden Verdacht erhaben« war. Aber die Arbeit an dem Netz von Täuschungen, das er zu Fionas Absicherung für erforderlich hielt, zehrte an Bret Rensselaer. Er war ein geborener Verwalter, brutal mitunter, aber dabei immer selbstgerecht. Die Leitung der Wirtschafts-Nachrichten-Abteilung war eine Aufgabe, für die er ideal qualifiziert war. Die Operation Gelinkt war anders. Sein ursprünglicher Plan, die ostdeutsche Wirtschaft durch den Abzug von Facharbeitern und Führungskräften zu schwächen, war nicht so leicht

durchzuführen, wie es anfänglich schien. Fiona hatte ihm regelmäßig über die ostdeutsche Opposition und andere Reformgruppen berichtet, aber diese konnten sich nicht einig werden. Sein Hauptproblem bestand darin, daß er, um die notwendige Geheimhaltung von Gelinkt zu gewährleisten, seinen Freunden und Kollegen immer kompliziertere Lügen auftischen mußte. Es war unbedingt notwendig, daß keiner den ganzen Plan durchschaute. Die Aufgabe stellte Anforderungen, die ihm nicht behagten. Es war, als spielte man Tennis gegen sich selbst: hin und her über die Mittellinie, über das Netz springen, sich selbst in die Enge treiben, immer anstrengendere Volleys plazieren, die zu erwidern unmöglich sein würde.

Und dieses Doppelleben ließ ihm wenig Zeit für Entspannung oder Vergnügen. Nun, zur Lunchzeit am Samstag, zu einer Zeit, da er für ein paar Stunden die Arbeit ruhen lassen und sich mit Freunden auf einer jener ländlichen Wochenendpartys, die er am meisten genoß, hätte entspannen können, saß er hier und stritt sich mit seiner Frau über die Scheidung und die verdammt Unterhaltszahlungen, die sie forderte.

Es war typisch für Nicola, daß sie im Roma locuta est hatte essen wollen, einem engen italienischen Restaurant in Knightsbridge. Schon den Namen fand er beleidigend: »Rom hat gesprochen« konnte auch heißen, daß dort Reklamationen nicht angehört wurden, und tatsächlich führte Pina ihr Restaurant genau auf diese Weise. Pina war eine einschüchternde italienische Matrone, die die Reichen und Berühmten willkommen hieß, es andererseits verstand, Kundschaft, auf die sie weniger Wert legte, zu vergraulen. Jetzt war das Lokal ein Treffpunkt des lärmenden Jet-sets von Belgravia, einer Gruppe, der Bret nach Möglichkeit aus dem Wege ging. An diesem Samstag waren diese Leute besonders unerträglich, hüpfen von Tisch zu Tisch, brüllten quer durchs Lokal und bestellten ihr angliisiertes Essen in abscheulichem

Italienisch. Auch die Entdeckung, daß hier fast jeder seine Frau beim Vornamen kannte, machte die Mahlzeit nicht gerade schmackhafter für Bret.

»Du glaubst das wirklich«, sagte sie. »Du lieber Himmel, Bret. Du sagst, du bist arm, und du glaubst das selber. Wenn das nicht so verdammt heimtückisch wäre, würde ich darüber lachen.« Nicola hatte sich offensichtlich mit ihrer Kleidung und ihrem Make-up große Mühe gegeben, aber sie gehörte zu seiner Vergangenheit und hatte ihre Anziehungskraft für ihn verloren.

»Du brauchst das nicht dem ganzen Lokal zu erzählen, Liebling«, sagte Bret leise. Da er wußte, was hier üblich war, hatte er in seiner Kleidung gewisse Zugeständnisse gemacht. Er trug eine Wildlederjacke und einen braunen seidenen Rollkragenpullover. Der anständige Anzug, den er gewöhnlich trug, wäre samstags zum Lunch in diesem Lokal fehl am Platze gewesen.

»Von mir aus kann es die ganze Welt hören, ich will es gerne auch von den Dächern schreien.«

»Wir haben das alles doch durchgesprochen, ehe wir heirateten. Du hast doch die Anwälte konsultiert. Du hast die Einwilligungsformulare unterzeichnet.«

»Ich habe nicht gelesen, was ich unterschrieb.« Sie nahm einen Schluck ihres Campari-Soda.

»Warum, zum Teufel, nicht?«

»Weil ich in dich verliebt war, deshalb nicht.«

»Du dachtest, die Trennung würde so ablaufen wie in den alten Hollywood-Filmen. Du dachtest, ich würde in meinen Club ziehen, und du hättest das Haus, die Möbel, die Gemälde, den Bentley und alles, was sonst noch da ist, was?«

»Ich dachte, ich hätte ein Recht auf die Hälfte meines eigenen Hauses. Ich wußte nicht, daß mein Haus einem Konzern gehört.«

»Keinem Konzern, es gehört einer Stiftung.«

»Meinetwegen auch den Pfadfindern von Amerika. Aber du hast mich glauben lassen, es sei mein Haus.«

»Bitte, sage nicht, daß du mir die besten Jahre deines Lebens gegeben hast«, sagte Bret.

»Ich habe dir alles gegeben.« Sie schwenkte ihr Glas, so daß die Eiswürfel gegeneinanderschlugen.

»Die Hölle hast du mir gegeben.« Er sah sich im Restaurant um. »Ich kann nicht verstehen, weshalb diese Pina Hunde hier hereinläßt. Vollkommen unhygienisch.« Er zog ein Taschentuch und putzte sich die Nase. »Und Hundehaar reizt meine Nebenhöhlen.«

»Das reizt deine Nebenhöhlen überhaupt nicht«, sagte seine Frau. »Deine Nebenhöhlen sind gereizt, und dann siehst du dich nach irgendeiner Sache um, der du die Schuld geben kannst.« Bret bemerkte, daß die überschwengliche Pina ihre Runde durch das Lokal machte. Gern schloß sie ihre Gäste in die Arme und schrie ihnen Zärtlichkeiten ins Ohr, ehe sie nach deren Speisewünschen fragte.

»Ja, du hast mir die Hölle gegeben«, sagte Bret.

»Ich habe dir die Wahrheit gesagt, und die hast du höllisch gefunden.« Mit schnellen, erregten Bewegungen öffnete Nicola ihre Handtasche und entnahm ihr ein Päckchen Zigaretten. Unter der Handtasche lag ein Heft von Vogue und ein Buch mit dem Titel Irgendwer hat mir meinen Spion gestohlen. Auf dem Umschlag las man in Lettern, größer als der Name des Autors: »Besser als Ludlum«. Bret fragte sich, ob Nicola das Buch tatsächlich las oder es nur als eine Art Provokation hierher mitgebracht hatte. Sie zog ihn ja gerne auf mit seiner »Karriere als Spion«.

Als Bret sich zu ihr beugte, um ihr Feuer zu geben, bemerkte er ihr Zittern. Er wunderte sich. Es fiel ihm schwer zu glauben, daß er die Ursache solchen Kummers sein könnte. »Jesus!« sagte Nicola und blies Rauch zur Decke, der kleine Wolken zwischen den herunterhängenden Weinreben aus

Kunststoff bildete. Aus den Augenwinkeln sah er Pina kommen. Bret verabscheute sie und beschloß, auf die Toilette zu entfliehen, aber es war zu spät. »Und Sie kennen meinen Mann«, sagte Nicola, schon von Pinas fleischigen Armen umschlossen, mit gepreßter Stimme, übertönt von einem Schwall italienischer Phrasen. Bret stand auf und suchte sich seitwärts seinen Weg, um den Tisch als Sicherheitsabstand nicht zu verlieren, und nickte ehrerbietig. Pina sah ihn an, rollte die Augen und schrie auf italienisch. Bret lächelte und machte eine kleine Verbeugung, in Anerkennung dessen, was er als irgendeine blumige römische Höflichkeit mißverstand, denn tatsächlich hatte Pina nur nach Speisekarten gerufen.

Nachdem sie ihren Lunch bestellt oder besser gesagt, eingewilligt hatten zu essen, was Pina ihnen zu bringen beabsichtigte, kam Nicola wieder auf die Frage der Unterhaltsregelung zurück.

»Dein Rechtsanwalt ist ein Aas«, sagte sie.

»Das sind die Anwälte der Gegenseite immer. Das gehört zum Berufsbild.«

Nikki wechselte die Angriffsrichtung. »Die machen, was du ihnen sagst.«

»Ich erzähle ihnen gar nichts. Da gibt es nichts zu erzählen. Das Gesetz ist eindeutig.«

»Ich gehe nach Kalifornien. Ich werde dich verklagen.«

»Damit wirst du nichts gewinnen«, sagte Bret. »Ich lebe nicht in Kalifornien, und ich besitze nichts in Kalifornien. Genausogut könntest du nach Grönland gehen.«

»Ich werde meinen Wohnsitz in Kalifornien nehmen. In Kalifornien gibt es entsprechende Gesetze. Mein Schwager sagt, da wären meine Aussichten besser.«

»Ich wünschte, du würdest anfangen, deinen Kopf zu benutzen, Nikki. Das Geld, das mir mein Vater hinterlassen hat, gehört einer Stiftung. Wir gehören nicht wirklich zur Rensselaer-Familie. Meine Großmutter hat erst auf ihre alten

Tage in die Familie eingeheiratet und dann die Namen ihrer Kinder in Rensselaer geändert. Wir haben kein Stück von den Rensselaer-Millionen geerbt. Ich habe nur ein Einkommen aus einer kleinen Stiftung. Das habe ich dir schon erklärt, ehe wir geheiratet haben.«

Sie drohte ihm mit dem manikürten Finger. »Damit wirst du nicht durchkommen, Bret. Ich werde diese verdammte Stiftung knacken, und wenn's das letzte ist, was ich mache. Ich will haben, was mir zusteht.«

»Verdammt noch mal, Nikki. Du hast mich verlassen. Du bist abgehauen mit Joppi.«

»Laß Joppi da raus«, sagte sie.

»Aber wie kann ich ihn da rauslassen? Er ist die dritte Partei.«

»Er ist es nicht.«

»Nikki, Liebes. Wir wissen beide, daß er's ist.«

»Gut, dann beweise es. Versuche, es mir zu beweisen.«

»Aber schleppe doch die Sache nicht durch alle Instanzen, Nikki, damit wirst du nur die Anwälte reicher machen.«

»Wer hat insalata frutti di mare bestellt?« schrie ihnen der Kellner in die Ohren, der sich nun zu ihrem Tisch beugte.

»Ich«, sagte Bret.

»Möchten Sie Ihre Scholle entgrätet, Madame?« fragte der Kellner Nicola.

»Ja, bitte«, sagte sie.

Bret sah hinab auf das zerknautschte Salatblatt, auf dem vier kalte, feuchte Krabben und gummihafte weiße Tintenfischringe lagen, und dann schielte er auf Nicolas appetitlich filetierte Scholle. »Zerlassene Butter?« fragte der Kellner. »Und etwas Parmesankäse?« Nikki wußte immer, was sie bestellen mußte. War das Geschicklichkeit oder Schicksal? Oder war es Pina? Bret bemerkte, daß die mit Juwelen behangene Dame am Nebentisch Stücke von ihrem Kalbsfilet an einen perfekt gebürsteten und gekämmten Terrier zu ihren Füßen verfütterte.

»Das ist wie ein verdammter Zoo hier«, murmelte er, aber seine Frau tat, als hörte sie ihn nicht.

Nikki ließ von ihren Schollenfilets ab und legte Gabel und Messer nieder. »Ich habe dir alles gegeben«, sagte sie abermals. »Ich bin dir sogar in dieses lausige Land gefolgt, oder etwa nicht? Und was habe ich dafür gekriegt?«

»Was du gekriegt hast? Du hast in ziemlichem Luxus gelebt und in einem der schönsten Häuser Englands.«

»Das war kein Zuhause, Bret, nur ein schönes Haus. Aber wann habe ich mal meinen Mann zu sehen gekriegt? Tagelang hatte ich niemanden, mit dem ich reden konnte, außer den Hausangestellten.«

»Du solltest es ertragen können, allein zu sein.«

»Na schön, alter Kumpel. Nun hast du die Gelegenheit zu entdecken, was es heißt, alleine zu sein. Denn ich werde nicht da sein, wenn du nach Hause kommst, und keine andere Frau wird sich das gefallen lassen. Das wirst du bald merken.«

»Ich habe keine Angst, allein zu sein«, sagte Bret selbstzufrieden. Er stieß seinen Krabbensalat beiseite. Seine Frau klagte immer über das Alleinsein, und heute hatte er eine Antwort für sie: »Eine Menge Leute sind allein gewesen. Descartes, Kierkegaard, Locke, Newton, Nietzsche, Pascal, Spinoza und Wittgenstein waren die meiste Zeit ihres Lebens allein.«

Sie lachte. »Ich habe den Artikel im Daily Telegraph auch gelesen. Aber diese Leute waren alle Genies. Du bist kein Denker ... Kein Philosoph.«

»Meine Arbeit ist wichtig«, sagte Bret. Er war verärgert. »Ich arbeite schließlich nicht in einer Keksfabrik. Staatsdienst ist ganz was anderes.«

»Na klar, und wir wissen ja alle, was Vater Staat so treibt.«

»Was soll das heißen?« fragte Bret mit einer Unsicherheit, die fast komisch war.

»Die Staatslenker stellen die Regeln für die Bürger auf und

brechen sie selbst. Sie erhöhen die Steuern und geben sich selbst Gehaltszulagen. Sie nehmen einem das Geld weg und verschwenden es an lausige ausländische Regierungen. Sie schicken deine Kinder nach Vietnam und lassen sie umbringen. Sie fliegen in Helikoptern, während unsereiner im Stau steckt. Sie lassen einen von Banken und Versicherungsgesellschaften ausplündern, damit ihnen die den Wahlkampf finanzieren.«

»Denkst du das wirklich, Nikki?« Bret war schockiert. So etwas hatte sie noch nie gesagt. Er fragte sich, ob sie schon seit dem frühen Morgen getrunken hätte.

»Verdammt richtig, genau das denke ich. Jeder denkt das, der nicht selber an den Fleischtöpfen der Regierung sitzt.« Das klang beängstigend.

»Ich hatte nicht gewußt, daß du eine Linke bist.«

Er fragte sich, was die Sicherheitsleute von ihr hielten. Bloß gut, daß er sie los wurde. Aber war irgendwas davon in seine Personalakte gelangt?

»Ich bin weder eine gottverdammte Demokratin noch eine Liberale, noch eine Rote oder sonstwas. Ich finde nur die selbstzufriedenen Typen wie dich, die wichtige Aufgaben im Staatsdienst wahrnehmen, einfach zum Kotzen.«

»Davon, daß wir uns hier gegenseitig anmotzen, hat keiner was«, sagte Bret. »Ich weiß, daß du wegen des Hauses enttäuscht bist, aber ich kann da wirklich nichts machen.«

»Verdammt noch mal, Bret! Ich muß doch irgendwo wohnen!« Er vermutete, daß Joppi sich schon von ihr zurückzog. Plötzlich tat sie ihm leid, aber wiederhaben wollte er sie nicht. »Diese Wohnung in Monte Carlo steht leer. Du könntest sie von den Treuhändern für eine nominale Summe mieten.«

»Von den Treuhändern für eine nominale Summe mieten«, wiederholte sie sarkastisch. »Wie nominal darfs denn sein? So was wie ein Dollar im Jahr?«

»Wenn wir damit all diesen unnötigen Hickhack beenden

könnten, wäre ein Dollar im Jahr vollkommen in Ordnung. Sollen wir uns darauf einigen?« Er winkte mit der Hand, um einen Kellner auf sich aufmerksam zu machen, aber vergeblich. Das Personal stand um einen Ecktisch versammelt und lächelte auf eine Nachrichtensprecherin des Fernsehens hinab, die eben bei der Liebkosung des glatten Fells eines Chihuahua-Hündchens fotografiert wurde. »Willst du Kaffee?«

»Ja«, sagte sie. »Ja, auf beide Fragen. Aber ich will Möbel, gute Möbel, was die erste, und Sahne und Zucker, was die zweite angeht.«

»Du machst ein gutes Geschäft«, sagte Bret. Er war erleichtert. Wäre Nikki bei ihrer Forderung nach dem Haus an der Themse geblieben, hätte ihn das in eine schwierige Lage gebracht. Er hätte seinen Abschied nehmen müssen. Auf keinen Fall hätte das Department seine Verwicklung in einen Scheidungsprozeß hingenommen und damit das Risiko, daß die Öffentlichkeit anfinde, sich für seine Tätigkeit zu interessieren. Wenn er aber seinen Abschied nähme, was würde dann aus Fiona Samson? Er war der einzige, der die ganze Geschichte kannte, und fühlte sich persönlich verantwortlich für ihre Mission. Oft genug machte er sich Sorgen um sie.

Als er aufblickte, sah Bret seinen Chauffeur Albert Bingham durch den überfüllten Speisesaal auf sich zukommen. »Was nun?« sagte Bret. Nicola wendete den Kopf, um zu sehen, wohin er blickte.

»Guten Tag, Mrs. Rensselaer«, sagte Albert höflich. Ihm war bewußt, daß Exgattinnen mitunter ihre Autorität als Hausherrinnen zurückgewannen und deshalb nicht mit Geringschätzung behandelt werden durften. »Entschuldigen Sie die Störung, Sir, aber das Krankenhaus hat sich am Autotelefon gemeldet.«

»Was haben Sie gesagt?« Bret war schon auf den Füßen. Albert würde ihn nie beim Essen stören, wenn es sich nicht um etwas sehr Wichtiges handelte.

»Könnten Sie früher kommen?«

»Ob ich früher kommen könnte?« wiederholte Bret. Er fand die Kreditkarte in seiner Brieftasche.

»Sie haben gesagt, Sie wüßten schon, worum es geht«, sagte Albert.

»Ich muß gehen«, sagte Bret zu seiner Frau. »Es ist ein alter Freund.« Er knipste die Kreditkarte mit dem Fingernagel, so daß sie ein schnappendes Geräusch machte. Sie erkannte darin eine seiner vielen irritierenden Gewohnheiten.

»Schon recht«, sagte Nicola in dem lebhaften Ton, der ihre Verärgerung offenbarte.

»Laß uns das bald mal wieder machen«, sagte Bret. Er beugte sich vor – die Hand mit der Kreditkarte ausgestreckt wie ein Bühnenzauberer, der etwas aus der Luft greift – und küßte seine Frau auf die Wange. »Nun, da alles geregelt ist, laß uns bald mal wieder essen gehen.« Er hörte den Terrier knurren, als er dessem Fressen zu nahe kam.

Sie nickte. Er hatte keine Lust, noch einmal mit ihr essen zu gehen, das war ihr vollkommen klar. Sie sah, wie erleichtert er die Gelegenheit ergriff, ihr zu entfliehen. Sie hätte am liebsten geheult. Sie war sehr zufrieden darüber, sich von Bret Rensselaer getrennt zu haben, aber sie fand es demütigend, daß er damit gleichfalls sehr zufrieden war. Sie nahm ihre Puderdose und klappte den Spiegel auf, um das Make-up ihrer Augen zu prüfen. Sie konnte Bret sich darin spiegeln sehen. Sie beobachtete, wie er die Rechnung bezahlte.

Brets ursprüngliche Verabredung mit dem Director-General lautete: um sechs Uhr auf ein Glas in dessen Haus auf dem Lande. Nun hatte der Director-General angerufen und ein Treffen in Rensselaers Stallhaus in London vorgeschlagen. Das war der Anruf über das Autotelefon, den Albert gemeldet hatte. Die Anrufe des Departments wurden von Albert stets als Anrufe aus anonymen Krankenhäusern, Schulen oder Klubs bezeichnet, je nach der Gesellschaft und den Umständen, in

denen er Bret davon Meldung machte.

»Sie sind sicher, er meinte das Stallhaus?« fragte Bret seinen Fahrer.

»Ganz sicher«, sagte Albert.

»Was für ein Gedächtnis er hat«, sagte Bret mit widerwilliger Bewunderung.

Das fragliche Haus hatte um die Jahrhundertwende die Stallungen und die Wagenremisen enthalten, die zu Cyrus Rensselaers großartigem Londoner Haus gehörten. Als Bret das große Haus am Platz zum ersten Mal sah, war es ein Offiziersklub, der vom amerikanischen Roten Kreuz betrieben wurde. Nach dem Krieg war es verkauft worden, aber das unbequeme kleine Stallhaus verblieb im Familienbesitz. Die wenigen Zimmer mit Küche, Badezimmer und Garage wurden nur ab und zu von verschiedenen Rensselaers benützt und gelegentlich von Anwälten und Agenten, die in Familiengeschäften in London zu tun hatten. Weil aber Bret dauernd in England lebte, hatte er einen Schlüssel dazu und durfte es mit großzügiger Erlaubnis der anderen Angehörigen der Familie benützen, wann immer er wollte. Dafür sah Bret dort ab und zu nach dem Rechten und ließ hin und wieder das schadhafte Dach reparieren. Er hatte dort schon seit Jahren nicht mehr übernachtet.

Bret war überrascht, daß sich der D.G. erinnerte, daß er Zugang zu dem Haus hatte, und ärgerlich, daß er ein Treffen gerade dort vorschlug, denn jetzt, da niemand dort auf Dauer wohnte, war die Wohnung ziemlich verkommen. »Fahren Sie sofort zum Stallhaus«, wies Bret seinen Fahrer an. »Wir werden versuchen, da ein bißchen Ordnung zu schaffen, ehe Sir Henry kommt.«

»Wir haben ungefähr eine halbe Stunde«, sagte Albert. »Vielleicht verspätet Sir Henry sich auch, er hat das angedeutet.«

»Gut, daß wir in London geblieben sind«, sagte Bret. »Man

weiß doch nie, wo Sir Henry aufkreuzt.«

»Nein, Sir«, sagte Albert Bingham.

Bret lehnte sich in den Ledersitz seines Bentley zurück. Er war versucht gewesen, das Wochenende bei seinen pferdebegeisterten Freunden in der Nähe von Newmarket zu verbringen und von dort aus einen Abstecher zu dem Haus des D.G. in Cambridgeshire zu machen. Dann hatte seine Frau dieses Treffen am Samstag verlangt, und so war er in der Stadt geblieben. Nur gut. Denn so eine Spritztour zurück nach London, ohne vorherige Verabredung, nur um eine Laune des Alten zu befriedigen, war genau das, was Bret Verdauungsbeschwerden verursachte.

»Bedauere, wenn dieser Treffpunkt nicht gelegen war«, sagte Sir Henry Clevemore, als er den kleinen Raum über der Garage betrat. Er hatte sich den Kopf am Türrahmen gestoßen, aber jetzt, da er seine massige Gestalt in den großen, etwas abgenutzten Sessel eingepaßt hatte, schien er ganz zufrieden zu sein. »Aber es war eine Sache von einiger Dringlichkeit.«

»Ich bedaure, daß es hier nicht behaglicher ist«, sagte Bret. Der Raum war staubig und feucht. Am Spiegel waren Fingerabdrücke, unabgewaschene Milchflaschen standen im Waschbecken und verdorrte Blumen auf dem Bücherregal. Die einzige festliche Note verlieh der Teppich dem Interieur, der aufgerollt, in Sackleinwand eingenäht und mit leuchtendroten Kunststoffpäckchen voller Mottengift dekoriert war. Da das Haus nur von Durchreisenden zur Übernachtung benützt wurde, fehlte es dem Haus aufs traurigste an jedem Komfort. Selbst der elektrische Wasserkessel funktionierte nicht. Zu schade, daß Nikki so schwierig war. Die Hand einer Frau hätte diesen Räumen gutgetan.

Bret fühlte prüfend nach unten, ob der elektrische Heizlüfter warme Luft ausblase. Er hatte gleich nach seiner Ankunft hier die Heizung angeschaltet, aber die Luft war modrig. Er beschloß eine durchgreifende Renovierung der Wohnung. Er

würde seinen Anwälten deswegen schreiben. Er öffnete einen Schrank, der mehrere Flaschen enthielt. »Es ist eine Flasche Whisky da.«

»Lassen Sie das doch, Bret. Wir brauchten einen Ort, um vertraulich miteinander reden zu können. Dieser hier ist ideal. Nein, ich will keinen Drink. Meine Neuigkeit ist, daß Erich Stinnes zusammen mit dem jungen Bernard Samson aus Mexiko-Stadt hierher unterwegs ist. Ich glaube, wir haben es geschafft.«

»Das ist eine gute Nachricht, Sir.« Er blickte zu Boden, wo sich der schwarze Labrador des D.G. reckte. Warum hatte der Alte dieses senile und übelriechende Geschöpf in diesen kleinen Raum mit hinaufgenommen?

»Sie werden bei der Sache Regie führen, Bret. Lassen Sie Samson reden, aber halten Sie alles, was abläuft, eisern unter Kontrolle. Wir müssen Stinnes umdrehen und zurückschicken.«

»Ja, Sir.«

»Aber mir ist eingefallen, Bret ...« Er hielt inne. »Ich will mich nicht einmischen ... Sie sollen ja Regie führen. Ganz allein.«

»Bitte fahren Sie fort, Sir.« Bret klopfte den Staub von einem mit Chintz bezogenen Stuhl und setzte sich sehr vorsichtig hin. Er wollte sich nicht schmutzig machen.

Der D.G. saß zurückgelehnt mit übergeschlagenen Beinen, ohne anscheinend die schäbige Umgebung zu bemerken. Das düstere Winterlicht, das durch die staubige Scheibe fiel, war eben ausreichend, das Profil des alten Mannes zu umreißen und Lichtflecken auf die Spitzen seiner blankgeputzten Schuhe zu setzen. »Sollten wir diesem verdammten Martin Pryce-Hughes an den Kragen gehen?«

»Dem Kommunisten? Hmm.«

Brets Ton war zu mild, den D.G. zufriedenzustellen. »Diese kleine Zecke, die den Kontakt zwischen Mrs. Samson und

diesen Gangstern vom KGB gemacht hat«, sagte er mit Nachdruck. »Sollen wir ihn uns schnappen? Sagen Sie bloß nicht, daß Sie sich darüber noch nie Gedanken gemacht haben.«

»Ich habe mir schon eine Menge Gedanken darüber gemacht«, sagte Bret in der erstickten Stimme, mit der er sich gegen ungerechtfertigten Tadel wehrte.

»Sie haben davor gewarnt, ihn allzu bald nach Mrs. Samsons Verschwinden zu verhaften. Aber wie lange sollen wir denn noch warten?«

Bret sagte: »Sehen Sie, Sir ...« Der D.G. unterbrach ihn: »Jetzt, wo dieser Bursche Stinnes hier ankommt, müssen wir uns überlegen, in welchem Maße wir zulassen wollen, daß Moskau Stinnes und Pryce-Hughes in Verbindung bringt. Wenn Stinnes dorthin zurückkehren soll, können wir ja nicht wollen, daß die denken, er hätte Pryce-Hughes an uns verraten, oder?«

»Nein, Sir. allerdings nicht.«

»Also dann, um Gottes willen, Mann. Heraus damit! Was denken Sie? Sollen wir uns Pryce-Hughes schnappen und ihn ausquetschen? Es ist Ihre Entscheidung. Sie wissen, daß ich mich nicht einmischen will.«

»Sie sind immer sehr rücksichtsvoll«, sagte Bret, während er tatsächlich dachte, wie gerne er den D.G. die enge knarrende Treppe hinabstoßen würde, um zu verfolgen, wie sein Chef auf dem öligen Boden der Garage abprallte.

»Ich bemühe mich, es zu sein«, sagte der D.G. von Brets untertänigem Ton erweicht.

»Aber es hat sich eine andere Dimension aufgetan. Etwas, womit ich Sie eigentlich nicht belästigen wollte.«

»Belästigen Sie mich damit«, sagte Sir Henry.

»Im Sommer 1978 ...«, Bret hielt inne und überlegte, wieviel er offenbaren und wie er es formulieren sollte, »knüpfte Mrs. Samson ... eine Beziehung zu einem Dr. Henry

Kennedy.«

Als Bret wieder innehielt, sagte der D.G.: »Knüpfte eine Beziehung? Was zum Teufel soll das heißen? Ich werde Sie nicht wegen übler Nachrede verklagen, Bret. Um Gottes willen, sagen Sie, was Sie meinen. Sagen Sie, was Sie meinen.«

»Ich meine«, sagte Bret leise und bestimmt, »daß sie seit ungefähr dieser Zeit, bis sie nach drüben ging, eine Liebesaffäre mit diesem Mann hatte.«

»O mein Gott!« sagte der D.G. mit einem Laut des Erstaunens, an dem er fast erstickte. »Mrs. Samson? Sind Sie sich dessen ganz sicher, Bret?« Er wartete, bis Bret nickte. »Mein Gott.« Angesichts der Bestürzung seines Herrn erhob sich der schwarze Labrador und schüttelte sich. Jetzt war die Luft voller Staub aus dem Fell des Hundes. Bret sah die Körnchen im aufsteigenden Luftstrom des Heizapparats schweben. Gerade noch rechtzeitig vor einem Niesanfall hielt Bret sich das Taschentuch unter die Nase. Als er sich davon erholt hatte, tupfte er sich noch einmal das Gesicht ab und sagte: »Ich bin ganz sicher, Sir Henry, aber das ist noch nicht alles. Als ich anfang, in der Vergangenheit dieses Burschen herumzuwühlen, entdeckte ich, daß er schon seit der Zeit seines Medizinstudiums Parteimitglied ist.«

»Parteimitglied? Mitglied der Kommunistischen Partei? Dieser Typ, mit dem sie ins Bett gegangen ist? Bret, warum zum Teufel haben Sie mir das alles nicht erzählt? Werde ich verrückt?« Er schob sich in seinem Stuhl nach vorne, als versuche er aufzustehen, und sein Hund sah Bret zornig an.

»Ich kann Ihre Besorgnis sehr gut verstehen, Sir«, sagte Bret in jenem knirschenden amerikanischen Akzent, der ihm bei Bedarf zur Verfügung stand. »Kennedy ist Kanadier. Sein Vater war Ukrainer mit einem Namen, den man auf der englischen Schreibmaschine nicht buchstabieren konnte, und so wurde Kennedy daraus.«

»Gefällt mir gar nicht, wonach das riecht, Bret. Haben wir's in Wirklichkeit mit einem russischen Staatsangehörigen zu tun, der mit einer kanadischen Geburtsurkunde reist? Von denen haben wir doch schon eine Menge gesehen, stimmt's?«

»Bei der RCMP von Ottawa liegt nichts gegen ihn vor. Er diente bei der Luftwaffe, wo er sich auszeichnete. Dann Medizinstudium, Staatsexamen, Dissertation und so fort. Das einzige, was sie ausfindig machen konnten, war eine Exfrau, die ihn mit Unterhaltsforderungen verfolgt. Keine politischen Aktivitäten, von der Teilnahme an einigen Parteiveranstaltungen während seiner Studienzeit abgesehen.« Bret hielt inne. Die Tatsache, daß der Kerl mit Unterhaltsforderungen gehetzt wurde, sicherte ihm Brets Mitgefühl.

»Gut, lassen Sie das nicht so stehen, Bret. Sie wollen mir doch nicht schonend beibringen, daß Mrs. Samson womöglich ...« Die Stimme des D.G. verlor sich, während er die entsetzlichen Komplikationen überdachte, die Zweifel an Fiona Samsons Loyalität mit sich bringen würden.

»Nein, da besteht kein Anlaß, sich Sorgen zu machen. Tatsächlich liegt gegen beide nichts vor. Ich habe keinen Grund zu der Annahme, daß Dr. Kennedy in irgendwelche Aktivitäten verwickelt war – auf welche Weise auch immer –, während der Zeit seiner Bekanntschaft mit Mrs. Samson und danach.«

»Und weshalb soll mich das beruhigen?«

»Ich hatte ein Auge auf ihn.«

»Sie persönlich?«

»Nein, natürlich nicht, Sir Henry. Ich habe ihn von jemandem beobachten lassen.«

»Von jemandem? Was war das für ein Jemand? Jemand vom Department?«

»Nein, natürlich nicht, Sir. Ich habe das privat arrangiert.«

»Ja, aber nicht privat bezahlt, oder? Und so taucht's in der

Spesenabrechnung auf. Vielleicht haben Sie das nicht bedacht. Oh, mein Gott.«

»Der Auftrag taucht auf keiner Spesenabrechnung auf, Sir Henry. Ich habe persönlich und in bar bezahlt.«

»Sind Sie wahnsinnig, Bret? Sie persönlich haben bezahlt? Aus der eigenen Tasche? Was haben Sie vor?«

»Es mußte geheimgehalten werden«, sagte Bret. »Natürlich. Das brauchen Sie mir nicht zu sagen! Mein Gott. Wirklich unerhört!« Der D.G. sank in seinen Sessel zurück, als versagten ihm die Kräfte. »Was für Whisky haben Sie da?« sagte er endlich.

Bret griff nach einer Flasche Bell's, goß reichlich davon in ein Becherglas und reichte dieses dem D.G. Nachdem er davon genippt hatte, sagte der D.G.: »Der Teufel hole Sie, Bret. Erzählen Sie nur das Schlimmste. Rücken Sie raus damit. Ich bin auf alles gefaßt.«

»Es gibt nichts ›Schlimmstes‹«, sagte Bret. »Es ist, wie ich Ihnen gesagt habe. Es gibt keinen Hinweis auf Kontakte Kennedys zu den Sowjets.«

»Mich führen Sie nicht an der Nase herum, Bret. Wenn es so einfach wäre, hätten Sie mir schon längst davon erzählt und nicht damit gewartet, bis die Verhaftung von Pryce-Hughes aufs Tapet kam.«

Bret stand noch bei den Flaschen. Er war nie ein großer Trinker gewesen, aber jetzt goß er sich zur Gesellschaft ein Schlückchen ein, nahm das Glas mit zum Fenster und hielt es fest. Er wollte so weit weg von dem Hund wie irgend möglich sein. Der Geruch des Alkohols war abstoßend, er stellte das Glas ab. Er preßte die Finger gegen die kalte Fensterscheibe. Wie gut er dieses kleine Haus kannte. Glenn Rensselaer hatte ihn hierher mitgenommen, als er noch die Uniform eines Generals der U.S. Army trug. Bret hatte Glenn mehr geliebt, als er den mitleiderregenden Alkoholiker, der sein Vater war, je hätte lieben können. »Es ist nicht mehr als ein Verdacht«,

sagte Bret, nachdem er lange auf das Kopfsteinpflaster des Stallhofes und auf die dort geparkten Autos hinabgesehen hatte. »Aber ich weiß einfach, daß dieser Kennedy irgendeine Rolle dabei spielt. Ich weiß es einfach. Ich bin sicher, daß dieser Kennedy auf Mrs. Samson angesetzt wurde, um sie zu testen. Sie sind sich auf einem Bahnhof begegnet. Ich bin sicher, das war kein Zufall.« Er netzte seine Lippen mit ein wenig Whisky. »Sie muß den Test bestanden haben, denn es spricht alles dafür, daß Dr. Kennedy sich in sie verliebt hat und noch immer in sie verliebt ist. Aber Kennedy ist eine tickende Bombe, und das gefällt mir nicht. Ich habe Pryce-Hughes im Auge behalten, denn ich hoffte, es würde da irgendeinen Kontakt geben. Aber das ist jetzt schon lange her. Ich habe mich vermutlich geirrt.«

»Zu viele Mutmaßungen, Bret.«

»Ja, Sir Henry.«

»Fakten übertrumpfen jedes mutmaßliche As, stimmt's?«

»Ja, natürlich, Sir.«

»Werden Sie also Pryce-Hughes verhaften?«

»Ich würde lieber damit noch ein Weilchen warten, Director. Ich habe schon vor ein paar Jahren mal versucht, ihn zu einer Reaktion zu provozieren. Zu dem Zweck habe ich jemanden eine aufwendige Akte anfertigen lassen, die ›bewies‹, daß Pryce-Hughes für die Londoner Zentrale arbeitete. Es war eine fabelhafte Arbeit-Dokumente, Fotos, alles mögliche Zeug und hat mich einen Haufen Geld gekostet. Ich war dabei, als wir sie ihm zeigten.«

»Und?«

»Er hat uns ausgelacht, Sir. Ich war dabei. Er hat gelacht.«

»Ich bin froh, daß wir diese kleine Plauderei hatten, Bret«, sagte der D.G. Es war ein Tadel.

»Aber die Akte, die ich zusammenstellt habe, um Pryce-Hughes zu belasten, könnte uns jetzt sehr nützlich sein, Sir.«

»Ich höre, Bret.«

»Ich möchte sie so umarbeiten lassen, daß sie diesen KGB-Oberst Pawel Moskwin belastet.«

»Diesen Killer, der den Jungen in dem sicheren Haus in Bosham ermordet hat?«

»Ich glaube, er ist eine Gefahr für Fiona Samson.«

»Sind Sie sicher, daß Sie nicht nur diese verdammte Akte noch mal nützlich verwenden wollen?«

»Das wird uns kaum was kosten, Sir. Wir können die Akte sehr leicht in das KGB-Netzwerk einschmuggeln. Diese Miranda Keller wäre als Moskwins Kontakt geradezu perfekt.«

»Das wäre aber doch wohl ein bißchen hart für die arme Frau, finden Sie nicht?« sagte der D.G.

»Wir müssen an Fiona Samson denken«, sagte Bret.

»Na schön. Unter diesem Gesichtspunkt kann ich wohl keine Einwände mehr machen.«

# 19

## *England, Weihnachten 1983*

Gloria Kent fühlte sich elend. Sie hatte Bernard Samsons zwei kleine Kinder über Weihnachten mit zu ihren Eltern genommen. Sie war groß und blond und sehr schön, und sie trug ein tief ausgeschnittenes grünes Kleid, das sie nur eingepackt hatte, um Bernard damit zu beeindrucken.

»Warum ist er nicht bei seinen Kindern?« fragte Glorias Mutter zum wer-weiß-wievielten Mal. Sie stellte die Teller des Weihnachtssessens, die Gloria abgeräumt hatte, in den Geschirrspüler. »Er wurde in letzter Minute zum Feiertagsdienst eingeteilt«, sagte Gloria. »Und das Kindermädchen war schon nach Hause gefahren.«

»Du bist ein Dummkopf, Gloria«, sagte ihre Mutter.

»Wie meinst du das?«

»Du weißt, wie ich das meine«, sagte ihre Mutter. »Er wird zu seiner Frau zurückkehren, das machen sie immer.« Sie ließ eine Handvoll Messer und Gabeln in einen Kunststoffkorb fallen. »Ein Mann kann nicht zwei Frauen haben.« Gloria reichte ihr die Dessertteller und spannte dann Folie über die Reste des Weihnachtspuddings, ehe sie diesen in den Kühlschrank stellte.

Der zehnjährige Billy Samson kam in die Küche. Er trug noch den Papierhut und den Kunststoffarmreifen, die er aus einem Knallbonbon gezogen hatte. »Sally wird sich gleich übergeben«, kündigte er an, ohne zu versuchen, seine Freude angesichts dieser Aussicht zu verhehlen.

»Wird sie nicht, Billy. Ich habe gerade mit ihr gesprochen, sie setzt das Puzzle zusammen. Ist das Video schon aus?«

»Ich habe es schon mal gesehen.«

»Hat Opa es schon gesehen?« fragte Gloria. Man hatte sich darauf geeinigt, daß Glorias Vater Opa war.

»Er schläft«, sagte Billy. »Er schnarcht.«

»Warum hilfst du Sally nicht bei dem Puzzle?« fragte Gloria.

»Kann ich noch ein bißchen Eiercreme haben?«

»Ich glaube, du hast genug gehabt, Billy«, sagte Gloria fest. »Ich habe noch niemanden so viel essen sehen.« Billy sah sie einen Augenblick lang an, ehe er sich damit abfand und zurück ins Wohnzimmer wanderte. Mrs. Kent sah ihm nach. Der Junge sah den Fotos seines Vaters so ähnlich. Der mutterlose arme kleine Bengel tat ihr leid, aber sie war überzeugt, daß die verwegene Liebesaffäre mit einem »verheirateten Mann aus dem Büro« ihrer Tochter nur Unglück bringen konnte.

»Ich weiß alles, was du sagen willst, Mami«, sagte Gloria. »Aber ich liebe Bernhard bis zur Verzweiflung.«

»Ich weiß das, mein Herz.« Sie wollte noch mehr sagen, aber dann sah sie, daß ihrer Tochter die Augen schon voller Tränen standen. Das war das Herzerreißende an der ganzen Geschichte, Gloria wußte, daß sie nur Kummer zu erwarten hatte. »Er wollte nicht weg«, sagte Gloria. »Dieser eklige Kerl im Büro hat ihn geschickt. Ich hatte alles so sorgfältig geplant. Ich wollte ihn und die Kinder richtig glücklich machen.«

»Was sagt er denn dazu?« fragte ihre Mutter, ermutigt von dem Wein, den sie zum Essen getrunken hatte.

»Er sagt dasselbe wie du«, sagte Gloria. »Dauernd erzählt er mir, daß er zwanzig Jahre älter ist als ich, daß ich mit jemand anderem Zusammensein sollte, einem jüngeren Mann.«

»Dann kann er dich nicht lieben«, erklärte ihre Mutter mit Nachdruck.

Gloria brachte ein kleines Lachen zustande. »Ach, Mami! Ganz gleich, was er tut, in deinen Augen hat er immer unrecht.«

»Als du uns das erste Mal davon erzählt hast, konnte dein Vater wochenlang nicht darüber sprechen.«

»Es ist mein Leben, Mami.«

»Du bist so jung. Du traust jedem, und die Welt ist so

grausam.«

Sie stellte den letzten schmutzigen Teller in den Geschirrspüler, schloß die Tür und richtete sich auf. »Was hat er denn heute so Wichtiges vor? Oder darf ich danach nicht fragen?«

»Er ist in Berlin und identifiziert eine Leiche.«

»Ich werde froh sein, wenn du nach Cambridge gehst.«

»Ja«, sagte Gloria ohne Begeisterung.

»Ist nicht seine Frau in Berlin?« sagte ihre Mutter plötzlich.

»Er wird ihr nicht begegnen«, sagte Gloria. Im nächsten Zimmer zog Billy einen Stuhl an den Tisch, wo Sally an dem Puzzle arbeitete. »Eine Szene in Devon« zeigte es und war ein Geschenk des Kindermädchens. Zwei Ränder des Bildes hatte Sally bereits fertig. Ohne etwas zu sagen, begann Billy, ihr zu helfen.

»Mir fehlt Mami«, sagte Sally. »Warum hat sie uns nicht zu Weihnachten besucht?«

»Gloria ist nett«, sagte Billy, der schon einigermaßen für sie schwärmte. »Was heißt ›in Trennung?‹« Er hatte gehört, daß seine Eltern in Trennung lebten, aber er wußte nicht genau, was das bedeutete.

Sally sagte: »Nanny hat gesagt, daß Mami und Papa in verschiedenen Ländern leben müssen, um sich selbst zu finden.«

»Können sie sich denn nicht selbst finden?« sagte Billy. Er kicherte. »Es muß schrecklich sein, wenn man sich selbst nicht finden kann.«

Sally fand das überhaupt nicht komisch. »Wenn sie sich selbst findet, kommt Mami wieder.«

»Dauert das lange?«

»Ich werde Nanny fragen«, sagte Sally, die sich darauf verstand, dem stillen Mädchen aus Devon Informationen abzuschmeicheln.

»Ist Papa auch dabei, sich selbst zu finden?« Und dann, ehe

Sally antworten konnte, fand er ein Stück Himmel und paßte es in das Puzzle ein.

»Ich habe das Stück zuerst gesehen«, sagte Sally.

»Nein, hast du nicht. Hast du nicht!«

Sally sagte: »Vielleicht könnte Papa Mami heiraten und Gloria auch.«

»Nein«, sagte Billy, seiner Sache sicher. »Ein Mann kann nicht zwei Frauen haben.«

Sally sah ihn bewundernd an. Billy wußte immer alles. Aber sein Gesicht hatte einen Ausdruck, den sie kannte. »Ist dir nicht gut?« fragte sie ängstlich.

»Ich glaube, mir wird übel«, sagte Billy.

## 20

*Ost-Berlin, Februar 1984*

Hubert Renn sprach seine innersten Gedanken selten aus, hätte er das hinsichtlich seiner Tätigkeit für Fiona Samson aber getan, wäre dabei herausgekommen, daß die Beziehung sich als viel besser, als er zu hoffen gewagt, erwiesen hatte. Als ihm in der ersten Januarwoche des Jahres 1984 angeboten wurde, in eine andere Stellung und damit ins Stasi-Hauptquartier an der Normannenstraße überzuwechseln, lehnte Renn das Angebot ab und machte unter erheblichen Schwierigkeiten Gründe für diese Weigerung geltend.

Hubert Renn war die Atmosphäre der kleinen KGB-Stasi-Kommandoeinheit an der Karl-Liebknecht-Straße lieber. Und wie viele Angehörige der Verwaltung schätzte er das Gefühl von Wichtigkeit und Dringlichkeit der alltäglichen Geschäfte, das einem die Tätigkeit in der Operationsabteilung vermittelt. Überdies hatte er eine väterliche Verantwortung für Fiona Samson übernommen, was freilich der strengen und förmlichen Art, in der, auf sein Betreiben, die Geschäfte geführt werden mußten, nicht anzumerken war. Wie auch Fiona Samson von Renn niemals etwas außer seiner völligen Hingabe an seine Arbeit verlangte oder zu erwarten schien. Renn hatte keine Schwierigkeiten, Fiona Samson zu verstehen oder wenigstens mit ihr zurechtzukommen. Dieses gegenseitige Einverständnis profitierte von Fionas geändertem Verhalten, ihrer verdrängten und neugestalteten Weiblichkeit. Die Ungewißheiten und Zweifel, die Mutterschaft und Ehe ihr mitgegeben hatten, beeinflussten jetzt ihr Denken nicht mehr. Sie war nicht maskulin – Männer und ihre Denkweise fand sie noch immer so rätselhaft wie eh und je –, aber sie war jetzt so vereinfachend und entschieden, wie es Männer zu sein pflegen. Selbst in ihrer weiblichsten Phase war sie nie der Opferrolle verfallen, die sie ihre Mutter, ihre Schwester und zahllose

andere Frauen nur allzu bereitwillig hatte spielen sehen. Wenn sie jetzt irgendeiner Sache begegnete, mit der sie zu ihren eigenen Bedingungen nicht fertig wurde, fragte sie sich, was Bernard in der gleichen Lage tun würde, und das half ihr oft, das Problem zu lösen. Und es umgehend zu lösen.

Wäre sie vollkommen auf dem Posten gewesen, wären ihre Verhältnisse ganz erträglich gewesen. Aber Berlin legte sich ihr aufs Gemüt. Für Bernard war die Stadt eine zweite Heimat, und er liebte sie. Für Fiona war sie ein Alptraum. Sie kam endlich zu dem Schluß, daß ihre Depressionen und Alpträume, aus denen sie oft schwitzend und zitternd erwachte, nicht allein von ihrer Einsamkeit herrührten oder den Schuldgefühlen, die sie bei dem Gedanken, Mann und Kinder verlassen zu haben, plagten. Berlin war der Bösewicht. Berlin verzehrte ihr das Herz, so daß sie sich nie würde erholen können. Das war natürlich Unsinn, aber sie verlor ihr Gleichgewicht, und das war ihr bewußt. In der Abgeschlossenheit ihrer Wohnung an der Frankfurter Allee, wenn sie einmal nicht mit ihrer Arbeit beschäftigt war oder sich bemühte, ihr Deutsch und ihr Russisch zu verbessern, fand sie manchmal Zeit, über die Gründe ihrer gegenwärtigen verzweifelten Lage nachzudenken. Sie verwarf die analytische Vergangenheitsbewältigung, jenes Psychologen und Romanschriftstellern gleichermaßen teure Schlußverfahren, das ihr zweifellos gestattet hätte, eine gerade Kette von Ursachen und Wirkungen aufzubauen, angefangen von ihrem autoritären Vater über die Internatserziehung, ihre geheimdienstliche Tätigkeit und deren Apotheose in dieser Annahme eines anderen Lebens. So war das nicht gelaufen. Die Fähigkeit, diese Rolle zu spielen, hatte sie sich in harter Arbeit erworben. Dieser Teil ihrer Krankheit war keine Offenbarung irgendeines Bruchs in ihrer Persönlichkeit.

Sie hatte sich aus der Lage jenes kleinen Mädchens, das zitternd vor Furcht ins Internat gegangen war, nicht durch Teilnahme an rebellischen Demonstrationen befreit, sondern

insgeheim. Deshalb war die Verwandlung so vollkommen. Sie war tatsächlich ein anderer Mensch geworden. Obwohl sie das niemals einer lebenden Seele gestehen würde, hatte sie jener abgebrühten Person, die jeden Morgen in der Karl-Liebknecht-Straße zum Dienst antrat und schwer für den deutschen sozialistischen Staat schuftete, sogar einen Namen gegeben: Die fragliche Person war Stefan Mittelberg – den Namen hatte sie sich aus dem Telefonbuch zusammengestückelt –, einen männlichen Namen natürlich, denn im Büro mußte sie ihren Mann stehen. »Los, los, Stefan«, pflegte sie sich jeden Morgen zu ermahnen. »Zeit zum Aufstehen.« Und wenn sie sich vor dem Spiegel das Haar büstete, wie sie's jeden Morgen tat, sah sie aus dem Spiegel mit harten Augen Stefan an. War »Stefan« eine Offenbarung emotionalen Wandels? Eine Verhärtung? Eine Befreiung? Oder war Stefan derjenige, der spontan diese Liebesaffäre mit Harry Kennedy angefangen hatte? Wie wäre anders eine so vollkommen aus der Rolle fallende Handlungsweise erklärlich? Nun, Stefan war ein blendender Erfolg. Ärgerlich war nur, daß sie Stefan verabscheute. Aber egal, mit der Zeit würde sie vielleicht lernen, dieses neue hartgesottene Selbst zu lieben. Im Büro bemühte sie sich, der perfekte Apparatschik zu werden, die Sorte Chef, für den ein Mann wie Renn würde arbeiten wollen. Aber sie war Ausländerin und noch dazu eine Frau, und manchmal brauchte sie Renns Hilfe und seinen Rat, um sich in den verschlungenen Intrigen des Büros zurechtzufinden. »Wie lange wird der neue Mann hier arbeiten?« fragte Fiona Renn eines Tages, während sie Schachteln voller Papiere verstauten und einen blitzblank aufgeräumten Schreibtisch feierten. Renn sah sie an, erstaunt, sie so unschuldig und uninformiert zu finden. Zumal Fiona die russische Auszeichnung nun bewilligt worden war. Man hatte sie ihr im Rahmen einer kleinen Zeremonie in der Zentrale an der Normannenstraße überreicht. Ein Teil des Glanzes war auch auf Renn gefallen. »Neuer Mann?« sagte er. Niemals

stürzte er sich in solche Unterhaltungen. »Der Junge ... gelbes, welliges Haar ...« Sie hielt inne. »Was habe ich gesagt?«

Renn fand ihre Unwissenheit zugleich erschreckend und rührend. Jeder sonst im Gebäude hatte gelernt, einen Offizier des Moskauer politischen Sicherheitsdienstes zu erkennen. »Meinen Sie Leutnant Bakuschin?« fragte er.

»Ja. Weshalb ist er hier?«

»Er war einer der mit der Moskwin-Untersuchung befaßten Offiziere.«

»Moskwin-Untersuchung? Pawel Moskwin?«

»Aber ja. Sie wurde letzte Woche in Moskau durchgeführt.«

»Was wurde denn untersucht?«

»Seine Führung.«

»Führung?«

»Sein Verhalten. So wird das gewöhnlich formuliert. Natürlich sind solche Untersuchungen geheim.«

»Und wird auch das Urteil geheim verkündet?«

»Leutnant Bakuschin sucht weiteres Beweismaterial. Er wird wahrscheinlich auch mit Ihnen sprechen wollen.«

»Aber Moskwin ist doch gerade erst zum Oberst befördert worden.« Sie verstand noch immer nicht, was Renn ihr zu sagen versuchte.

»Das war nur, um es ihm zu erleichtern, während seines Aufenthalts in London den Leuten von der Botschaft Anweisungen zu geben. Hier nimmt man den Rang nicht so wichtig wie im Westen. Was hier die Autorität eines Mannes ausmacht, ist sein Auftrag.«

»Und Leutnant Bakuschins Auftrag verleiht ihm große Autorität?«

»Leutnant Bakuschin könnte, ohne besondere Genehmigung aus Moskau, jeden hier im Gebäude verhaften und einsperren lassen«, sagte Renn einfach. Fiona liefs kalt den Rücken hinunter.

»Haben Sie eine Ahnung, was Oberst Moskwin

vorgeworfen wird?«

»Schwere Verbrechen«, sagte Renn.

»Was sind schwere Verbrechen?«

»Die gegen Oberst Moskwin erhobenen Beschuldigungen sollten wir lieber nicht erörtern.«

»Ich habe gehört, daß der Oberst zahlreiche einflußreiche Freunde in Moskau hat«, sagte Fiona.

Renn stand still. Für einen Augenblick dachte Fiona, er würde mit einer gemurmelten Entschuldigung das Büro verlassen – wie er's schon manchmal getan, wenn sie ihn mit Fragen bedrängt hatte, die er nicht beantworten wollte –, aber das tat er nicht. Renn ging um den Tisch herum und stellte sich an ihre Seite. »Major Erich Stinnes ist in London und führt den englischen Geheimdienst an der Nase herum und stiftet eine Menge Verwirrung, wovon ich nicht die geringste Ahnung habe. Oberst Moskwin ist ebenfalls in England zur Unterstützung der Operation. Moskau war sehr unglücklich über den Tod des Engländers in dem Haus in Bosham. Oberst Moskwin hat seine Kompetenzen überschritten. Man hat die Untersuchung jetzt abgehalten, weil er gegenwärtig nicht greifbar ist. Der Oberst steht nun vor dem Problem, daß, im Falle die Londoner Operation gutgeht, dies dem Mut, der Geschicklichkeit und dem Einfallsreichtum des Majors Erich Stinnes zugute gehalten werden wird. Geht was schief, wird man Oberst Moskwin die Schuld geben.« Renn sah sie an und fuhr dann eilig fort. »Und so sind Sie inzwischen der mächtigste Offizier in der Sektion.« Renn richtete seinen Blick auf sie. Sie hatte noch immer nicht vollkommen verstanden, also erklärte er weiter: »Leutnant Bakuschin weiß das. Er wird Ihre Aussage anhören unter der Voraussetzung, daß auch Sie Bescheid wissen.«

»Sie meinen, Bakuschin wird von mir erwarten, daß ich mit meinen Aussagen helfen soll, Oberst Moskwin, wessen auch immer er angeklagt ist, zu überführen, um das Kommando zu

übernehmen?«

»Frau Direktor, es laufen alle möglichen wilden Gerüchte um. So heißt es, daß Oberst Moskwin schon seit langem für die Briten arbeitet. Auch Mrs. Keller wird beschuldigt. Sie erinnern sich ihrer vielleicht von meiner Geburtstagsgesellschaft. Sie ist mit ihrem Sohn in den Westen geflohen, anscheinend mit Hilfe gefälschter Pässe des Vereinigten Königreichs.« Renn lächelte, um etwas von der Spannung zu lösen, die er empfand. »Ich bin überzeugt, daß die Moskauer Untersuchung Oberst Moskwins Unschuld erweisen wird. Er hat Freunde und Verwandte in hohen Stellungen in Moskau. Ich weiß, wie das System funktioniert. Der Leutnant sammelt Beweismaterial für die Untersuchung. Vorsicht ist geboten, wenn Sie mit ihm reden.«

Fiona holte tief Atem. »Haben Sie jemals Alice im Wunderland gelesen, Herr Renn?«

»Ist das ein englisches Buch? Nein, ich glaube nicht.« Höflich, aber eilig ließ er Alice auf sich beruhen. »Das aber, Frau Direktor, bedeutet, daß Sie die Entscheidung über das Treffen in Holland fallen müssen. Niemand sonst hat Vollmacht, die Anordnungen zu unterzeichnen. Denn Moskwin und Stinnes sind nicht da. und wir brauchen jemanden in leitender Stellung, der fließend Englisch spricht. Ich hoffe, daß man nicht jemanden aus einer anderen Einheit wird mit der Sache befassen müssen.«

»Das wird nicht geschehen, wenn wir es verhindern können«, sagte Fiona. »Aber für mein Zögern werden Sie gewiß Verständnis haben, Herr Renn.«

»Sie gehen also?« fragte Renn.

»Ich glaube nicht«, sagte Fiona. Sie wollte gehen; ein Ausflug in den Westen – nur um vierundzwanzig Stunden dessen Luft zu atmen – würde ihr neue Lebenskraft geben. »Wenn Sie die Verhaftung fürchten, kann ich Ihnen Diplomatenpapiere besorgen.«

»Nein.«

»Wer kommt sonst in Frage?«

Sie sah ihn an. Sie hatte darüber nachgedacht, und es hatte sie gereizt, aber nun, da Renn die Frage offen stellte, hatte sie keine Antwort parat. »Ich werde die Normannenstraße verständigen müssen. Die sollen das entscheiden.«

Renn nahm von Fionas Schreibtisch eine Kunststoffschachtel mit weichen Disketten, die dort auf den Büroboten wartete, und spielte damit. »Davon würde ich abraten, Frau Direktor«, sagte Renn mit abgewandtem Blick und rot im Gesicht, angesichts der Peinlichkeit einer so offenen Rebellion.

»Nur sicherheitshalber. Technisch sind wir ihnen doch unterstellt.«

»Frau Direktor, wenn Sie Instruktionen in der Normannenstraße einholen und noch dazu in einer rein operativen Angelegenheit, würden Sie einen sehr folgenschweren Präzedenzfall schaffen. Einen höchst gefährlichen Präzedenzfall.« Er schüttelte die Disketten in der Schachtel. Sie klapperten. »Wie immer nun die Karrieren von Oberst Moskwin und Major Stinnes weitergehen mögen, wird doch, hoffe ich, diese Abteilung weiterhin so funktionieren wie während der vergangenen zwölf Jahre oder noch länger. Wenn Sie aber eine Genehmigung für etwas so Normales wie eine Reise nach Holland in der Normannenstraße einholen, unterstellen Sie uns praktisch deren Autorität. Was würde dann in Zukunft geschehen? Niemand hier wird mehr so verhältnismäßig unabhängig seine Arbeit machen können wie jetzt. Wir könnten praktisch gleich den Laden hier dichtmachen und in der Normannenstraße zum Dienst gehen.« Sie nahm ihm die Schachtel mit Disketten aus der Hand und stellte sie wieder auf den Tisch. Dann sah sie auf ihren Notizblock hinab, als wende sie sich wieder ihrer Arbeit zu. »Das würde ich nicht wollen, Herr Renn. Sie haben mir ja schon erzählt, wie Sie das

Gedränge auf dem U-Bahnhof Magdalenenstraße hassen.«

Hubert Renn wurde steif, und er preßte die Lippen zusammen. Inzwischen hätte Fiona schon gelernt haben sollen, daß der spaßige Ton, der in englischen und amerikanischen Büros gang und gäbe ist, in Deutschland selten gut ankommt. »Aber Frau Direktor ...«

»Nur ein Spaß, ein alberner Spaß«, sagte Fiona. »Ich werde natürlich Ihren Rat befolgen, Herr Renn.«

»Soll ich Ihre Papiere vorbereiten?«

»Ja, ich fahre.« Sie sah zu, wie er die Arbeit, die ihn beschäftigt hatte, zusammenlegte. Hubert Renn war, obwohl er gern das Gegenteil behauptete, eine komplexe Persönlichkeit. Sie kam noch immer nicht klar damit, wie er es schaffte, seine antirussischen Vorurteile mit unkritischer Unterwerfung unter Marx und dessen sämtliche Werke zu verbinden. War Renns Empfehlung – Kompetenzen in Anspruch zu nehmen, auf die ihre Stellung ihr eigentlich keinen Anspruch gab, und sich kraft dieser eine Auslandsreise zu gestatten – der Köder in irgendeiner neuen ekligen Falle, die ihre Feinde ihr stellten? Sie glaubte es nicht, aber es gab keine Gewißheit. Vorsichtig, Stefan! Niemand konnte sich auf nichts vollkommen verlassen hier. Das war das Wichtigste, was sie gelernt hatte. Sie stand auf. »Und dann ist da noch die Sache mit dem Arzt an der Charite.«

»Ja, Frau Direktor. Diese Sachen sind immer sehr zeitraubend. Ich habe Ihnen eine Notiz auf den Schreibtisch gelegt.«

»Die Notiz sagt nur, daß alles in Ordnung ist.« Renn trat neben sie und sagte: »Ja, gute Nachrichten, Frau Direktor. Herr Dr. Kennedy ist vollkommen unbedenklich. Besser als das: ein Genosse. Wir haben ihn mit ein paar kleinen Aufgaben in London beschäftigt. Wahrscheinlich hätte man ihm auch wichtigere gegeben, wenn er nicht schon als Student der Partei beigetreten wäre.«

Fiona wurde übel. Sie setzte sich wieder auf ihren Stuhl. Für einen Augenblick blieb ihr die Luft weg. Dann gelang es ihr zu murmeln: »Der Kommunistischen Partei?« Gott sei Dank, daß sie sich Kennedy niemals anvertraut hatte. Mehr als einmal war sie versucht gewesen. Er schien ein so überzeugter Kapitalist zu sein mit seinen Flugzeugverkäufen und -lieferungen, aber natürlich wäre das auch eine ausgezeichnete Tarnung, und wie sie aus ihrer täglichen Erfahrung wußte, finanzierte das KGB Tausende von solchen Geschäften als Tarnung für Agenten. »Ja, schade, daß niemand sein Potential erkannte und ihm davon abriet. Denn natürlich können Parteigenossen nicht für wichtige Aufgaben verwendet werden.«

»Irgendwelche Daten?«

»Nichts seit Juli 1978. Aber erinnern Sie sich, wir haben ja beide erst jüngst wieder mal gesehen, wie lange es manchmal dauert, bis Nachträge zu den Akten aufgearbeitet sind.« Ihr Kopf begann zu klopfen, und Fiona fühlte sich krank. »Was hat er für uns gemacht?«

»Solche Einzelheiten sind bei uns nicht aktenkundig. Der Londoner Resident hätte alles Diesbezügliche direkt nach Moskau gemeldet. Ich vermute, es wird sich um Überwachung, das Besorgen von Unterkunft oder von Referenzen gehandelt haben. Mit derartigen Aufgaben werden solche Leute meist betraut.«

Das war es also: Juli 1978, einen Monat vor der »zufälligen« Begegnung auf der Waterloo-Station. Sie hatte Martin vergrault, und so hatte Moskau einfach einen anderen Beobachter auf sie angesetzt. Ja, die Zeit hätte ausgereicht, Harry zu instruieren und vorzubereiten. Harry Kennedy war also von Moskau beauftragt worden, sie zu überprüfen. War das auch die Rolle, die er in Berlin spielte? »Nichts seit 1978?«

»Soll ich in Moskau anfragen, ob er noch im Einsatz ist?«

»Nein, Herr Renn, ich glaube, das wäre unklug.« Er sah sie an und sah, daß ihr nicht gut war.

»Wie Sie meinen, Frau Direktor.« Er nahm seine Papiere vom Tisch und verließ taktvoll den Raum.

Sie schluckte drei Aspirin-Tabletten. Überall hatte sie welche zur Hand, aber Aspirin leistete selten mehr als eine Verminderung der Intensität des Schmerzes. Sie hielt sich die Hände über die Augen. Wenn sie sich auf alte Erinnerungen konzentrierte, überstand sie manchmal diese Attacken durch reine Willenskraft. Bilder ihres Mannes und ihrer Kinder flimmerten vor ihrem inneren Auge so verschwommen und holprig wie zerkratzte alte Filmstreifen. Lange saß sie ganz still, so wie jemand sich sammeln würde, ehe er unverletzt aus einem zu Schrott gefahrenen Auto aussteigt.

# 21

*Berlin, März 1989*

Der Director-General – rastlos und fordernd – machte einen seiner inoffiziellen Blitzbesuche in Berlin. Frank Harrington, der Berliner Resident, fluchte, weil er deshalb von heute auf morgen sein Programm ändern mußte, aber so war der Alte eben. Er war immer so gewesen, und neuerdings wurde es noch schlimmer. Nicht nur hatte er plötzliche ungelegene Eingebungen, auf die jeder sich, ohne viel zu fragen, einzustellen hatte, sondern Sir Henry war auch ein schrecklicher Zeitverschwender. In dem bequemsten Sessel sitzend, ein Glas Jahrgangs-Hine in der Hand, pflegte Sir Henry Clevemore zu reden und zu reden und warf nur ab und zu ein, daß er nun wirklich gehen müsse, als hielte ihn jemand gegen seinen Willen.

So war es an diesem Nachmittag gewesen. Aus dem Büro des D.G. war ein »deutsches Mittagessen« bestellt worden. Tarrant, der alte Diener, der Frank schon länger diente, als irgend jemand zurückdenken konnte, bereitete alles vor. Sie aßen im Speisezimmer der schönen alten Grunewaldvilla, die dem Berliner Residenten als Dienstwohnung zur Verfügung stand. Franks Köchin wußte einen Hasenpfeffer zu machen, der über die Jahre berühmt geworden war, und das Hausmädchen trug ihre beste gestärkte Schürze und sogar ein Spitzenhäubchen. Das alte Tafelsilber war geputzt und das Meißner Porzellan aus der Anrichte geholt worden. Die Tafel hatte wirklich ganz fabelhaft ausgesehen. Die diesbezügliche Bemerkung des D.G. hatte Tarrant gehört, und er erlaubte sich ein selbstzufriedenes kleines Lächeln. Nach dem Essen waren die beiden Männer zum Kaffee ins Wohnzimmer gegangen. Das war inzwischen schon Stunden her, und noch immer machte der D.G. keine Miene, sich zu verabschieden. Frank wünschte, er hätte sich nach dem Rückflug erkundigt, dies jetzt

zu tun würde unhöflich scheinen. So nickte er dem alten Mann zu und hörte ihn an und wünschte sich nichts sehnlicher, als sich eine Pfeife anzünden zu können. Der Alte haßte Pfeifentabak, insbesondere die Marke, die Frank rauchte, und Frank wußte, daß es nicht in Frage kam. »Nun, ich muß mich auf den Weg machen«, sagte der D.G. wie schon so viele Male an diesem Nachmittag, aber jetzt machte er Miene, sich tatsächlich in Bewegung zu setzen. Gott sei Dank, dachte Frank. Wenn er den Alten bis sieben los wurde, hatte er noch Zeit für seinen Bridge-Abend mit den Kameraden vom Militär. »Ja«, sagte der D.G. mit einem Blick auf die Uhr, »höchste Zeit, daß ich mich auf den Weg mache.« Einer von Frank Harringtons Schulkameraden in Eton war Arzt geworden und praktizierte in einer wohlhabenden Ecke des ländlichen Yorkshire. Dieser meinte, er habe sich dort erst daran gewöhnen müssen, daß jeder Patient, der in seine Sprechstunde kam, eine halbe Stunde über dies und das plauderte, ehe er aufstand, um wieder zu gehen, und dann zwischen Tür und Angel beim Verabschieden nebenher bemerkte, was ihm wirklich Sorgen machte. So war es mit dem Director-General. Er hatte schon den ganzen Nachmittag lang dagesessen und Höflichkeiten mit Frank ausgetauscht, als er sein Glas erhob, den letzten Schluck im Munde kreisen ließ und ihn dann hinunterspülte. Dann setzte er das Glas ab, stand auf und wiederholte noch einmal, daß er nun endlich gehen müsse. Erst dann sagte er: »Haben Sie in letzter Zeit Bret Rensselaer gesehen?«

Frank nickte. »Letzte Woche. Bret wollte meinen Rat wegen des Berichts über die Schießerei in Hampstead.« Frank stand auf und machte eine nicht sehr nachdrückliche Gebärde mit der Cognacflasche, aber der alte Mann winkte ab. »Darf ich fragen, was Sie geraten haben?«

»Ich habe ihm geraten, keinen Bericht zu erstatten, nicht schriftlich jedenfalls. Ich empfahl ihm, die Sache mit Ihnen

durchzugehen und dann eine Aktennotiz darüber zu machen.«

»Was hat Bret gesagt?«

Frank ging durch das Zimmer, um die Flasche wegzustellen. Er war von noch immer schlanker und athletischer Erscheinung. In seinem Anzug aus Bedfordcord hätte man ihn leicht für einen Offizier der Berliner Garnison, einen Mann Mitte der Vierzig halten können. Es war schwer zu glauben, daß Frank und der D.G. zusammen in der Ausbildung gewesen waren und daß Frank schon das Pensionsalter erreichte. »Ich erinnere mich genau. Er sagte: ›Ich soll also meinen Arsch bedeckt halten?««

»Und war es das, was Sie meinten?«

Frank blieb stehen, wo er war, in der Mitte des Perserteppichs, und wählte seine Worte sehr sorgfältig. »Ich wußte, daß Sie ein Protokoll seines mündlichen Berichts zu den Akten geben würden.«

»Das wußten Sie?« Eine leichte Hebung des Tons beim zweiten Wort.

»Wenn das eine geeignete Maßnahme war«, sagte Frank. Der D.G. nickte besonnen. »Bret wäre fast getötet worden. Zwei Sowjets wurden von Bernard Samson erschossen.«

»So hörte ich von Bret. Ein Glück, daß unsere Leute weg waren, ehe die Polizei kam.«

»Noch sind wir nicht aus dem Schneider«, sagte der D.G. Frank fragte sich, ob er weiterfragen sollte, meinte aber, daß der D.G. ihm das Weitere schon von sich aus erzählen würde, sobald es ihm nötig schiene. Frank sagte: »Wie ich hier in Berlin höre, steckte ein KGB-Gorilla namens Moskwin hinter der Sache. Derselbe Schurke, der den jungen Mann in dem sicheren Haus in Bosham getötet hat.«

»Die Abteilungen für Recherchen und Instruktionen sind der gleichen Meinung, es wird sich also wohl so verhalten.« Der D.G. wandte sich um und kehrte dahin zurück, wo er gesessen hatte. Er sah Frank an und sagte: »Es wird eine Untersuchung

geben müssen.«

»Brets Zukunft betreffend?«

»Nein, ganz soweit ist es noch nicht, aber das Cabinet Office macht gerade eine dieser Perioden durch, in denen sie da jede Beschwerde der Russen fürchten.«

»Zwei tote KGB-Killer? Bewaffnete Killer? Nicht sehr wahrscheinlich, daß Moskau ein Interesse an derlei Spaß und Tollerei anmeldet, Sir Henry.«

»Ist das eine auf Ihren Berliner Erfahrungen beruhende wohlervogene Meinung?«

»Ja, durchaus.«

»Das ist auch meine Meinung, aber im Cabinet Office will man die Meinungen von Experten nicht hören, dort ist man einzig an den Politikern interessiert, denen man zu dienen hat.« Der D.G. sagte das ohne Ressentiment oder auch nur Mißvergnügen. »Ich wußte das natürlich, als ich diesen Job übernahm. Die Strategie unseres Departments muß sich, wie die jeder anderen staatlichen Behörde, dem Einfluß des wechselnden politischen Klimas anpassen.«

»Das letzte Mal, als Sie mir das sagten«, sagte Frank, »fügten Sie hinzu: ›Aber die Taktik bleibt mir überlassen‹.«

»Die Taktik bleibt mir überlassen, bis taktische Fehlschläge die Titelseiten der Boulevardzeitungen füllen. Haben Sie die Fotos von diesem Waschsalon gesehen?«

»Habe ich allerdings, Sir.« Große, Titelseiten füllende Fotos des Waschsalons mit den am Boden liegenden toten Männern und überall verspritztem Blut hatten den Lesern dieser Blätter einen denkwürdigen Eindruck vermittelt. Doch, was immer man in den Londoner Bars und Redaktionsbüros darüber reden mochte, veröffentlicht wurde das Vorkommnis als eine Schießerei zwischen rivalisierenden Gangsterbanden, mit Mutmaßungen über das Angebot von Rauschgift in Läden und Waschsalons.

»Die Abteilung fünf verlangt eine Untersuchung, und der

Cabinet Secretary ist überzeugt, daß man von deren zusätzlichem Sachverstand profitieren könne.«

»Eine kombinierte Untersuchung?«

»Ich kann mich dem Cabinet Office nicht widersetzen, Frank. Ich werde es bei der nächsten Sitzung des Ausschusses zur Sprache bringen und verlasse mich auf Ihre Unterstützung.«

»Wenn Sie meinen, daß die Sache so am besten zu erledigen ist«, sagte Frank mit einem kaum hörbaren Unterton, der andeutete, daß er nicht dieser Meinung war.

»Wir müssen uns zurückhalten, ehe ich einen direkten Befehl kriege. Auf diese Weise werde ich einen Ausschuß einrichten und in der Lage sein, Bret den Vorsitz zu geben«, sagte der D.G.

»Glauben Sie, Bret wird solche Hilfe und solchen Schutz brauchen?«

»Ja. Aber was ich von Ihnen wissen will: Wird Bret die Kraft haben, das durchzustehen? Denken Sie nach, ehe Sie antworten. Die Sache ist mir sehr wichtig.«

»Durchhaltevermögen? Darauf kann ich auf die Schnelle weder mit Ja noch mit Nein antworten, Sir Henry. Sie müssen ja bemerkt haben, was aus dem Department geworden ist, seitdem Fiona Samson übergelaufen ist.«

»Sie meinen hinsichtlich der Stimmung?«

»Hinsichtlich der Stimmung und vieler anderer Sachen. Wenn Sie an psychologischen Druck denken, sollten Sie sich vielleicht den jungen Samson ansehen. Er steht unter ungeheurer Anspannung und, um es noch schlimmer zu machen, gibt es Leute im Department, die behaupten, daß er gewußt haben muß, worauf seine Frau hinauswollte, von Anfang an.«

»Ja, ich habe solche Befürchtungen sogar von Mitarbeitern gehört«, sagte der D.G. traurig.

»Wenn ein Mann Schwierigkeiten mit seiner Frau hat, kann

er Zuflucht in seiner Arbeit suchen. Wird ihm im Büro das Leben schwergemacht, kann er sich auf Erholung daheim bei seiner Familie freuen. Bernard Samson ist ständig unter Druck.«

»Wie ich höre, hat er eine Art Verhältnis mit einer untergeordneten Angestellten angefangen«, sagte der D.G.

»Samson ist ein verzweifelter Mann«, sagte Frank mit einfacher Wahrhaftigkeit. Samsons Privatleben wollte er nicht erörtern. Franks Devise war, alle Menschen so zu behandeln, wie sie auch ihn behandeln sollten.

»Ich fragte Sie wegen Rensselaer«, sagte der D.G. »Samson ist ein verzweifelter Mann«, sagte Frank, »aber er kann eine Menge Kritik vertragen. Er ist ein geborener Rebell, kann sich also wehren, wenn man ihn einen Verräter, Wüstling oder sonstwas schimpft. Bret ist eine ganz andere Persönlichkeit. Er liebt England, wie das nur ein im Ausland geborener Romantiker tun kann. Solchen Leuten erscheint der leiseste Hauch von Mißtrauen als ein Sturm, und sie können sehr leicht umgeblasen werden.«

»Ausgezeichnet, Frank! Waren Litterae humaniores Ihr Fach in Wadham?«

Frank lächelte wehmütig, antwortete aber nicht. Er kannte den D.G. schon, seitdem sie beide in der Jugend während des Krieges im selben Quartier gelegen hatten. Der D.G. war über Frank Harringtons humanistische Bildung vollkommen unterrichtet und beneidete ihn wohl noch immer ein wenig darum, jedenfalls vermutete Frank das.

Der D.G. sagte: »Wird Bret zusammenbrechen? Wenn sich der Ausschuß gegen ihn wendet, wie dies in unserem Teil der Welt Ausschüsse gerne tun, wenn die Verwundbarkeit des Vorsitzenden offenbar wird – wird Bret standhalten?«

»Hat man dieser Untersuchung schon einen Namen gegeben?« fragte Frank.

Der D.G. lächelte. »In dieser Untersuchung geht es um

Erich Stinnes und wie mit ihm verfahren wurde, seitdem er zu uns gekommen ist.«

»Man wird Bret schwer zusetzen«, erklärte Frank.

»Glauben Sie das?«

»Das Department läuft über von Gerüchten, Sir Henry. Sie müssen das wissen, sonst wären Sie nicht hier und stellen mir diese Fragen.«

»Was wollen diese Gerüchte wissen?«

»Na, es ist die allgemeine Meinung, daß Erich Stinnes Bret Rensselaer und das Department vollkommen zum Narren gehalten hat.«

»Bret war nicht erfahren genug, mit einem so listigen Burschen wie Stinnes umzugehen. Ich dachte, Samson würde Bret auf dem rechten Weg halten, aber da habe ich mich geirrt. Jetzt sieht es so aus, als habe man uns Stinnes mit dem Auftrag, uns zu desinformieren, geschickt.«

»Ist das offiziell?« fragte Frank.

»Nein. Ich bin noch nicht ganz sicher, was für ein Spiel Stinnes wirklich spielt.«

»Ein hoher Offizier wie Stinnes kann, wenn man ihm einen Desinformationsauftrag gibt, machen, wozu er lustig ist, und auf die Konsequenzen pfeifen. Er könnte sich sehr wohl dafür entscheiden, zu uns überzulaufen.«

»Ich teile diese Meinung.« Der D.G. zückte sein Zigarrenetui und schien für einen Augenblick zu beabsichtigen, sich eine Zigarre anzuzünden. Dann entschied er sich dagegen. Der Arzt hatte ihm befohlen, das Rauchen vollkommen aufzugeben, aber er hatte immer ein paar Zigarren bei sich für den Fall, daß sein Verlangen gar zu unerträglich wurde. Vielleicht war das dumm. Manchmal verursachte es ihm Folterqualen. »Sie sagten, daß ein Teil der Angestellten meint, daß Bret zum Narren gehalten worden sei. Was meinen die übrigen?«

»Der größte Teil der Angestellten weiß, daß Bret

zuverlässig und tüchtig ist.«

»Sie wissen, was ich meine, Frank.«

»Ja, ich weiß, was Sie meinen. Also schön, da gibt es ein paar Spinner, die glauben, daß vielleicht Bret mit Fiona Samson zusammengearbeitet hat.«

»Wie denn zusammengearbeitet? Glauben diese Leute, daß Bret Rensselaer und Fiona Samson schon so lange im Dienste Moskaus stehen?«

»Das ist eine extreme Anschauung, Sir Henry, aber sie waren wirklich häufig zusammen. Manchen zufolge sollen sie eine Liebesaffäre miteinander gehabt haben; man will sie ein paarmal in den falschen Hotels miteinander gesehen haben. Sie wissen schon, solche Sachen. Nicht einmal der junge Samson selbst ist sich ganz sicher, daß nicht was dran ist an dieser Geschichte.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß solche absurden Geschichten im Umlauf sind.«

»Die Leute haben sich gewundert, wieso Bret, nachdem er sein ganzes Leben hinter dem Schreibtisch gesessen hat, plötzlich mit einer Knarre in der Hand in diesem Waschsalon auftaucht und sich als Mann der Tat versucht. Für so was haben wir schließlich speziell ausgebildete Leute.«

»Es war nicht ganz so«, sagte der D.G. »Schießerei am O. K. Corral« hat eine der Zeitungen geschrieben. Leider hat diese Charakteristik eine Menge schlechte Witze über uns provoziert.«

Der D.G. schniefte hörbar. »Berlin riecht nach Bier, ist Ihnen das je aufgefallen, Frank? Natürlich ist Berlin nicht die einzige deutsche Stadt mit diesem Geruch, aber mir fällt er hier besonders auf. Hopfen oder Malz oder irgendwas«, setzte er hinzu, um die Unvertrautheit mit dem plebejischen Getränk zu zeigen.

»Sie werden ihn unterstützen müssen, Sir Henry. Sichtbar und eindeutig.«

»Dazu werde ich nicht imstande sein. Er wird sich auf sein Glück verlassen müssen.«

»Was soll das heißen, Sir?«

»Ans guten Gründen kann ich ihm keinerlei Unterstützung geben. Keinerlei Unterstützung.«

Frank war schockiert. Trotz der unerschütterlichen guten Manieren, für die er berühmt war, hätte er fast gefragt, zu was zum Teufel der Director-General denn da wäre, wenn nicht zur Unterstützung von in Schwierigkeiten geratenen Angestellten des Departments.

»Sind diese Gründe operationsbedingt oder politisch?«

Damit kam Frank einer offenen Rebellion so nahe wie nie zuvor, aber der D.G. nahm den Vorwurf an. Andererseits war die Entscheidung, Frank nicht die Wahrheit über Fiona Samson anzuvertrauen, richtig. Stinnes mußte nach Moskau mit der festen Überzeugung zurückkehren, daß Fiona Samson ihr Vaterland verraten hatte. Jetzt zu sagen, daß die Gründe, Bret Rensselaer nicht zu unterstützen, operationsbedingt seien, käme einer Offenbarung der ganzen Geschichte von Fiona Samsons Mission nur allzu nahe. »Darauf kann ich nicht eingehen«, sagte der D.G. in einem Ton, der weitere Fragen unmißverständlich zurückwies. Wenn Bret Rensselaer nun verdächtigt wurde, in Fionas Verrat verwickelt zu sein, war das nicht zu ändern. »Noch eine Zusatzfrage, Director«, sagte Frank, und sein Ton wie die Anrede machten klar, daß er von Amts wegen fragte. »Wollen wir Rensselaer verschmachten lassen? Soll er am Halm verdorren? Ist das der Zweck dieser Untersuchung? Ich muß das wissen, um mich meinerseits richtig zu verhalten.«

»Um Gottes willen, nein. Ich wünsche nichts weniger, als daß Bret Rensselaer den Haifischen zum Fraß vorgeworfen wird, denen von Whitehall schon gar nicht. Ich will, daß Rensselaer über seine Ankläger triumphiert. Aber ich kann ihm nicht dabei helfen.«

»Ich bin froh, das so deutlich zu hören, Sir Henry.« Der Austausch der Meinungen hatte zu einem Unentschieden geführt, und der D.G. nahm es als solches hin. »Ich habe noch immer eine Masse Arbeit für Rensselaer, und er ist der einzige, der sie machen kann.«

Frank nickte und dachte, dabei sei an Brets Kontakte in Washington zu denken, die dem Department immer wichtig gewesen waren.

Die Geschichte dieser Schießerei in einem Waschsalon in Hampstead, die dem D.G. Sorgen machte und von den Zeitungen und Frank Harrington gerne »Die Schießerei am O. K. Corral« genannt wurde, beginnt ungefähr eine Woche vor dem Besuch des D.G. in Berlin.

Hätte Bret Rensselaer sich wie gewöhnlich an seinen gesunden Menschenverstand gehalten, hätte er sich aus der Sache rausgehalten. Es war eine Sache für die Leute vom Außendienst. Aber Bret war nicht er selbst.

Bret Rensselaer litt unter der Abwesenheit Fiona Samsons, und zwar entsetzlich. Während der Zeit, in der sie zusammengearbeitet hatten, waren ihre Treffen regelmäßig und heimlich gewesen, wie die eines Liebespaares, und das hatte seinen Eifer noch vermehrt. Bret konnte über dieses Gefühl natürlich mit niemandem sprechen, und seine Leidenschaft wurde durch den Anblick Bernard Samsons nicht gerade besänftigt, der, dieser vollkommenen Frau beraubt, in seiner gewohnt unbekümmerten Weise seinen Geschäften nachging. Gleichviel, was die Leute von Samsons Qualen erzählten, Bret konnte Bernard nur so sehen, wie es seinem Bild entsprach. Insbesondere brachte ihn auf, daß Bernard jetzt mit einem hinreißenden jungen Mädchen aus dem Büro zusammenlebte. Weiß der Himmel, wie die Kinder darauf reagierten! dachte Bret, der dieses Konkubinat abscheulich fand, sich aber hütete, seine diesbezüglichen Gefühle zu offenbaren. Er sah keine Möglichkeit, die Geschicke der Samson-Kinder zu

beeinflussen. Er hoffte, Fiona würde ihm nicht später einmal vorwerfen, sein Wort nicht gehalten zu haben.

Brets Beteiligung an der Schießerei in dem Waschsalon änderte vieles. Für ihn selbst war die Erfahrung im wahrsten Sinne des Wortes traumatisch. Denn die Gewalttätigkeit, in die er in jener Nacht verwickelt wurde, fügte seiner Psyche eine Verletzung zu, von der er sich nie ganz erholte.

Für Bret wies alles daraufhin, daß der Kontakt mit dem KGB-Team im Waschsalon eine reine Routineangelegenheit sein würde. Es hatte ihn keine Warnung darauf vorbereitet, daß die Sache so ablaufen könnte. Saß er gerade noch ahnungslos neben Bernard in dem nachts geöffneten Waschsalon in Hampstead, steckte er dann plötzlich, von einer Minute auf die andere, mitten in einem der fürchterlichsten Alpträume seines ganzen Lebens. Sie sahen zu, wie Samsons Hemden sich im Seifenschaum drehten. Samson hatte darauf bestanden, daß sie beide Wäsche mitbrachten, und hatte selbst sogar in einer Plastiktüte sein eigenes Waschpulver mitgebracht, weil er dem Zeug mißtraute, daß es an den Automaten des Waschsalons gab, wie er sagte. Bret fragte sich, ob das nur ein Zeichen der bis ins kleinste gehenden Sorgfalt des Profis oder irgendein Witz war. Nun las Samson zerstreut in einer Zeitung, die auf seinen Knien lag. Er hatte Bret auch nicht die geringste Andeutung gemacht, daß eine verdammt große Kanone mit Schalldämpfer in den Daily Telegraph gewickelt war. Samson hatte von seinem Vater geplaudert, als müßte er sich um sonst nichts kümmern auf der Welt.

Bernard Samson war ein amüsanter Gefährte, wenn er guter Laune war. Seine beißenden Kommentare über seine Vorgesetzten, die Regierung und überhaupt die umgebende Welt waren zum Teil Abwehr gegen ein System, das ihm nie recht eine Chance gegeben hatte, enthielten manchmal aber mehr als ein Körnchen Wahrheit. Bernard hatte den Ruf, immer Glück zu haben, aber sein Glück war das Resultat einer

professionellen Haltung und einer Menge harter Arbeit. Bernard war ein hartgesottener Bursche, und Brets Bereitwilligkeit, sich auf diese Kapriole einzulassen, war zweifellos nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß er sich in Bernards Gesellschaft sicher fühlte. Bret trug einen alten Mantel und Hut, die er eigens für diesen abendlichen Ausflug gekauft hatte. In der Tüte unter Brets schmutziger Wäsche steckte ein schwerer brauner Umschlag, der einundvierzig Hundertdollarnoten enthielt. Finanzierung. Das Geld sollte einem KGB-Kurier übergeben werden, wenn er das Kennwort »Bingo« gebrauchte. Draußen auf der Straße vor dem Waschsalon waren genug Leute aufgestellt, um Bret auf das Kommen der anderen vorzubereiten und, sollte Bret es für nötig halten, sie verhaften zu lassen. Bret hielt deshalb die Sache für ganz einfach, doch lief sie so nicht ab.

Es ging los ohne die mindeste Warnung durch die Posten auf der Straße. Einer der KGB-Leute hatte sich in einem Raum über dem Waschsalon versteckt, und als er plötzlich unten auftauchte, fuchtelte er mit einer abgesägten Jagdflinte herum. Dann drang ein zweiter Mann ein, auch er mit einer Schrotflinte. Einer der Männer sagte »Bingo«, das Codewort. Bret blieb vollkommen ruhig, jedenfalls erschien es ihm so in seiner Erinnerung, und langte nach dem Geld, um es ihnen zu zeigen. Die Reihenfolge der Ereignisse war strittig, obwohl alles Schlag auf Schlag ging. Samson sagte, es sei geschehen, als draußen auf der Straße der Wagen explodierte, aber wie Bret sich erinnerte, hatte Samson schon vorher die Initiative ergriffen. Samson stand nicht auf, sondern schoß aus dem Sitzen. Er benutzte Bret als Schild, und die Wut, die Bret empfand, als er das bemerkte, wurde er sein Leben lang nie ganz los. Weit genug vorgebeugt, um die Eindringlinge ins Visier zu nehmen – inzwischen waren es zwei –, zielte Samson in aller Ruhe und feuerte. Er nahm die Waffe nicht einmal aus der Zeitung, die sie verbarg. Die Waffe war mit

einem Schalldämpfer versehen. Bret hörte zwei dumpfe Schläge und war völlig aus der Fassung, als einer der KGB-Männer zurücktaumelte, seine abgesägte Flinte fallen ließ, sich an den Bauch griff und Blut speiend über die Waschmaschine fiel.

Samson war plötzlich weg. Bret erinnerte sich, von Samson grob zur Seite gestoßen worden zu sein, der dann über die weggeworfene Flinte gestolpert war. In Samsons Version hieß es, er habe Bret in Deckung geschubst und dann die Waffe in seine Richtung gestoßen. Samson warf Bret sogar vor, nicht die Flinte ergriffen zu haben und ihm durch die Hintertür auf der Jagd nach dem anderen gefolgt zu sein.

Bret war plötzlich allein im Waschsalon mit dem jungen KGB-Mann, der, sich erbrechend, blutend und wimmernd wie ein Baby, starb. Bret hatte so was noch nie gesehen. Es war brutal und ekelhaft. Irgendwo im Obergeschoß fielen weitere Schüsse; Samson tötete noch einen Mann, und dann war alles vorbei. Bret bekam mit, wie er grob in einen Wagen gestoßen wurde und dann durch die Nacht raste, an der Polizei vorbei, die eben kam. Zu Brets Erstaunen sagte Bernard Samson ausgerechnet in diesem Moment, daß er ihm das Leben gerettet habe. »Du willst mein Leben gerettet haben, du Hundesohn«, sagte Bret schrill. »Erst schießt du und benützt mich als Schild. Dann haust du ab und läßt mich ausbaden, was ...« Samson lachte. Zum Teil war dieses Lachen eine nervöse Reaktion auf den Druck, unter dem er eben gestanden hatte, aber es war ein Lachen, das Bret nie vergessen würde. »So ist das im Außendienst, Bret«, sagte er. »Wenn du Erfahrung gehabt hättest oder Übung, hättest du dich sofort hingeschmissen. Oder noch besser, du hättest den zweiten Bastard umgelegt, anstatt mir die ganze Arbeit zu überlassen.« Bret hatte kaum zugehört. Er konnte den Anblick des sterbenden KGB-Mannes nicht vergessen, der sich, vornübergebeugt, an einer der Waschmaschinen festhielt, während das schäumende Blut aus

ihm quoll und sich mit dem Seifenwasser am Boden mischte.

»Du hättest ihn auch in den Arm schießen können«, krächzte Bret.

Bernard hatte nur Verachtung für so naives Gerede. »Das gibt's nur im Kino, Bret. Das ist was für Wyatt Earp und Jesse James. In der wirklichen Welt schießt niemand den Leuten die Pistolen aus der Hand oder verpaßt ihnen Fleischwunden im Oberarm.

In der wirklichen Welt trifft man sie oder schießt daneben. Es ist schwierig genug, ein bewegliches Ziel zu treffen, ohne sich auf anatomische Feinheiten zu kaprizieren. Also komm mir nicht mit diesem Scheiß.«

Es hatte keinen Zweck, sich mit ihm zu streiten, dachte Bret. aber ein schlechtes Gefühl blieb bestehen. Er nahm es Bernard übel, so schnell und so überzeugt entschieden zu haben und anscheinend die Entscheidung nachher nicht im mindesten zu bereuen. Frauen bewunderten solche Charakterzüge, so schien, es wenigstens, aber Bret fand jede Entscheidung, die er zu treffen hatte, schwierig, und das zunehmend. Bret begann einzusehen, daß seine eigene Planung eine Mitleidlosigkeit erforderlich machte, die derjenigen Bernards mindestens gleichkam. Aber sein gegenwärtiger Gemütszustand machte ihm das nicht leicht. Manchmal saß er wohl eine halbe Stunde lang da und starrte auf den Schreibtisch, unfähig, die selbstverständlichsten Geschäfte zu erledigen. Vielleicht hätte Bret nicht ärztlichen Rat einholen sollen. Der Arzt des Departments war tüchtig und hilfsbereit – alles, was man von einem Arzt erwarten kann –, aber pflichtgemäß erstattete er dem Department Bericht.

Zu Anfang war es nicht mehr als ein gelegentliches Nachlassen seiner Konzentrationsfähigkeit und das Problem, in den frühen Morgenstunden aufzuwachen und nicht wieder einschlafen zu können. Aber bald merkte Bret, daß man ihn als Außenseiter behandelte. Es fiel ihm auf, daß man sich ihm

gegenüber irgendwie mißtrauisch und vorsichtig verhielt, selbst wenn er dem Ausschuß vorsah. Sein Verdacht wurde bestätigt, als zwei Unterausschüsse gebildet wurden, aus denen man Bret absichtlich ausschloß. Das bedeutete, daß etwa drei Viertel der Ausschußmitglieder Sitzungen abhalten konnten, zu denen er keinen Zugang hatte.

Was Bret nicht wußte, war, daß sein Untergang von Moskau aus dirigiert wurde. Man hatte Bret nicht aufs Korn genommen, weil Moskau etwa Verdacht geschöpft hätte, Fiona Samson sei in Berlin eingeschleust worden, oder aus sonst irgendeinem Grunde außer dem, daß er plötzlich eine gute Zielscheibe war für die Sorte Verdächtigungen, mit denen Moskau in der Vergangenheit schon oft so geschickt operiert hatte. Dabei beschränkte Moskau sich nicht darauf, die Glut anzufachen und die Gerüchte zu bestärken, im weiteren Verlauf der Operation wurde die Verdächtigung auch durch gefälschte Beweisstücke untermauert. Manche von diesen waren so grob gefertigt, daß sie wirkliche Experten – wie etwa Ladbrook, den dienstältesten Vernehmungsoffizier – davon überzeugten, daß Moskau versuchte, Rensselaer in Mißkredit zu bringen, aber das hieß nicht, daß die Experten von ihnen absehen konnten. Der Director-General wußte in groben Zügen über diese Vorgänge Bescheid und beschloß, nach Berlin zu fliegen und die Sache mit Frank Harrington zu besprechen. Frank war ein alter Freund, und überdies gehörte er dem Department in leitender Stellung schon lange an. Das Mittagessen und die darauffolgende Plauderei mit Frank hatten den D.G. nicht beruhigt. Was er dabei von Frank erfuhr, war zwar nicht zuverlässiger als Waschraumklatsch, aber es bereitete ihn doch vor auf einen Anruf der Inneren Sicherheit, mit dem er dringend um einen Termin für Ladbrook und Tiptree gebeten wurde. Ohne Umschweife erklärte der Anrufer Morgan, dem Assistenten des D.G. daß morgen nicht früh genug wäre.

Sie warteten schon alle auf den D.G. im Konferenzzimmer

Nummer 2. Da war Ladbrook, der leitende Vernehmungsoffizier, ein anständiger Fünfzigjähriger, der sich nie aus der Ruhe bringen ließ, und Harry Strang, ein wettergegerbter Veteran der Operationsabteilung. Bei ihnen war Harry Tiptree, der junge Bursche, den die Innere Sicherheit als eins ihrer größten Lichter einschätzte. Und, unauffällig in einer Ecke, saß der Deputy D.G. Sir Percy Babcock.

Auf dem Tisch waren Notizblöcke und Bleistifte, ein Wasserkrug und Gläser angeordnet. »Wer wird noch erwartet?« fragte der D.G. nachdem er die Utensilien gezählt hatte.

»Cruyer konnten wir nicht erreichen«, sagte Strang. »Aber ich habe eine Benachrichtigung bei seiner Sekretärin hinterlassen.«

»Erwarten wir eine lange Sitzung, Percy?« fragte der D.G. seinen Stellvertreter.

»Nein, sehr kurz, Director. Die Innere Sicherheit will Ihnen etwas vorlegen.«

»Ein Haufen Leute«, bemerkte der D.G. Er war fast zwei Meter groß und breitschultrig. Er überragte alle.

»Wir werden fünf Unterschriften brauchen«, sagte der Deputy sanft.

»Hmm«, sagte der D.G. und sein Herz sank. Sie alle wußten, für welche Sorte Formular fünf Unterschriften benötigt wurden. Eins von der Inneren Sicherheit. »Und niemand macht Notizen?«

»Das ist richtig, Director.« Na gut, das war's dann. Ersparen konnte man Bret diese demütigende Untersuchung nur, wenn man das Geheimnis Fiona Samsons aufdeckte. Das kam nicht in Frage. Bret würde sich auf sein Glück verlassen müssen. Alle setzten sich. Der Deputy ließ seinen goldenen Kugelschreiber schnappen, Harry Strang zog seine Zigaretten hervor, steckte sie dann aber, als ihm der D.G. einfiel, wieder

ein. Tiptree, ein hochgewachsener dünner Bursche mit gut gebürstetem rotem Haar und frischer Gesichtsfarbe, goß sich ein Glas Wasser ein und trank es mit eleganter Präzision.

Ladbrook faßte die Tischversammlung ins Auge. Sie sahen ihn erwartungsvoll an, außer Tiptree, der jetzt Kreise auf den Notizblock zeichnete. »Wollen Sie vielleicht anfangen, Percy?« fragte Ladbrook schüchtern.

»Erzählen Sie dem Director einfach, was Sie mir erzählt haben«, sagte der Deputy.

»Ich fürchte, die Sache betrifft einen leitenden Angestellten«, sagte Ladbrook. Der D.G. blickte ihn an, ohne sich auch nur einen Funken Gefühl anmerken zu lassen. »Bret Rensselaer«, ergänzte Tiptree und sah von seinem Notizblock auf. Eine Haarlocke fiel ihm ins Gesicht, und er strich sie mit der Hand zurück.

»Ein Leck?« sagte der D.G. aber er wußte, was kam. »Ernster als das«, sagte Ladbrook.

»Ich habe die Akte«, sagte Tiptree und wies auf einen Aktenbehälter, den er auf einem Seitentisch abgestellt hatte.

»Ich will keine Akten sehen«, sagte der D.G. mit einer müden Verzweiflung, die sich nach Irritation anhörte. Jeder wartete darauf, daß der D.G. weiterspräche, aber er lehnte sich in seinen Sessel zurück und seufzte.

Sir Percy ließ seinen Kugelschreiber schnappen und sagte: »Da Bret Ihnen unmittelbar unterstellt ist, dachte ich, Sie würden vielleicht intervenieren wollen.«

»Hat jemand mit Bret gesprochen?« fragte der D.G.

»Mit Ihrer Erlaubnis«, sagte Ladbrook, »schlage ich eine vorläufige Aussprache vor, sobald es amtlich ist.«

»So ist das üblich, nicht wahr?«

»Ja, Sir Henry, das ist der übliche Weg.«

Der Deputy sagte: »Der Vernehmungsoffizier wollte nur sicherstellen, daß Bret sich nicht auf Sie berufen kann, um die Aussage zu verweigern.«

»Bei dieser Sorte Untersuchung«, fügte Ladbrook hinzu, »kann ein solcher Druckverlust später oft nur unter großen Schwierigkeiten wettgemacht werden.«

»Ich verstehe«, sagte der D.G. Er bemerkte, daß Harry Strang einen Füllfederhalter aus der Weste zog. Harry wußte also, wie es enden mußte.

»Er wird vermutlich mit Ihnen telefonieren wollen«, sagte Ladbrook. »Ich meine, wenn ich ihn mir vornehme, wird er vermutlich sofort mit Ihnen sprechen wollen.«

»Und Sie wollen, daß ich dieses Gespräch verweigere?«

»Was immer Sie für das Beste halten, Sir Henry«, sagte Ladbrook.

»Aber ich bringe Ihre Vernehmung durcheinander, wenn ich es annehme, das meinen Sie doch, oder?« Ladbrook lächelte höflich, antwortete aber nicht. »Geben Sie mir das Formular«, sagte der D.G. »Bringen wir es so schnell wie möglich hinter uns.« Der Deputy reichte ihm seinen Kugelschreiber und schob die Papiere über den polierten Tisch.

»Den Rest des Papierkriegs kann ich erledigen«, sagte der Deputy sanft. »Morgan kann den Schein für Sie gegenzeichnen.«

»Das wird sich alles als Unsinn erweisen«, sagte der D.G. während er seine Unterschrift unter das Formular setzte. »Das kann ich Ihnen gleich sagen. Ich kenne Bret Rensselaer seit Jahren, durch und durch anständiger Kerl, Bret Rensselaer.« Harry Strang lächelte. Er war alt genug, sich zu erinnern, daß jemand mit fast genau den gleichen Worten von Kim Philby gesprochen hatte.

*England, April 1984*

Wie weit kann man in den Wald hineinlaufen? fragt ein alter Schülerwitz. Bis zur Hälfte, danach läuft man heraus. Ein Geschoß hält im Flug inne und beginnt, auf den Boden zurückzufallen, die Karriere eines Sportlers erreicht einen Höhepunkt, an dem der Abstieg beginnt. Eine vollerblühte Blume stirbt ab, übersprudelndes Wasser verdampft. Für die meisten Dinge in der Natur beginnt auf diese Weise auf dem Höhepunkt der Untergang. So war es auch für Pawel Moskwin an jenem schönen Tag in Berlin, an dem, passend genug, die ersten Keime des Frühlings das Ende des Winters kennzeichneten.

Auch Erich Stinnes ging wie auf Wolken. Alles war gelaufen, wie er es vorhergesagt hatte. Die Briten schienen ihn für bare Münze zu nehmen, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß nicht jeder so leben wollte wie sie. Stinnes hatte seine Rolle perfekt gespielt. Tropfenweise hatte er den diamantharten Spiegel von Rensselaers Ansehen getrübt, um ihn schließlich vor dem Ausschuß mit einem Schlag zu zertrümmern. Die Vollendung all dessen, wofür Stinnes gearbeitet hatte, kam bei einem nichts Besonderes versprechenden Besuch des »Stinnes-Ausschusses« im Berwick House, wo Stinnes in Haft war. Dieses Herrenhaus des 18. Jahrhunderts, umgeben von sieben Morgen ansprechender englischer Landschaft, hatte, da es hinter einem alten Wassergraben und einer fünfzehn Fuß hohen Steinmauer geschützt lag, leicht in eine Haftanstalt verwandelt werden können. Die Whitehall-Beamten, durch die das Haus und sein Inhalt mittels eines in solchen Fällen nützlichen Gesetzes enteignet worden war, hatten wenig getan, die von den Bomben der Luftwaffe angerichteten Schäden zu reparieren. Ein muffiger Geruch erfüllte das Haus, und wenn man dies

moderne Gebäude genau unter die Lupe nahm, merkte man, daß dort die Holzwürmer härter arbeiteten als sonst jemand. Der Ausschuß reiste gemeinsam in einem Bus, Bret ausgenommen. Er kam in seinem Bentley mit Chauffeur, nachdem er während der Mittagsstunde noch einen Termin bei seinem Arzt wahrgenommen hatte. Er sah erschöpft aus und hatte Ringe unter den Augen, so daß er plötzlich gealtert schien. Sie waren so zahlreich, daß sie alle um den großen polierten Tisch in dem ehemaligen Speisesaal saßen. An der getäfelten Wand hing ein großes Ölgemälde. Da posierte steif eine Familie auf einem Hügel in der Nähe des gerade errichteten Berwick House und starrte den Maler an, der Gainsborough noch mal hochleben ließ, was als die alleraufrichtigste Schmeichelei gilt. Die Mitglieder des Ausschusses bemühten sich um die Wette, ihren Kenntnisreichtum und ihre Wichtigkeit ins beste Licht zu stellen. Bret Rensselaer saß an einem Ende des Tisches, was ihm die Autorität des Vorsitzenden verlieh. Stinnes saß ihm am anderen Ende gegenüber, eine gegnerische Position, die, wie Bret später meinte, zu dem nachfolgenden Fiasko beigetragen haben mochte. Bret sah häufig auf die Uhr, saß aber übrigens mit dem aufmerksamen Blick da, den Leute, die in zu vielen Ausschüssen sitzen, beherrschen, um die Tatsache zu verbergen, daß sie halb schlafen. Er hatte das alles schon gehört. Na denn, dachte Stinnes, wollen wir doch mal sehen, ob wir Sie wecken können, Mr. Rensselaer.

In einem derartigen Ausschuß gab es immer ein paar Allwissende. Das war in Moskau nicht anders. Stinnes hätte die dortigen Gegenstücke nennen können. Der schlimmste Langweiler war Billy Slinger von MI 5, ein schwächlicher Bursche mit dünnem, sorgfältig gestutztem Schnurrbart, dessen schottisch gefärbtes Englisch für Stinnes nicht ganz leicht zu verstehen war. Er war dem Ausschuß als Berater in Kommunikationsfragen zugeteilt worden. Natürlich glaubte er,

allen beweisen zu müssen, wie schlau er war.

Erich Stinnes hatte die Höhen und Tiefen seiner Haft überstanden, ohne sich nennenswert zu verändern, viel zu verändern war da freilich auch nicht. Stinnes war ein zäher Mann in mittleren Jahren, mit bleichem Gesicht und stets möglichst kurz geschnittenem Haar. Wenn er seine metallgefaßte Brille abnahm, was er oft tat, blinkte er mit den Augen wie eine Eule und blickte sich im Ausschuß um, als sähe er diese Leute lieber leicht unscharf. Stinnes spielte geschickt mit den Fragen und ließ Slinger seine technischen Kenntnisse ausbreiten, bis die Regeln des Funkverkehrs zur Sprache kamen. Hierzu Auskünfte zu geben, war Stinnes von Moskau autorisiert, und so schilderte er leise und im Gesprächston die bei den Botschaften gebräuchlichen Verfahren. Er begann mit den üblichen Routinemeldungen und kam dann auf einige Codierungsverfahren des KGB zu sprechen. Dabei handelte es sich um technische Entwicklungen, mit denen Slinger wahrscheinlich nicht vertraut war, so daß er auch kaum wissen konnte, daß sie bereits überholt waren und bestenfalls noch für den alltäglichen Kram verwendet wurden. Aus dem Augenwinkel beobachtete er Rensselaer, der sich wie eine von schweren Fußritten aufgeschreckte Schlange wand. »Das ist mir alles neu«, sagte Slinger wiederholt, wobei die Dialektfärbung seiner Rede heftiger wurde, während er Bogen nach Bogen so heftig vollkritzelte, daß ihm der Bleistift zerbrach und er einen anderen ergreifen und Stinnes bitten mußte, langsamer zu sprechen.

Auch die übrigen Mitglieder des Ausschusses packte die Begeisterung. Zwischen den eifrigen Fragen Slingers brachte ein anderer die prinzipielle an: Weshalb Stinnes diese Perlen nicht schon eher enthüllt habe? Stinnes antwortete nicht sofort. Er sah Bret Rensselaer an und dann zur Seite und ließ sich viel Zeit beim Anzünden eines Stumpens.

»Nun?« sagte Bret Rensselaer schließlich. »Sagen Sie's uns.«

»Habe ich doch«, sagte Stinnes. »Ich habe es Ihnen doch schon während der ersten Tage erzählt, aber ich hatte den Eindruck, Sie wußten das alles schon.«

Bret sprang auf, als wollte er gleich losschreien. Alle sahen ihn an. Und da wurde Bret klar, daß er sich bei einer Auseinandersetzung mit Stinnes vor dem versammelten Ausschuß nur lächerlich machen würde. Er setzte sich wieder und sagte: »Machen Sie weiter, Slinger. Nehmen wir das alles zu Protokoll.« Stinnes inhalierte den Rauch seines Stumpens und blickte von einem zum anderen, wie ein Sozialarbeiter im Kreis einer zerstrittenen Familie. Dann fing er an, ihnen noch mehr Material zu geben: Auslandsleitungen, Botschaftssendezeiten und Verfahren und sogar Botschafts-Kontaktlisten.

Das dauerte etwa eine Stunde mit einigen langen Pausen, in denen Stinnes sich sichtlich den Kopf zerbrach, und ein paar kleinen Stinnes-Witzen, über die – wegen der im Raum herrschenden Hochspannung – jeder lachte. Am Ende war der Ausschluß erfolgstrunken. Befriedigung rötete die Gesichter der Mitglieder und kreiste in ihren Adern wie frisch gezuckertes Blut. Und keinen geringen Anteil an ihrem Triumph hatte das wohlige Gefühl zu wissen, daß Bret Rensselaer, dieser kalte, tüchtige und patriotische Patrizier, endlich seine wohlverdiente Strafe kriegen sollte.

Als Stinnes den Raum verließ, um nach oben geführt zu werden, blickte er Bret Rensselaer an. Keiner von beiden veränderte seinen Gesichtsausdruck, und doch drückte dieser Blickwechsel Einverständnis darüber aus, daß ein Kampf ausgetragen und gewonnen worden war.

Aber Bret Rensselaer war nicht der Mann, sich hinzulegen und sich einem Feinde zuliebe totzustellen. Bret Rensselaer war Amerikaner: pragmatisch, findig und ohne die Fähigkeit,

irgendeinen Groll lange zu hegen, die den Europäern angeboren ist. Als Bret vor der feindlichen Wand stand, die Moskwins und Stinnes gemeinsam Stein für Stein vor ihm aufgezogen hatten, tat er etwas, womit keiner der Russen gerechnet hatte. Rensselaer ging nach Berlin und bat Bernard Samson um Hilfe, einen Mann, gegen den er eine Abneigung gefaßt hatte, aus der Einsicht, daß Samson noch unkonventioneller war als er und sicherlich sehr viel grausamer.

»Was machen wir jetzt?« fragte Bret. Von Stinnes in Panik versetzt und in Gefahr, verhaftet zu werden, war Bret nach Berlin geflüchtet. Er war ein Flüchtling und sah auch damals so aus: furchtsam und ungepflegt und bar all des glatten Rensselaerschen Selbstvertrauens.

»Was machen wir jetzt?« wiederholte Samson. Dies war Bernards Stadt, und die beiden wußten das. »Wir jagen ihnen Schiß ein, das ist, was wir machen.«

»Wie?«

»Wir könnten ihnen zum Beispiel erzählen, daß wir Stinnes die Zehennägel, einen nach dem anderen, rausreißen.«

Bret fröstelte. Er war nicht zum Scherzen aufgelegt. »Sei vernünftig, Bernard. Sie haben deinen Freund Volkmann da drüben. Siehst du nicht, was das bedeutet?«

»Werner werden sie nicht anfassen.«

»Warum nicht?«

»Weil sie wissen, daß alles, was sie sich einfallen lassen sollten, Werner anzutun, ihrem Stinnes von mir zweimal angetan werden wird, und zwar in Zeitlupe.«

»Aber lohnt das Risiko?« fragte Bret. »Ich dachte, Volkmann ist dein bester Freund.«

»Na und?« fragte Bernard.

Alarmiert sagte Bret: »Daß du dabei bloß nichts falsch machst. Es hängt zuviel davon ab.« Samson war immer ein kaltblütiger Spieler gewesen, aber war die Eskalation, die er

anzustreben schien, der richtige Weg zum Ziel? Oder war Bernard verrückt geworden?

»Ich weiß, wie diese Leute denken, Bret. Moskau hat eine Leidenschaft dafür, Agenten aus der Tinte zu fischen. Das ist das Gesetz von Moskau: KGB-Leute, die es mißachten, tun dies auf eigene Gefahr.«

»Also bieten wir ihnen Stinnes im Austausch gegen Werner Volkmann an?«

»Aber erst, nachdem wir ihnen zu verstehen gegeben haben, daß Stinnes durch den Wolf gedreht werden wird.«

»Jesus! Mir gefällt das nicht. Wird Fiona eine von den Leuten sein, die darüber zu befinden haben?« fragte Bret. Bernard sah ihn an und versuchte, seine Gedanken zu lesen, aber Brets Gedanken waren nicht leicht zu lesen.

»Ich glaube schon«, sagte Bernard.

»Frau Samson«, sagte Moskwins mit übertriebener Höflichkeit und öligem Lächeln. »Haben Sie die Anklage gegen diesen westdeutschen Staatsangehörigen Werner Volkmann vorbereitet?«

»Ich bin noch damit beschäftigt«, wickelte Fiona die Frage aus. Seitdem sie hier arbeitete, hatte sie Moskwins besser kennengelernt. Manche Leute hielten Moskwins für einen Dummkopf, aber sie irrten sich. Moskwins Verstand war wendig und listig. Er war aufdringlich und ungeschickt, aber nicht dumm. Er war auch nicht schwerfällig, schon gar nicht körperlich. Jeden Tag war er im Keller, Gewichtheben in der Turnhalle, Schwimmen im Becken. Schießen auf dem Schießstand und noch allerlei andere Leibesübungen. Er war nicht mehr jung, aber er hatte noch die überflüssige Energie, die gewöhnlich nur die Kindheit zur Verfügung hat.

»Haben Sie noch eine andere Akte über ihn, Genossin Oberst?« fragte er einschmeichelnd.

Fiona fand die Frage beunruhigend. Die Volkmann-Akte, die offen vor ihr auf dem Tisch lag, war ihr Werk. »Nur die,

die Sie schon gesehen haben.«

»Nicht mehr als das?« sagte Moskwin und verstand der Frage einen äußerst mißbilligenden Ton zu geben.

»Ich weiß ...«, sie hielt inne.

»Ja? Was wissen Sie?«

»In der Vergangenheit hat er für das Berliner Büro des SIS gearbeitet.«

Moskwin sah sie an. »Angenommen, in Moskau will man die Volkmann-Akte sehen: Ist das alles, was wir schicken würden?« Er knipste mit dem Fingernagel gegen den Aktendeckel. Es klang leer. »Ja«, sagte Fiona.

Moskwin sah sie mit unverhohlener Verachtung an. Einschüchterung war eine seiner Arbeitsmethoden. Inzwischen durchschaute sie ihn. Sie hatte schon eine Menge Männer seines Schlages gekannt. Es gab solche in Oxford: rauhe Sportlertypen, denen ihre körperliche Kraft ständig bewußt war und die eigene latente Gewalttätigkeit Genuß bereitete.

»Ich kenne Volkmann«, sagte sie. »Schon seit Jahren. Natürlich arbeitet er für SIS Berlin. SIS London desgleichen.«

»Und doch haben Sie deswegen nichts unternommen?« Moskwin sah sie verächtlich an.

»Noch nicht«, sagte Fiona.

»Noch nicht«, sagte er. »Na, dann wollen wir jetzt mal was machen, finden Sie nicht?« Er zeigte sich leutselig, lächelte, wie Tyrannen kleine Kinder anlächeln. »Reden wir doch mal mit Volkmann ... Jagen ihm vielleicht einen kleinen Schrecken ein.«

»Wie?«

»Sie könnten was lernen dabei, Frau Samson. Man hat ihm nicht gesagt, daß er gegen Major Stinnes ausgetauscht wird. Wir müssen ihn ordentlich schwitzen lassen.«

»Volkmann verdient sein Geld mit Geschäften in unserer Republik. Er ist auf den Verdienst angewiesen. Vielleicht kann man ihn überreden, für uns zu arbeiten.«

Moskwin musterte sie. »Weshalb sollte er das tun?«

»Er ist dauernd zwischen Ost und West unterwegs. Deshalb war er ja so leicht zu verhaften. Weshalb sollte er uns nicht erzählen, was da drüben passiert?«

»Könnten Sie das tun?«

»Ich könnte es versuchen. Sie sagen, daß er in Babelsberg in Haft ist?«

»Sie werden einen Wagen brauchen.«

»Ich werde selbst fahren.«

»Bringen Sie ihn mit hierher. Ich will auch mit ihm reden«, sagte Moskwin.

Sie lächelte ihn kalt an. »Natürlich, Oberst Moskwin. Aber wenn wir ihn zu sehr ängstigen, wird er nicht zurückkommen.« Das war schon vorgekommen: Agenten, die in den Westen geschickt wurden und einem dann von da aus eine lange Nase drehten.

»Er hat keine Verwandten hier, nicht wahr?«

»Er wird schon für uns arbeiten, Oberst Moskwin. Er ist der Typ, der einem schönen Geheimnis nicht widerstehen kann.«

Nun, da sie in Moskwin den ihr aus Oxford vertrauten Typ des eitlen Rauhbeins erkannt hatte, erinnerte sie sich ihrer Studienzeit. Schreckliche Zeit. Was gut daran gewesen war, war vergessen. Sie rief sich die Männer, die sie kennengelernt hatte, ins Gedächtnis und diese langen Abende in der Stadt, an denen sie mit ansehen mußte, wie sich rüpelhafte junge Studenten vollaufen ließen und lächerlich machten. Immer darauf erpicht, ihren Kommilitoninnen das Gefühl zu vermitteln, einer niederen Art anzugehören. Jungens mit latent homosexuellen Neigungen, wirklich glücklich nur in männlicher Gesellschaft, wenn sie untergehakt und grölend irgendwohin taumelten, wo sie an die Wand pissen konnten.

Sie fuhr nach Babelsberg im Südwesten Berlins, um Werner Volkmann abzuholen. Auf der Vogelfluglinie wäre der Weg nicht weit gewesen, aber der Vogel fliegt über die

Westsektoren der Stadt, gute Kommunisten aber müssen außen um West-Berlin herumfahren. Babelsberg lag nicht mehr auf dem Stadtgebiet von Berlin, gehörte zu Potsdam. Die westlichen »Schutzmächte« hatten dort auch nach dem eigenen Verständnis ihrer Befugnisse nichts zu suchen. Volkmann saß im Ausland-Block, in dessen Gebäuden einst der Verwaltungsapparat der UFA-Filmateliers untergebracht gewesen war.

Hinter dem leeren Gebäude der Filmbibliothek und den Werkstätten war in einem ehemaligen Atelier für Außenaufnahmen noch eine Rokoko-Dorfstraße zu sehen, die einst für den während des Krieges gedrehten Münchhausen-Film gebaut worden war. »Das war einmal Marlene Dietrichs Garderobe«, sagte der schon betagte Polizist, der sie zum Sprechzimmer führte. Dabei zeigte er auf einen Abstellraum mit einem Vorhängeschloß an der Tür.

»Ja«, sagte Fiona. Der gleiche Polizist hatte bei ihrem letzten Besuch hier das gleiche gesagt. Im Sprechzimmer gab es ein vergittertes Fenster, durch das sie in den mit Kopfsteinen gepflasterten Hof hinabsehen konnte, wo sie ihren Wagen geparkt hatte.

»Soll ich den Häftling vorführen?«

»Bitte.«

Werner Volkmann sah verwirrt drein, als er hereingeführt wurde. Man hatte ihm die Hände mit Handschellen auf den Rücken gefesselt. Er trug einen abgestoßenen Ledermantel, auf dem Streifen weißer Lackfarbe waren. Sein Haar stand zu Berge, und er war unrasiert. »Erkennen Sie mich, Werner?«

»Natürlich erkenne ich Sie, Frau Samson.« Er war zornig und verstockt.

»Ich nehme Sie jetzt mit in mein Büro an der Karl-Liebknecht-Straße. Muß ich Sie von einem bewaffneten Polizisten bewachen lassen?«

»Ich werde nicht weglaufen, falls Sie das wissen wollen.«

»Hat man Ihnen gesagt, was Ihnen vorgeworfen wird?«

»Ich verlange einen Anwalt, einen Anwalt aus dem Westen.«

»Das ist doch albern, Werner.«

»Wieso?«

Es war erstaunlich, daß Werner, ein Deutscher, der regelmäßig die DDR besuchte, noch immer nicht verstand. Nun, vielleicht war es das Beste, ihm erst mal beizubringen, was er gegen sich hatte. »Wir sind hier in der DDR, Werner, und wir schreiben 1984. Wir haben ein sozialistisches System. Das Volk ...«

»Die Regierung.«

»Das Volk«, wiederholte sie, »hat nicht nur die Leitung der Politik und der Wirtschaft, sondern kontrolliert auch die Gerichtshöfe, die Anwälte und Richter. Das Volk bestimmt über Zeitungen, Jugendverbände, Frauenvereine, Schachklubs und Schrebergärten. Das Privileg, Bücher zu schreiben, Briefmarken zu sammeln, Opern zu singen oder am Schraubstock zu arbeiten – irgendwo überhaupt zu arbeiten –, kann jedem jederzeit entzogen werden.«

»Ich soll also keinen Anwalt aus dem Westen verlangen?«

»Sie sollen keinen Anwalt aus dem Westen verlangen«, stimmte Fiona ihm zu. »Sie werden auf dem Rücksitz Platz nehmen. Die Handschellen kann ich Ihnen nicht abnehmen. Ich darf nicht einmal den Schlüssel bei mir haben. Das ist Vorschrift.«

»Kann ich mich waschen und rasieren?«

»Wenn wir in Berlin sind. Haben Sie hier noch irgendwelches persönliches Eigentum?« Werner zuckte die Achseln und antwortete nicht.

»Gehen wir.«

»Warum Sie?« sagte Werner, als sie über das Kopfsteinpflaster des Hofes zu dem geparkten Wartburg gingen.

»Machtpolitik«, sagte Fiona. Das bedeutete Verhandlungen

unter Gewaltandrohung und war ein Wort, das nur die Deutschen hatten.

Keiner von den längst verstorbenen Stadtbeamten, die den seltsamen Verlauf der alten Ortsgrenzen zeichneten, hätte ahnen können, daß Berlin eines Tages wirklich entsprechend dieser Grenzen definiert und geteilt werden würde. Das weit nach Süden vorgeschobene Lichtenrade, wo die S-Bahnstrecke, die früher bis Rangsdorf reichte, heute endet und wo Mozart, Beethoven und Brahms Straßen sind, die an der Mauer aufhören, war ein Hindernis, das Fiona auf dem Rückweg in ihr Büro nach Berlin-Mitte umfahren mußte.

Man fuhr normalerweise auf der Hauptstraße durch Mahlow, aber Fiona nahm Seitenstraßen, auf denen sie vielleicht ein paar Minuten schneller ans Ziel hätte kommen können, wenn sie nicht jenseits von Ziethen in ein verschlafenes Wohnviertel abgebogen wäre. Hier war eine Vorkriegsgartenstadt über die Stadtgrenze hinaus auf das heutige Gebiet der DDR gewachsen. Die von Bäumen gesäumten Straßen dieser auf drei Seiten von der Mauer – hinter der West-Berlin lag – begrenzten Gegend waren menschenleer.

»Werner«, sagte Fiona, als sie unter den Bäumen eines kleinen öffentlichen Parkplatzes anhielt und den Motor abstellte. Sie sah sich nach ihm um. »Sie sind nur eine Karte in einem Poker-Spiel. Das werden Sie ja wissen.«

»Was passiert einer Karte in einem Poker-Spiel?« fragte Werner.

»Am Ende des Spiels wird sie mit den anderen gemischt und weggelegt, bis zum nächsten Spiel.«

»Tut das weh?«

»In ein paar Tagen werden Sie wieder in West-Berlin sein. Das verspreche ich Ihnen.«

Sehr langsam kam ein Wagen die Straße entlang. Er fuhr an ihnen vorbei und hielt etwa hundert Meter weiter. Werner sagte

nichts und Fiona ebensowenig. Der Wagen wendete, als wollte er wieder zurückfahren, hielt dann aber an und fuhr rückwärts. Schließlich fuhr er wieder an ihnen vorbei und bog an einem Straßenschild ab, das nach Selchow wies. »Das war ein Fahrschüler«, sagte Fiona.

»Warum erzählen Sie mir das?« sagte Werner. Der Wagen hatte ihn nervös gemacht.

»Ich möchte, daß Sie eine Botschaft für mich bestellen.«

»Eine schriftliche Botschaft?«

Der gute alte Werner. So einfältig war er also nicht. »Nein, Werner, eine mündliche Botschaft.«

»An Bernard?«

»Nein. Im Gegenteil. Sie müssen mir versprechen, daß Bernard nichts davon erfährt.«

»Was wird denn hier gespielt?«

»Sie kommen doch ziemlich regelmäßig her, Werner. Sie wären der perfekte Mittelsmann.«

»Bitten Sie mich, für Moskau zu arbeiten?«

»Nein.«

»Aha.« Werner lehnte sich zurück, was wegen der ihm auf den Rücken gefesselten Hände unbequem war. Nach einigem Überlegen lächelte er sie an. »Aber wie kann ich sicher sein?« Das Lächeln war sorgenvoll.

»Wegen der Handschellen kann ich nichts machen, Werner. Es ist nicht gestattet, Häftlinge und Schlüssel zugleich zu transportieren.«

»Wie kann ich Ihnen trauen?« sagte er wieder.

»Ich will, daß Sie mit Sir Henry Clevemore reden. Würde das Ihre Zweifel ausräumen?«

»Ich kenne ihn nicht. Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Bei ihm zu Hause, nicht in seinem Büro. Ich werde Ihnen seine Privatnummer geben. Sie werden Ihre Botschaft auf den Anrufbeantworter sprechen.«

»Ich weiß nicht.«

»Du lieber Himmel, Werner! Reißen Sie sich zusammen, und entscheiden Sie sich!« schrie sie. Sie schloß die Augen. Da hatte sie die Selbstbeherrschung verloren. Daran war dieser Fahrschulwagen schuld.

Werner sah sie staunend an und verstand plötzlich den panischen Schrecken, den man ihr angemerkt hatte. »Warum ich? Warum jetzt? Was ist mit Ihrem regelmäßigen Kontakt?«

»Ich habe keinen regelmäßigen Kontakt. Ich habe mich hier erst mal umgesehen, Deponien verwendet. London hätte vermutlich in ein oder zwei Monaten jemanden geschickt. Aber dies ist eine perfekte Gelegenheit. Ich werde Sie als Agenten für die Stasi anwerben. Sie werden mir persönlich Bericht erstatten, und jedesmal, wenn Sie das tun, erhalten Sie Material von mir, das Sie mit zurück in den Westen nehmen.«

»Das würde gehen«, sagte Werner und dachte nach. »Würde Sir Henry dafür sorgen, daß ich Ihnen auch was zu bieten hätte?«

»Alle meine Berichte müssen auswendig gelernt werden«, sagte Fiona. Da hatte sie es getan: sich Werner auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Es würde schon gutgehen. Später würde sie Werner dazu bringen, ihr von ihrem Mann und ihren Kindern zu erzählen, aber jetzt noch nicht. Eins nach dem anderen. Nun begann er, ihr zu glauben. Sein Gesicht hellte sich auf, und seine Augen wurden größer. Er sollte an einer wahrhaft ungeheuerlichen Sache beteiligt werden. »Was für ein Coup!« sagte er leise und mit glühender Bewunderung. In diesem Augenblick war er ihr ergebener Sklave geworden.

»Bernard darf nichts wissen«, sagte Fiona.

»Warum?«

»Aus allen möglichen Gründen. Er wird sich Sorgen machen und sich in die Karten sehen lassen. Er kann seine Gefühle nicht verbergen. Das müssen Sie doch wissen.« Er blickte aus dem Fenster. Fiona hatte sich ihren Helfer gut ausgesucht. Werner hatte immer ein Geheimagent werden

wollen. Er träumte davon, wie andere Leute davon träumen, Filmstars zu werden, Tore für ihr Vaterland zu schießen oder eine eigene Talk-Show im Fernsehen zu haben. Werner verstand was von Spionage. Er las Bücher darüber, sammelte Zeitungsausschnitte und prägte sich diesbezügliche Informationen mit nahezu besessenem Eifer ein. Er brauchte gar nicht mehr ausdrücklich einzuwilligen. Sie beiden wußten, daß er nicht widerstehen konnte. »Ich kann es noch immer nicht glauben«, sagte er.

Um die Ecke kam nun wieder der Wagen der Fahrschule. Er verlangsamte die Fahrt, hielt an, und der Fahrer kündigte seine Absicht stets mit unnötigen Signalen an. »Ich glaube, wir sollten fahren«, sagte Fiona.

»Ich mache es«, sagte Werner ruhig.

»Ich wußte, daß Sie es tun würden«, sagte Fiona und ließ den Wagen an.

Sie überholte den Fahrschulwagen und wendete, als wollte sie zurück nach Mahlow. Eine alberne Vorsichtsmaßnahme, die nichts bedeutete. »Sie sind eine mutige Frau, Fiona«, sagte Werner plötzlich.

»Niemand«, sagte Fiona, »Sir Henry und niemand sonst, es sei denn, er persönlich autorisiert Sie dazu.«

»Wie lange wird das gehen?« sagte Werner.

»Ein Jahr, vielleicht zwei«, sagte Fiona.

»Ich dachte, sie würden mich vielleicht zur Persona non grata erklären. Ich habe mir schon Sorgen gemacht wegen meines Geschäfts.«

»Jetzt kommt alles in Ordnung«, sagte Fiona. »Das Arrangement wird perfekt sein.«

»Bernard darf nichts erfahren«, sagte Werner. Die Vorstellung, ein Geheimnis vor seinem Freund zu haben, gefiel Werner. Eines Tages würde er Bernard damit überraschen. Darauf zu warten würde sich lohnen.

»Ich will Ihnen nur noch sagen, was Sie wissen müssen,

wenn wir ins Büro zurückkommen. Sie werden da einen russischen KGB-Obersten namens Moskwin treffen. Lassen Sie sich von dem nicht bluffen oder unter Druck setzen. Ich werde ihm klarmachen, daß Sie in Ordnung sind.«

»Moskwin?«

»Kein langfristiges Problem«, sagte Fiona.

»Wieso nicht?«

»Er ist kein langfristiges Problem«, sagte Fiona. »Man entledigt sich seiner gerade. Glauben Sie mir einfach. Und nun lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie wir ihre Berichterstattung organisieren.«

Zwei Tage später fand der Austausch statt. Erich Stinnes ging nach Osten und nahm seine Arbeit beim KGB wieder auf, und Werner Volkmann wurde nach Westen entlassen. Die KGB-Untersuchung erklärte Pawel Moskwin des Verrats schuldig und verurteilte ihn zum Tode. Schuldspruch, Urteil und Exekution jedoch mußten geheim bleiben, das übliche Verfahren des KGB gegen leitende Angehörige des Dienstes. Der örtliche KGB-Kommandant – ein General, der ein Freund von Moskwins Vater gewesen war – entschied sich dafür, die Hinrichtung gnädig und vorteilhaft als »Tod bei einem Einsatz im Westen« vollstrecken zu lassen, und gab dementsprechende Anordnungen. Aber Moskwin fügte sich seinem Schicksal nicht gehorsam. Er versuchte zu fliehen. Der darauffolgende Schußwechsel fand auf dem stillgelegten Hochbahnhof Nollendorfplatz statt, wo sich jetzt ein Flohmarkt befindet. Moskwin starb. Bret Rensselaer bewies der Krone seine Treue, indem er die Jagd nach Moskwin anführte, wobei er angeschossen und so schwer verletzt wurde, daß er nie auf seinen Posten nach London zurückkehrte.

Die amtliche britische Fassung dieser Geschichte ist sehr kurz. Sie wurde von Silas Gaunt verfaßt, der den Austausch überhaupt nicht erwähnte, da keiner der ausgetauschten Männer britischer Staatsangehöriger war. Dieser Version

zufolge lief Pawel Moskwin – ein KGB-Oberst – im Einsatz in West-Berlin auf dem Flohmarkt plötzlich Amok. Er schoß dort wahllos wild um sich, bis die Berliner Polizei ihn in ihre Gewalt bekam. Zwei Passanten wurden getötet, vier verletzt, davon zwei schwer. Im Augenblick der Verhaftung kehrte Moskwin seine Pistole gegen sich selbst.

Die von der westdeutschen Regierung in Bonn angelegte geheime Akte über den Vorgang hatte den Vorzug, auf detaillierten Berichten sowohl der Berliner Polizei als auch des Bundesnachrichtendienstes zu basieren. Sie besagt, daß Moskwin zu einem KGB-Kommando gehörte, das in West-Berlin war, um den Austausch eines Bundesbürgers gegen einen sowjetischen Staatsangehörigen, einen Häftling des britischen SIS, zu arrangieren. Moskwins Tod war diesem Bericht zufolge eine vom KGB angeordnete und von zwei Männern, die Moskwins Wagen auf Motorrädern folgten, vollstreckte Hinrichtung. Als der Wagen auf der Tauentziehstraße in der Nähe des KaDeWe halten mußte, warf ein Komplize des Hinrichtungskommandos eine mit weißer Farbe gefüllte Plastiktüte gegen die Windschutzscheibe. Moskwin sprang aus dem Wagen und rannte in den Bahnhof, wobei er auf seine Verfolger schoß. Dabei erlitten mehrere Zivilisten Schußverletzungen. Als Moskwin vom Bahnsteig auf die Gleise sprang, vielleicht in der Annahme, er könnte auf den Gleisen über die Mauer entkommen, wurde er durch eine Kugel aus einem russischen Heeres-Scharfschützengewehr getötet. Der Täter wurde nie dingfest gemacht, aber man glaubt, daß er dem KGB-Hinrichtungskommando angehörte, dessen Einreise einige Stunden zuvor an einem Kontrollpunkt beobachtet worden war. Zur Unterstützung dieser Theorie wies man daraufhin, daß östlicherseits niemals die Rückgabe der Leiche Moskwins verlangt wurde.

Als einige Tage nach der Schießerei britische Kontaktleute die Leiche nebenbei erwähnten, leugneten die Sowjets erstaunt

jede Kenntnis von der Existenz eines Obersten namens Pawel Moskwin. Eine Leichenschau wurde nicht abgehalten. Moskwin wurde auf dem kleinen Friedhof von Berlin-Rudow, ganz in der Nähe der Mauer, begraben. Um diese Zeit erboten sich die Russen spontan, die sterblichen Überreste Max Busbys, eines beim Überqueren der Mauer 1978 erschossenen Amerikaners, nach Westen zu überführen. Manche schlossen daraus auf eine geheime Übereinkunft. Beide Leichen wurden nachts in nebeneinanderliegenden Grabstätten beerdigt. Zu dieser Zeit wurde gerade ein neues Entwässerungssystem auf dem Friedhof installiert, und bei den Beerdigungen waren nur die Totengräber, ein Beamter des Berliner Senats und zwei ungenannte Vertreter der Schutzmächte anwesend. Die Gräber wurden nicht bezeichnet. Es gab noch andere Versionen. Einige weniger bizarre, andere, die noch erheblich abenteuerlicher waren. Einen säuberlich eingebundenen und mit Fotos der Kleiststraße, des Nollendorfplatzes, der Hochbahnstation reich illustrierten Bericht, dem sogar ein farbiger Straßenplan, der Moskwins Weg als gepunktete rote Linie zeigte, beigeheftet war, hatte das Berliner Büro der CIA in Zusammenarbeit mit deren Büros in Bonn und London erstellt. Dieser enthüllte, daß Moskwin Material vorbereitet hatte, das einen ungenannten, in London wohnhaften Bürger der USA fälschlich belasten sollte. Die Verfasser gelangten zu dem Schluß, daß das KGB beschlossen hatte, Moskwin sollte den Briten nicht lebend in die Hände fallen, um verhört werden zu können.

Bernard Samson hatte nach Zeugenaussagen auf Moskwin geschossen, sagte aber in seinem mündlich gegebenen Bericht, daß seine Schüsse alle ihr Ziel verfehlten. Manche Leute haben darauf hingewiesen, daß die große Mehrzahl der von Samson bei früheren Gelegenheiten abgegebenen Schüsse ihr Ziel getroffen hätten. Frank Harrington hätte vielleicht zur Aufklärung dieser Sache einiges beitragen können, denn man

hatte Frank mit einer Pistole in der Hand auf dem Bahnsteig gesehen (was den Zeugen in Erinnerung blieb, denn weder vorher noch nachher hatte man ihn je mit einer Pistole in der Hand gesehen), aber die Londoner Zentrale wandte sich in dieser Angelegenheit niemals an Frank.

Auch Bret Rensselaer war an Ort und Stelle gewesen, aber Bret wurde niemals zu den Vorgängen vernommen. Er war getroffen worden und schwer verletzt. Als er sich endlich hinreichend erholt hatte, seine Beobachtungen zu Protokoll zu geben, waren die Berichte längst fertig und Teil der ereignisreichen Geschichte Berlins. Die Ärzte des Klinikums Steglitz retteten Rensselaer das Leben. Er lag drei Stunden auf dem Operationstisch, und danach brachte man ihn auf die Intensivstation. Am nächsten Tag landete sein Bruder mit einem Jet der U.S. Air Force, zu dessen Besatzung Ärzte und Pflegepersonal gehörten, in Tempelhof. Er nahm Bret mit nach Amerika.

## 23

*England, März 1987*

Diesen Sonntag verbrachte Bernard Samson daheim mit Gloria in ihrem kleinen Haus in der Balaklava Road Nr. 13 in Raynes Park, einem Vorort von London. Er räumte allerlei Zeug, das nicht mehr gebraucht wurde, aus dem Schuppen im Garten. Der größte Teil dieser Sachen war noch in den Pappkartons, auf denen man den Namen der Firma las, die ihnen die Möbel hier herausgebracht hatte.

Gloria war oben im Schlafzimmer. Die Tür des Kleiderschranks stand offen und zeigte an ihrer Rückseite einen langen Spiegel, in dem sie sich musterte. Sie hielt sich ein Kleid an, das sie in einem der Pappkartons gefunden hatte. Es war ein teures Kleid mit Pariser Etikett, ein dramatisch tief ausgeschnittenes Cocktailkleid in Grau und Schwarz, schräg geschnitten und schräg gestreift. Es gehörte Fiona Samson.

Sie hielt sich das Kleid an und versuchte sich vorzustellen, es zu tragen. Sie versuchte sich vorzustellen, wie Fiona wirklich war und wie ihre Ehe mit Bernard und den Kindern ausgesehen hatte.

Bernard kam in seinen Hausschuhen lautlos die Treppe herauf. Als er, ohne anzuklopfen, eintrat, rief er: »Oh!« Dann erkannte er das Kleid und sagte: »Viel zu klein. Und Grau ist nicht deine Farbe, Liebling.«

Verlegen, damit überrascht worden zu sein, hängte Gloria das Kleid auf die Stange im Kleiderschrank und schloß die Tür. »Sie ist jetzt vier Jahre weg. Sie wird nie wiederkommen, Bernard, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht.«

»Sei nicht böse. Jedesmal wenn ich von ihr zu reden versuche, kriegst du schlechte Laune. Irgendwie erpreßt du mich damit, nicht von ihr zu sprechen.«

»Kommt dir das wirklich so vor?«

Noch immer verlegen, berührte sie sein Haar. »So ist es, Bernard. Du willst, daß ich hier mit dir lebe, und du willst dir auch die immer unwahrscheinlichere Möglichkeit, sie eines Tages wiederzusehen, nicht nehmen lassen.«

Bernard näherte sich ihr und legte den Arm um sie. Zuerst schien ihr Zorn besänftigt, doch als Bernard Miene machte, sie zu küssen, flammte ihr Zorn plötzlich auf. »Nicht! Jedesmal versuchst du, dich herauszumogeln. Du küßt mich. Du sagst, du liebst mich, und damit stopfst du mir den Mund.«

»Immer wieder stellst du mir diese Fragen, und immer wieder sage ich dir die Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß ich die Antworten nicht weiß.«

»Du vermittelst mir so ein verdammt unsicheres Gefühl«, sagte Gloria.

»Ich bin immer da. Ich besaube mich nicht und laufe nicht anderen Frauen nach.«

In diesem entrüsteten Ton antwortete er auf diesen Vorwurf immer. Eine typisch männliche Antwort. Er verstand wirklich nicht, daß das nicht ausreichte. Sie versuchte es mit männlicher Logik. »Wie lange wirst du warten, bis du überzeugt bist, daß sie für immer weg ist?«

»Ich liebe dich. Wir sind glücklich zusammen. Ist das nicht genug? Warum wollen Frauen immer die Dauer garantiert haben? Morgen könnte ich unter einen Zug kommen oder verrückt werden. Es gibt kein Glück auf Dauer. Kannst du das denn nicht verstehen?«

»Warum siehst du auf die Uhr?« fragte sie und versuchte, sich von ihm zu lösen, aber er hielt sie fest.

»Entschuldige. Der D.G. fährt heute nachmittag nach Whitelands und besucht Silas Gaunt. Ich glaube, sie werden von Fiona reden. Ich würde alles dransetzen zu erfahren, was sie sagen.«

»Du glaubst, daß Fiona noch für London arbeitet, stimmt's?« Die Frage kam wie eine Anklage und bestürzte ihn.

Er machte nicht die geringste Bewegung, doch die Ruhe seines Gesichts verriet, wie es dahinter arbeitete. Diese Vermutung hatte er vor Gloria nie erwähnt.

»Deshalb willst du nicht vom Heiraten sprechen«, sagte sie.

»Nein.«

»Du lügst. Das erkenne ich immer. Du glaubst, daß sie deine Frau zum Spionieren dahin geschickt haben.«

»Wir werden die Wahrheit nie erfahren«, sagte Bernard wenig überzeugend und hoffte, die Unterhaltung damit zu beenden.

»Ich muß doch verrückt sein, das nicht von Anfang an erkannt zu haben. Ich war nur eine Lückenbüßerin. Ich war nur jemand fürs Bett, jemand, der sich um deine Kinder kümmert, das Haus in Ordnung hält, einkaufen geht und kocht. Kein Wunder, daß du nicht wolltest, daß ich studiere. Du gemeiner Hund! Du hast mich zum Narren gehalten.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Jetzt verstehe ich, warum du alle ihre Kleider aufbewahrst.«

»Du weißt, daß es nicht so ist, Gloria. Bitte, weine nicht.«

»Ich weine nicht. Ich hasse dich, du gemeiner Hund!«

»Willst du endlich zuhören!« Er schüttelte sie grob. »Fiona ist eine sowjetische Agentin. Sie ist für immer rübergegangen. Jetzt hör auf mit diesen Phantasien.«

»Schwörst du das?«

Er trat zurück. Es war ein wilder Blick in ihren Augen, der ihn schreckte. »Ja, ich schwöre es«, sagte er.

Sie glaubte ihm nicht. Sie wußte immer, wann er log.

In diesem Augenblick war die Unterredung zwischen dem Director-General und Silas Gaunt in vollem Gang.

»Wie lange ist Mrs. Samson jetzt am Einsatzort?« fragte Silas Gaunt. Es war eine rhetorische Frage, aber er wollte, daß der Director-General seine Freude teilte.

»Sie ist dreiundachtzig rüber, es müssen also ungefähr vier

Jahre sein«, sagte Sir Henry Clevemore. Die beiden Männer hatten Wunder vollbracht und waren mit Recht stolz auf ihre Leistung.

In der ostdeutschen Wirtschaft krachte es an allen Ecken und Enden, die Regierung war senil geworden und brachte weder den Willen noch die Mittel auf, die Probleme anzugehen. Fionas Informationen besagten, daß die russischen Truppen in den Kasernen bleiben würden, ganz gleich, welche politischen Veränderungen stattfanden. Die UdSSR hatte eigene Probleme. Bret Rensselaers verwegene Voraussage des Zusammenbruchs der Mauer für das Jahr 1990 – die seinerzeit nur als eine der für die Projektionen des SIS charakteristischen Übertreibungen aufgefaßt worden war – hatte inzwischen eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich.

Sie hatten schönes Material von Fiona erhalten, das es ihnen beiden ermöglicht hatte, den Feldzug zu dirigieren und Verbindungen zu den vernünftigsten Kräften innerhalb der Opposition aufzunehmen. Um ihre Agentin zu schützen, hatten sie ihr zu ein paar kleinen Siegen und ein paar Auszeichnungen verhelfen. Jetzt genossen sie das Gefühl großer Befriedigung. Diese beiden Männer waren einander in vieler Hinsicht ähnlich. Herkunft, Erziehung, Lebenshaltung und Auftreten zeigten bei vielen deutliche Gemeinsamkeiten, doch hatte Silas Gaunts Dienst im Ausland ihn zum Kosmopoliten gemacht, was man den auf Abstand bedachten und förmlichen Sir Henry Clevemore schlechterdings nicht nennen konnte. Silas Gaunt war praktisch, listig, anpassungsfähig und skrupellos, und trotz all der gemeinsam verbrachten Jahre hatte Sir Henry noch immer Vorbehalte gegen seinen Freund.

»Wissen Sie noch, wie eines Nachts der junge Volkmann an Ihre Tür klopfte?« sagte Silas.

»Der Dummkopf hatte meine Telefonnummer vergessen.«

»Sie waren verzweifelt«, sagte Silas.

»Überhaupt nicht.«

»Ich bedaure, Ihnen widersprechen zu müssen, Henry, aber als Sie hier ankamen, sagten Sie, Fiona Samson habe sich ein schweres Fehlurteil geleistet.«

»Na ja, ein bißchen ominös kam er mir schon vor.« Er kicherte trocken. »Das einzige, was er auswendig zu lernen hatte, vergißt er.«

»Volkman war dann schließlich eine echte Trumpfkarte. Wer hätte das gedacht?«

»Ich werde ihm was besorgen«, sagte der D.G. »Wenn alles vorbei ist, besorge ich ihm irgendeine Auszeichnung. Ich weiß, daß er gerne einen Orden hätte. Er ist der Typ.«

»Wissen Sie, daß er sich aus dem Bankgeschäft zurückzieht?« sagte Silas, obwohl er dem D.G. darüber schon Bericht erstattet hatte.

»Er übernimmt diese Bruchbude von Hotel von dieser furchtbaren alten Deutschen, wie hieß sie doch gleich?«

»Lisl Henning.«

»Genau die, eine absolute Medusa.«

»Alles Gute hat sein Ende«, sagte Silas.

»Es gab Zeiten«, sagte der Director-General, »da dachte ich, wir würden Mrs. Samson einfach abziehen und aufgeben müssen.«

»Samson ist ein dickköpfiger junger Narr«, sagte Silas Gaunt und sprach damit aus, was beide dachten. Sie saßen in dem selten benützten Wohnzimmer von Gaunts Haus, während nebenan die Handwerker langsam den Kamin in Gaunts kleinem Studierzimmer wieder aufmauerten. In diesem Raum war schon seit hundert Jahren praktisch nichts verändert worden. Wie alle Räume in solchen Gutshäusern, deren Steinwände dick und deren Fenster klein sind, war auch dieser das ganze Jahr über dunkel. Auf einer hohen Anrichte standen oft benutzte Weidenmuster-Porzellanteller und eine mit frisch geschnittenen Narzissen gefüllte Vase.

Silas saß ausgestreckt auf dem löchrigen Sofa, beleuchtet

von den züngelnden Flammen eines Holzfeuers. Über ihm blinzelte mit stählernem Blick ein Ahn durch den Firnis eines großen Gemäldes, und es gab einen kleinen Tisch, an dem Silas Gaunt vorübergehend seine Mahlzeiten einnahm. Sir Henry Clevemore hatte die Reise nach Whitelands gemacht, nachdem er erfahren hatte, daß Silas sich von einem Sturz vom Pferd erholte. Der alte Narr hätte in seinem Alter jedem Pferd aus dem Wege gehen sollen, dachte der D.G. und beschloß, ihn das wissen zu lassen. Dann ließ er es doch sein.

»Samson?« sagte der D.G. »Sie dürfen über ihn nicht so hart urteilen. Es ist wirklich meine Schuld. Bret Rensselaer war immer der Meinung, wir hätten Samson einweihen müssen.«

»Ich hätte nie erwartet, das noch einmal von Ihnen zu hören, Henry. Sie waren es doch ...«

»Ja, ich weiß. Aber am Ende dieses ersten Jahres hätte man Samson einweihen können.«

»Von einer Leichenschau hat keiner was«, sagte Silas. Er war in eine Reisedecke mit Schottenmuster gewickelt, an der er ab und zu herumzupfte, um sie sich bequemer über die Beine zu legen. »Oder wollen Sie darauf hinaus, daß wir ihn jetzt einweihen?«

»Nein, nein, nein«, sagte der D.G. »Aber als er anfang, den Wegen nachzuschneffeln, die die Überweisungen von der Zentralen Finanzierungsstelle nahmen, waren wir, wie mir scheint, praktisch gezwungen, ihn einzuweihen.«

Silas grient. »Der Versuch, ihn bei der Landung in Berlin verhaften zu lassen, war dazu aber nicht der geschickteste erste Schritt, wenn Sie die Bemerkung gestatten.« Auf dieses Fiasko näher einzugehen, war der D.G. aber nicht geneigt. Er stand auf und trat an das durch einen Mittelpfosten geteilte Fenster. Von hier aus hatte man einen Blick auf die Einfahrt und die fernen Hügel.

»Ihre Ulmen sehen ziemlich krank aus, Silas.« Es waren ihrer drei. Massive, großartige Burschen, die in gleichen

Abständen voneinander auf dem Rasen standen, wie griechische Säulen. Sie waren das erste, was man vom Torhaus erblickte, noch ehe das Haus in Sicht kam. »Sehr krank.«

Plötzlich fühlte auch Silas sich krank. Jeden Tag betrachtete er die Ulmen und betete, daß die entstellten, verfärbten Blätter wieder grün würden und gesund. »Der Gärtner sagte, das sind Frostschäden.«

»Frostschäden! So ein Quatsch. Sie sollten mal den Förster deswegen kommen lassen. Wenn es die holländische Ulmenkrankheit ist, müssen sie sofort gefällt werden.«

»Der Frost hat schreckliche Schäden angerichtet dieses Jahr«, sagte Silas. in der Hoffnung eines Aufschubs oder einer Beruhigung. Selbst unglaubliche Beruhigungsversuche, wie die seiner einfallsreichen Haushälterin, Mrs. Porter, waren besser als diese brutale Diagnose. Silas sagte flehentlich: »Das sehen Sie doch selbst an den Rosen und an der Farbe des Rasens.«

»Fragen Sie den Förster, Silas. Die holländische Ulmenkrankheit hat schon den meisten Ulmen in dieser Gegend den Garaus gemacht. Wenn Sie nicht bald was unternehmen, werden Sie sich verdammt unbeliebt bei Ihren Nachbarn machen.«

»Vielleicht haben Sie recht, Henry, aber ich glaube nicht, daß es etwas Ernstes ist.«

»Es sind noch immer eine ganze Reihe Fragen unbeantwortet, Silas. Wenn es Zeit ist, sie abzuziehen, warum machen wir das nicht einfach ohne große Umstände?«

Silas sah ihn einen Augenblick lang an, ehe er begriff, daß von Fiona Samson die Rede war. »Weil wir einen Haufen Material haben, das wir nicht benützen können, ohne sie in Gefahr zu bringen. Und wenn sie endlich kommt, wird sie mehr Material mitbringen.«

»Wir haben eine gute Zeit gehabt, Silas«, sagte der D.G. und kehrte in den mit Chintz bezogenen Sessel zurück, in dem er

gesessen hatte. Mit einem kleinen Grunzen ließ er sich hineinfallen.

»Weshalb sollen wir jetzt alles sausenlassen, Henry? Meines Wissens, und das ist beachtlich, hat sich Fiona Samson als der beste Agent im auswärtigen Einsatz erwiesen, den das Department je gehabt hat. Es wäre nicht fair gegen sie, wenn wir jetzt auf alles pfeifen würden, was sie uns noch zu bieten hat.«

»Ich verstehe diesen Plan, sie am Leben zu erhalten, wirklich immer noch nicht«, sagte der D.G.

Silas seufzte. Manchmal war der D.G. ziemlich schwer von Begriff. Er hatte noch immer nicht verstanden. Silas würde es ihm in einfachen Worten sagen müssen: »Der Plan besteht darin, die Sowjets von ihrem Tod zu überzeugen.«

»Während sie in Wirklichkeit hier bei uns vernommen wird?«

»Genau. Wenn sie wissen, daß sie lebt und bei uns auspackt, können sie den Schaden für sich begrenzen.«

»Und wie überzeugen wir sie?« fragte der D.G.

»Das ist schon in anderen Fällen gelegentlich gemacht worden.«

»Aber wie wollen wir sie überzeugen? Ich kann mir das nicht vorstellen.«

»Um Ihnen ein extremes Beispiel zu geben: Man sieht sie in ein Haus gehen. Es gibt ein Erdbeben, und die ganze Straße verschwindet. Sie wird für tot gehalten.«

»Soll das ein Witz sein, Silas? Ein Erdbeben?«

»Nein, Director, das ist nur ein Beispiel. Aber es ist ein alter Trick, eine Leiche für eine andere auszugeben.«

»Unsere Gegner sind heutzutage sehr gewitzt, Silas. Sie würden die Täuschung vielleicht durchschauen.«

»Vielleicht. Aber wenn sie es täten, wäre auch das nicht das Ende der Welt. Das wäre nur eine Schlappe für uns.«

»Vorausgesetzt, sie ist in Sicherheit.«

»Ja, genau das meine ich.«

Der D.G. schwieg einen Augenblick lang. »Die Amerikaner werden ganz mutlos werden bei der Aussicht, diese Quelle zu verlieren.«

»Glauben Sie nicht, die ahnen, wo das Material herkommt?«

»Ich glaube nicht. Washington kriegt es von Bret aus Kalifornien, und bis dahin ist alles, was auf sie hinweisen könnte, daraus entfernt.«

»Die Sache mit Bret ist schließlich auch gut gelaufen.«

»Er hat lange gebraucht, bis er einsah, daß ich den Haftbefehl gegen ihn nicht zurückziehen konnte, ohne zu verraten, daß er eine Rolle bei der Führung von Fiona Samson spielte.«

»Ich meinte weniger das als vielmehr, wie er dann zu seiner Genesung nach Kalifornien gegangen ist.«

»Ja, Bret hat sich da drüben hervorragend eingerichtet; und indem wir ihn als Mittelsmann benützen, können wir uns von dem Berliner Material distanzieren.«

»Ich kann mir kaum vorstellen, daß Fiona Samson irgendwas übermitteln würde, anhand dessen man sie identifizieren könnte«, sagte Silas. Er kriegte das Material nie zu sehen, und das verdroß ihn manchmal.

»Sicherlich nicht«, sagte der D.G. um anzudeuten, daß auch er das Material nicht direkt in seine Hände bekam. »Sie ist eine äußerst kluge Frau. Werden Sie Bernard Samson benützen, um sie rauszuholen?«

»Ich glaube, er sollte beteiligt werden«, sagte Silas. »Er ahnt wohl inzwischen, was gespielt wird.«

»Ja«, sagte der D.G. »Deshalb wollen Sie sie nach Hause holen.«

»Nicht nur deshalb«, sagte Silas. »Aber das spielt eine Rolle.«

»Die Sowjets würden so jemanden bis in alle Ewigkeit im Einsatz lassen«, sagte der D.G.

»Wir sind nicht die Sowjets«, sagte Silas. »Ist Ihnen nicht wohl, Henry?«

»Nur Herzklopfen. Ich hätte diese Zigarre nicht rauchen sollen. Ich habe meinem Arzt versprochen, damit aufzuhören.«

»Die Ärzte sind alle gleich«, sagte Silas, der darauf verzichtet und nur neidisch geschnüffelt hatte, als der D.G. sich nach dem Essen eine große Havanna genehmigte.

Der D.G. lehnte sich zurück und atmete langsam und tief, ehe er wieder sprach. »Diese Sache ... Diese Sache, eine Leiche unterzuschieben. Ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie das machen wollen, Silas.«

»Ich kenne da einen Amerikaner ... Einen sehr tüchtigen Burschen.«

»Amerikaner? Ist das klug?«

»Er ist genau der Richtige. Selbständig. Ein unabhängiger Profi. Hat sogar schon ein paar Aufträge für die Opposition erledigt.«

»Augenblick mal, Silas. Ich will nicht irgendeinen KGB-Killer ins Geschäft nehmen.«

»Hören Sie mich erst mal an, Henry. Wir brauchen jemanden, der sich da drüben auskennt. Jemanden, der weiß, wie die Russkis ticken. Und dieser Typ hat nichts zu lachen, wenn die CIA ihn kriegt, er wird also nicht auf die Idee kommen, den Jungens am Grosvenor Square unsere Geschichte zu erzählen.«

Sir Henry schniefte, um Zweifel anzumelden. »Wenn Sie es so sehen ...«

»Persona grata beim KGB, ohne Verbindung zur CIA und uns ganz fernstehend. Der richtige Mann für den Job. Er erledigt die ganze Geschichte für ein Pauschalhonorar.«

»Die ganze Geschichte? Was heißt das?«

»Es wird Blut fließen, Henry. Das läßt sich nicht vermeiden.«

»Ich will keine Nachwirkungen«, sagte der D.G. besorgt.

»Ich muß noch immer Fragen wegen der Moskwin-Panne beantworten.«

Silas Gaunt setzte unter Schmerzen die Füße auf den Boden und lehnte sich über den Tisch, um der Besteckschublade einige Messer mit Knochengriff zu entnehmen. Drei von diesen legte er auf den Tisch und nahm eins nach dem anderen in die Hand. »Lassen Sie mich eine mögliche Lösung unseres Problems improvisieren. Leiche Nummer eins: leicht verbrannt, leicht zu identifizieren. Leiche Nummer zwei: schwer verbrannt, aber identifizierbar durch gerichtsmedizinische Untersuchung.« Er sah Sir Henry an, ehe er das dritte Messer ergriff. »Leiche Nummer drei: vollkommen verkohlt, aber anhand der zahnmedizinischen Untersuchung eindeutig Fiona Samson.«

»Sehr überzeugend«, sagte der D.G. nach einem Augenblick des Nachdenkens.

»Es wird funktionieren«, sagte Silas, packte die Messer und warf sie dann laut klappernd in die Besteckschublade zurück.

»Aber wird nicht jemand nach den Gründen fragen?«

»Sie haben doch die Berichte über Erich Stinnes und seinen Rauschgifthandel verfolgt?«

»Rauschgift. Es ist also wahr?«

»Unsere Kollegen beim KGB haben sehr weitgehende Vollmachten. Sicherheit, Spionage, Spionage-Abwehr, Grenzkontrollen, politische Verbrechen, Betrug, Korruption und Drogen machen neuerdings auch den Sowjets eine Menge Sorgen.« Er wollte in betreff der Drogen nicht ins einzelne gehen. Sie waren für die Operation von entscheidender Wichtigkeit, durch sie kriegte man Stinnes als Schieber, Tessa Kosinski als Süchtige ins Netz, aber der D.G. würde sehr nervös werden, wenn er alle diesbezüglichen Einzelheiten erführe.

»Stinnes«, sagte der D.G. »Hat der uns eigentlich schon irgendwelches anständige Material geschickt, seitdem er

wieder zurück im Osten ist?«

»Der glaubt jetzt, eine Seite gegen die andere ausspielen zu können. Von uns glaubt er, nichts fürchten zu müssen, und von seinen Herren drüben auch nicht. Auf die Weise ist er vermutlich zum Rauschgifthandel gekommen. Er muß einen Haufen Geld damit verdienen.«

»Ich glaube, ich ahne, was Sie sich vorstellen: Schießerei zwischen rivalisierenden Rauschgifthändlern, bei der Fiona Samson verschwindet.«

»Genau. Deshalb müssen wir die Ereignisse so planen, daß sie auf den Termin einer Rauschgiftlieferung fallen. Wenn Stinnes die Lieferung vom Flughafen abholt, werden wir Mrs. Samson zu einem seiner Kontaktpunkte auf die Autobahn schicken – auf dem Gebiet der DDR natürlich – und dafür sorgen, daß Samson sie dort erwartet. Stinnes wird einfach glauben, daß sich's um ein Treffen zum Umladen der Drogen handelt. Wir werden ein Fahrzeug bereitstellen. Ein Diplomatenwagen wäre für eine derartige Schau am besten geeignet.«

»Und Samson wird geschickt, sie abzuholen?«

»Ja, aber nicht Samson allein. Verlassener Ehemann und abtrünnige Ehefrau, wiedervereint nach so langer Zeit: ein Konzept für Komplikationen. Ich werde ihm jemanden mitgeben, eine ruhige und zuverlässige Person, die dafür sorgt, daß alles glattgeht.«

»Und Sie sagen, wir sind auf diesen amerikanischen Typ angewiesen? Die Sache ist nicht mit unseren eigenen Leuten zu machen?«

Silas sah ihn an. »Nein, Henry, das ginge nicht.«

»Darf ich fragen, warum, Silas?«

»Der Amerikaner hat schon mit Stinnes zu tun gehabt.«

»Sie meinen Rauschgifthandel?«

Silas zögerte und unterdrückte einen Seufzer. Er wollte nicht in die Einzelheiten gehen. Es würde noch schwierig

genug werden, alle an Ort und Stelle zu bringen. Jedem würde man eine andere Geschichte aufstischen müssen, und Silas hatte das noch nicht alles ausgearbeitet. Wie alle, die in der Londoner Zentrale saßen, hatte Sir Henry nur sehr ungefähre Vorstellungen von dem, was sich an der Front abspielte. Silas war da näher dran gewesen. »Lassen Sie mich Ihnen in großen Zügen skizzieren, was wir benötigen, Henry. Wir werden eine Leiche brauchen, die wir als diejenige Mrs. Samsons an Ort und Stelle lassen können, die Leiche einer noch jungen Frau. Ich würde nicht raten, eine Leiche durch die Grenzkontrollen zu schmuggeln, erst recht nicht in einem Diplomatenfahrzeug, denn wenn was schiefginge, wäre der Medienrummel einfach grauenhaft. Desgleichen brauchen wir einen Schädel mit dem richtigen Gebiß, den wir dabei liegenlassen können. Damit nun die Russen nicht anfangen, sich zu fragen, was der überzählige Kopf soll, muß die Leiche enthauptet werden. Und zwar an Ort und Stelle.«

»Aber wie kommt die Leiche an Ort und Stelle?« sagte der D.G. noch immer rätselnd.

»Die Leiche wird dort hinlaufen, hingbracht werden, hinfahren ... Ich weiß noch nicht genau, wie.«

»Sie meinen lebendig?« Sir Henry war zutiefst schockiert. Sein Körper erstarrte, und er saß bolzengerade. »Was für eine Frau? Wie wird er das machen?«

»Fragen Sie lieber nicht, Henry«, sagte Silas Gaunt sanft. »Aber unter den Umständen werden Sie verstehen, daß wir keinen von unseren eigenen Leuten brauchen können.« Er wartete einen Augenblick, um dem D.G. Gelegenheit zu geben, seine Fassung wiederzugewinnen. »Bernard Samson wird dort sein, natürlich, aber der junge Samson soll nur seine Frau rausholen. Er wird von der anderen Sache nichts mitkriegen.«

»Wirklich nicht ...?«

»Der amerikanische Nebenvertragspartner wird zurückbleiben und dafür sorgen, daß die Spuren die Geschichte

erzählen, die wir den Sowjets unterjubeln wollen.«

»Und Sie werden mit dem Amerikaner direkt verhandeln?«

»Nein, Henry. Ich finde, das würde das Department unnötig kompromittieren. Ich werde einen Mittelsmann beauftragen. Es gibt da einen gewissen Prettyman, den Bret die Dreckarbeit machen läßt. Er war schon ein paarmal für uns tätig. Sehr tüchtig, wenn auch für die vorliegende Aufgabe nicht ganz der Richtige. Ich werde ihn als Kontaktmann verwenden. Niemand erfährt natürlich die ganze Geschichte. Absolut niemand.«

»Wenn Sie meinen, daß Sie's alleine durchstehen können.«

»Ohne daß mir Bret Rensselaer dabei über die Schulter sieht?« Silas verzog das Gesicht. »Bisher haben wir's geschafft.«

»Ich werde froh sein, wenn alles geschafft ist, Silas.«

»Natürlich werden Sie das, Henry. Aber wir beiden alten Klepper haben's den jungen Bengels gezeigt, was?« Beide lächelten einander zufrieden an.

Es wurde an die Küchentür geklopft, und Mrs. Porter brachte ihnen Tee. Tee in Whitelands war, dank Mrs. Porter, sehr viel mehr als nur einfach Tee. Sie servierte auf dem kleinen Tisch des Hausherrn, und der D.G. stellte einen Stuhl für sich dazu. Es gab gebutterten Toast, Waffeln und Kümmelkuchen, wie ihn so perfekt nur Mrs. Porter backen konnte. Der Kuchen erinnerte den D.G. an seine Schulzeit. Er liebte ihn. Sie schenkte den Tee ein und ging wieder.

Ein paar Minuten lang tranken sie vergnügt ihren Tee und aßen ihren Toast wie zwei kleine Jungen bei einem Picknick. »Ich wüßte eigentlich gern die Wahrheit über Samsons Vater«, sagte der D.G. während Silas beiden Tee nachgoß. »Die wahre Geschichte, meine ich, von den beiden Deutschen, die er angeblich erschossen hat.«

»Na, das ist ja nun schon ein Weilchen her. Ich ...«

»Jetzt kann die Wahrheit niemandem mehr schaden, Silas. Brian Samson ist tot, Gott sei seiner Seele gnädig, und Max

Busby ebenfalls.«

Silas Gaunt zögerte. Er hatte so lange geschwiegen, daß er manche Einzelheiten schon vergessen hatte. Zuerst glaubte der D.G. er würde sich weigern, davon zu sprechen, aber schließlich sagte er: »Sie müssen sich die Atmosphäre jener Tage in Erinnerung rufen, als Hitler eben erst geschlagen worden war, Europa in Trümmern lag und jeder erwartete, daß plötzlich Nazi->Werwölfe< aus irgendwelchen Löchern kriechen und erneut Krieg anfangen würden.«

»Die brauche ich mir nicht in Erinnerung zu rufen. Ich wünschte, ich könnte sie vergessen. Oder vielmehr, ich wünschte, ich wäre zu jung, damals dabeigewesen zu sein.«

»Die Amerikaner hatten keinen richtigen Nachrichtendienst. Ihre OSS-Leute verschwendeten ihre Zeit bei der Suche nach toten Nazis. Ganz oben auf ihrer Liste stand Martin Bormann.«

»Berchtesgaden. Jetzt erinnere ich mich«, sagte der D.G. »War da nicht irgendeine Falle?«

»Sie hatten einen Nazi-Kriegsverbrecher gefaßt – Reichsminister Esser –, in einer Berghütte in der Nähe von Hitlers Berghof. Eine Menge Reichsbank-Gold war in der Gegend gefunden worden. Tonne um Tonne wurde von amerikanischen Offizieren mittlerer Ränge gestohlen und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Nachdem sie Esser verhaftet hatten, hielt das Counter Intelligence Corps die Hütte – tatsächlich handelte es sich um ein ziemlich imposantes Gebäude – unter Beobachtung. Martin Bormanns Haus stand zwischen Hitlers Berghof und dieser Berghütte, in der sie Esser fanden. Angeblich war dort Penicillin und Geld und weiß Gott was noch alles versteckt für Martin Bormann, der damit nach Südamerika verduften wollte. Das war natürlich Quatsch, aber damals hielt man's für möglich, daß Bormann, um das Zeug zu holen, noch mal dort aufkreuzen würde.«

»Aber was hat Brian Samson da gemacht, in der Amerikanischen Zone?«

»Er war verantwortlich für einen Häftling aus London, einen deutschen Zivilisten namens Winter«, sagte Silas. Er bot den Kümmelkuchen an.

Der D.G. nahm eine Scheibe. »Winter, ja, natürlich.« Er biß in den Kuchen und genoß ihn wie einen alten Wein. »Paul Winter war ein Nazi-Anwalt, der für die Gestapo gearbeitet hatte und ungesund gute Beziehungen in Washington zu haben schien ... einen Kongreßabgeordneten oder so was. So gab es ein Tauziehen zwischen dem State Department, das seine Entlassung forderte, der U.S. Army, die ihn einbuchten wollte, und dem Internationalen Militär-Tribunal, das ihn als Verteidiger verpflichten wollte. Unterdessen hatten wir den Burschen in London hinter Schloß und Riegel.«

»Er hatte eine amerikanische Mutter, Veronika Winter. Ihr anderer Sohn ging nach Amerika und kam in der Uniform eines amerikanischen Obersten zurückstolzisiert. Unbekümmerte Leute, diese Amerikaner, was? Er war nicht mal eingebürgert.«

»Sehr pragmatisch«, sagte Silas, der nicht gerne derart verallgemeinerte.

»Wenn ich mich recht erinnere, kam die Mutter aus einer guten Familie. Ich hörte, daß sie in einem dieser schrecklichen Nachkriegswinter an Lungenentzündung starb. Sie war mit ›Boy‹ Piper befreundet. Sir Alan Piper, der einmal D.G. war.«

»Ja. ›Boy‹ Piper war es, der mich damals da hinschickte, um die Sache für das Department in Ordnung zu bringen.«

»Bitte weiter, Silas. Ich will die Geschichte hören.«

»Viel ist da nicht zu erzählen. Die Frau ... Winters Frau, schickte ihrem Mann eine Botschaft ...«

»Und das war dieser Nazi ...?«

»Ja, Paul Winter, der Nazi-Anwalt.«

»Ins Gefängnis?« fragte der D.G. der es genau wissen wollte.

»Er war nicht im Gefängnis, sondern in einem Privatquartier. Er war entlassen worden, um Esser zu

verteidigen. Die in Nürnberg angeklagten Nazis durften sich einen Anwalt ihrer Wahl nehmen, und von dieser Wahl waren nicht mal Kriegsgefangene ausgeschlossen. Die Botschaft besagte, daß die Frau sich in jener verdammten Berghütte befinde, also machte er sich auf den Weg dahin. Er hatte seine Frau seit Ende des Kriegs nicht mehr gesehen. Sein Bruder war, wie gesagt, ein U.S. Colonel. Der besorgte einen Jeep oder ein anderes Militärfahrzeug, und die beiden fuhren los, ohne auf die Genehmigung zu warten.«

»Nach Berchtesgaden?«

»Und bei besonders scheußlichem Winterwetter. Ich erinnere mich dieses Winters noch genau. Als dieser Paul Winter in der Berghütte anlangte, wartete dort seine Frau Inge tatsächlich auf ihn. Sie hatte ein Kind geboren. Sie wollte Geld.«

»Hatte er Geld?«

»Da oben war eine Metallkiste vergraben. Die hatte Esser da eingebuddelt. Während ihrer gemeinsamen Sitzungen hatte er Paul erzählt, wo sie war. Dann muß wohl Esser Inge Winter erzählt haben, daß ihr Mann den Ort kenne. Sie gruben die Kiste aus. Es war Gold; eine Sammlung verschiedener Münzen, die Esser den Tresoren der Berliner Reichsbank entnommen hatte, nicht ohne übrigens die Entnahme zu quittieren.«

»Und das Kind war von Esser?« ergänzte der D.G.

»Woher wußten Sie das?«

»Das ist das einzige, was mir von dieser Geschichte genau in Erinnerung geblieben ist.«

»Ja. Paul Winter muß den Verdacht gehabt haben, daß das Kind nicht seins war. Sie waren schon eine Ewigkeit verheiratet und hatten nie ein Kind haben können. Ich kann mir vorstellen, wie ihm zumute war.«

»Und die beiden Winter-Jungens wurden getötet. Aber wie kam es dazu?«

»Das ist die Frage, nicht wahr? Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen: Ein betrunkenener U.S. Sergeant hat sie umgelegt, der sie für Werwölfe hielt oder für Deserteure oder für Gangster oder für irgendwelche anderen harten Kerle, die ihm Schaden zufügen könnten. Diese Gegend wurde damals von Banden und Deserteuren beider Seiten heimgesucht. Sie stahlen in großem Stil Militär-Versorgungsmaterial und Proviant, lauerten Nachschub-Konvois auf, raubten Banken aus und schertten sich einen Dreck darum, wen sie dabei verletzten.«

»Die Geschichte, die ich gehört habe ...«

»Ja, es gab eine Menge Geschichten. Manche sagten, die Winters seien versehentlich erschossen worden. Von jemand, der eigentlich Samson und den General, in dessen Begleitung er war, umlegen wollte. Andere sagten, der Sergeant, der sie erschoss, habe im Geheimbefehl aus Washington gehandelt. Manche sagten, Max Busby hätte sie erschossen, weil er in Paul Winters Frau verliebt war oder – wieder anderen zufolge – Schwarzmarktgeschäfte mit ihr machte. Keine dieser Geschichten ist eindeutig zu widerlegen, aber, glauben Sie mir, ich habe mich gründlich mit der Sache befaßt. Sie ist so gelaufen, wie ich sie erzählt habe.«

»Aber dem Bericht zufolge hatte Brian Samson sie erschossen«, sagte der D.G. »Daran erinnere ich mich genau. Das verbitterte ihn bis ans Ende seines Lebens.«

»Ach ja. Das war später. Aber als es passierte, hatte niemand Zweifel. Der betrunkenene Sergeant wurde verhaftet und eingesperrt. Erst als die Amerikaner Samson als Zeugen zu der Verhandlung des Falls luden, änderte sich alles. Natürlich konnten wir Samson nicht vernehmen lassen, so was ist für das Department überhaupt noch nie in Frage gekommen. Als wir uns weigerten, Samson zu der Verhandlung zu schicken, sahen die Yankees plötzlich eine Chance, die ganze Sache schnell und ohne Aufhebens zu bereinigen. Als ich da unten ankam,

hatten sie alle diesbezüglichen Aussagen schon in den Reißwolf gesteckt und neu schreiben lassen. Plötzlich tauchten Augenzeugen auf, die bereit waren zu beschwören, daß Samson die beiden Männer fahrlässig erschossen hätte.«

»Aber das ist doch niederträchtig«, sagte der D.G. »Dieses Urteil ist in Samsons Personalakte gekommen.«

»Wem sagen Sie das, Henry? Ich habe damals dagegen protestiert. Und als ich bei ›Boy‹ Piper keine Unterstützung fand, habe ich eine Menge Wirbel gemacht. Manchmal denke ich, daß ich mir damals meinen Ruf versaut habe. Von da an galt ich als Querulant.«

»Aber das ist ganz bestimmt nicht wahr«, protestierte der D.G. ohne allzuviel Nachdruck.

»Ich mache den Amerikanern keinen Vorwurf, daß sie es uns anhängen wollten, aber ich war stinkwütend, daß sie damit durchgekommen sind«, sagte Silas in mildem Ton. »Den Leuten, die die Meineide geschworen haben, kann man nicht viel vorwerfen. Das waren amerikanische Soldaten, Wehrdienstpflichtige, die schon seit Jahren ihre Familien nicht mehr gesehen hatten. Ein Prozeß hätte sie noch ein weiteres Jahr in Europa festhalten können.«

»War Busby daran beteiligt?«

»Busby hatte in jener Nacht Dienst im Nürnberger Büro der CIC. Er kriegte eine Menge Ärger, weil er der vorgesetzte Offizier des Täters war. Ihm konnte es recht sein, wenn die Verantwortung für den Unfall ein anderer ausländischer Offizier trug.«

»Jetzt verstehe ich, weshalb Samson Busby nicht ausstehen konnte.«

»Deshalb hat dann in Berlin ja Busby auch für den Langen gearbeitet. Brian Samson hätte ihn nicht genommen.«

»Und die Frau?«

»Sie nahm das Gold, änderte ihren Namen und entzog sich der Geschichte. Sie war schon spurlos verschwunden, als

Samson in der Berghütte ankam, und ich habe sie nie ausfindig gemacht. Sie überließ Esser dem Henker, nahm ihre Tochter und tauchte unter. Vielleicht erwartete Esser das von ihr. Sie war eine sehr resolute und tüchtige junge Frau. Sie arbeitete in einem Nachtclub in Garmisch, wo sie keine große Mühe gehabt haben wird, die Leute kennenzulernen, von denen sie eine Aufenthaltsgenehmigung für die Französische Zone kaufen konnte, was sie auch tat. Damit entzog sie sich der britischen und der US-Gerichtsbarkeit. Schließlich besorgte sie sich einen französischen Paß, nahm ihr Gold und ihr Baby ...«

»Und wenn sie nicht gestorben ist, schwimmt sie noch heute in Geld«, ergänzte der D.G. sarkastisch.

»Verbrechen zahlt sich manchmal aus«, sagte Silas. »Wir geben das vielleicht nur ungern zu, aber es ist wahr.« Er trank einen Schluck Tee.

»Wieviel Gold war es denn?« fragte der D.G. und nahm sich ein zweites Stück Kuchen.

»Die große Metallkiste habe ich gesehen. Sie war vergraben gewesen, die Erde klebte noch an ihr. Sie war das Hauptbeweisstück. Ungefähr so groß.« Silas streckte seine Hände aus und deutete das Format eines kleineren Schrankkoffers an.

»Haben Sie eine Ahnung, was das wiegen würde?« sagte der D.G.

»Worauf wollen Sie hinaus, Sir Henry?«

»Niemand könnte eine solche Ladung Gold tragen. Sie würde eine Tonne wiegen.«

»Wenn sie das Gold nicht tragen konnte, was hätte sie damit gemacht? Weshalb sollte sie es denn ausgegraben haben, wenn nicht, um es mitzunehmen?«

Der D.G. lächelte wissend. »Ich persönlich hätte es vielleicht ausgegraben, weil zu viele Leute wußten, wo es lag.«

»Esser und ihr Mann und so weiter?«

»Und vielleicht noch viele andere«, sagte der D.G.

»Und es wieder eingegraben«, sagte Silas, den Gedanken des D.G. folgend. »Hm.«

»Dann wüßten nur noch drei Leute, wo es liegt.«

»Und zwei davon sind ein paar Minuten später tot.«

»So daß nur Inge Winter noch weiß, wo es ist.«

»Wollen Sie andeuten, daß sie diesen amerikanischen Sergeanten dazu gebracht hat, ihren Mann und ihren Schwager zu erschießen?«

»Ich habe keinen von diesen Leuten je gesehen«, sagte der D.G. »Ich urteile nur nach der Geschichte, die Sie mir erzählt haben.« Silas Gaunt sagte nichts. Er versuchte, sich des Beweismaterials zu erinnern, das er untersucht, und der Soldaten, mit denen er gesprochen hatte. Der Sergeant war ein junger Angeber, der Schmuck trug und einen kostbaren alten Mercedes fuhr, den er in die Staaten mitnahm. War er wirklich betrunken gewesen in jener Nacht, oder war die Trunkenheit vorgetäuscht, um den »Unfall« überzeugender zu machen? Und natürlich gab es da auch noch die unauffindbare Freundin des Sergeanten, ehemals Sängerin bei einer Tanzkapelle. Silas konnte sie nie ausfindig machen. Waren diese Freundin und Inge Winter ein und dieselbe Person? Nun, jetzt war es zu spät. Er schenkte sich Tee nach, trank ihn und schlug sich das Rätsel aus dem Kopf. Bald, überlegte Silas, würde der D.G. in Pension gehen und damit die letzte Beziehung, die Silas noch zum Department hatte, abreißen. Silas fand diese Aussicht düster. Der D.G. stand auf, schnippte ein paar Kuchenkrümel von seiner Krawatte und sagte: »Bitte versprechen Sie mir, daß Sie jemanden diese Bäume untersuchen lassen, Silas. Es ist ein Käfer, wie Sie wissen.«

»Ich glaube nicht, daß ich es ertragen könnte, diese Ulmen zu verlieren. Sie müssen über zweihundert Jahre alt sein. Mein Großvater vergötterte sie. Er hat das Haus fotografieren lassen, als sie erst halb so groß waren wie jetzt. Damals waren es vier. Angeblich ist eine vom Sturm entwurzelt worden in der Nacht,

als mein Großvater starb.«

»Niemand habe ich so sentimentalen Stuß gehört. Ulmen kann kein Sturm entwurzeln, die Wurzeln reichen zu tief.«

»Meine Mutter hat mir erzählt, sie fiel um, als Großvater starb«, sagte Silas, als hinge die Familienehre von der Wahrheit dieser Behauptung ab.

»Seien Sie nicht so ein Narr, Silas. Manchmal muß man Sachen opfern, die man liebt. Es muß getan werden. Sie wissen das.«

»Kann sein.«

»Ich werde Mrs. Samson zu Bret rüberschicken, wenn sie rauskommt. Kalifornien. Was halten Sie davon?«

»Ja, hervorragend«, sagte Silas. »Da wird sie vor jeder Einmischung geschützt sein. Und Bernard Samson auch?«

»Nein. Es sei denn, Sie ...?«

»Nun ja, ich glaube schon, Henry. Wenn wir Samson hierbehalten, wird er brüllend durch die Gegend rennen und sie suchen und uns nur Ärger machen. Schicken Sie ihn auch rüber, und lassen wir beide Brets Sorge sein.«

»Na schön.« Die Standuhr, die Silas in dieses Zimmer hatte bringen lassen, weil er fürchtete, die Handwerker würden sie beschädigen, schlug fünf. »Ist es wirklich schon so spät? Ich muß gehen.«

»Also, überlassen Sie mir die Abwicklung der Sache, Henry?« Silas wollte das ausdrücklich gesagt haben, nicht daß man ihm hinterher Vorwürfe machte. »Es gibt eine Menge zu tun. Ich muß eine Reproduktion von Mrs. Samsons Gebiß machen lassen, und so was dauert eine Ewigkeit.«

»Ich überlasse alles Ihnen, Silas. Wenn Sie Geld brauchen, wenden Sie sich an Bret.«

»Ich nehme an, der Sonderfinanzierungsmechanismus wird demontiert werden, wenn sie erst mal in Sicherheit ist«, sagte Silas.

»Nein. Wir werden ihn als Schmiergeldfonds für den

zukünftigen Bedarf bestehen lassen. Es hat uns soviel gekostet, diesen Apparat einzurichten, daß es sinnlos wäre, ihn jetzt aufzuheben.«

»Ich dachte, Samsons Detektivarbeit hätte vielleicht gerade von der finanziellen Seite dieser Operation ein bißchen zuviel enthüllt.«

»Samson wird in Kalifornien sein«, sagte der D.G. schmunzelnd. »Je länger ich's bedenke, desto besser gefällt mir das. Volkmann sagt, Mrs. Samson sei in letzter Zeit stark gealtert. Wir werden ihren Mann hinschicken, damit er sich um sie kümmert.«

## 24

*Ost-Berlin, Müggelsee, Mai 1987*

»Wie großartig, daß wir den ganzen Müggelsee für uns haben«, sagte Harry Kennedy. Er saß an der Ruderpinne einer privaten Sechs-Meter-Segeljacht, Fiona fuhr als Besatzung mit. An heißen Sommertagen war der See voller Boote, aber heute war es kühl, und sie allein waren dort unter Segel. Es war später Nachmittag. Die hinter den ausgefranst und in der kühlen Luft schrumpfenden Wolken sinkende Sonne sorgte für fließendes goldenes Licht und plötzliche Schatten, aber wenig Wärme. Der Wind wurde stärker und drückte stetig, mit massiver Kraft gegen das Segel, so daß der Rumpf das Wasser mit lautem Zischen durchschnitt und ein gekräuseltes weißes Kielwasserband zurückließ.

Fiona saß weit vorn, eingehüllt in ihre hellgelbe Kapuzenjacke und einen dicken Guernsey-Pullover, dazu noch Harrys Schal umgebunden, aber sie fröstelte trotzdem. Die breite Ausdehnung des Sees war ihr angenehm, denn so konnte sie still dasitzen und hatte nicht die Arbeit des Drehens, Lavierens und Brassens, die Harry so gern machte. Oder vielmehr sie so gerne machen sah. Er schien die Kälte gar nicht zu spüren, wenn er segelte. In Freizeitkleidung wurde er ein anderer Mann. Der kurze rote Anorak und die Jeans ließen ihn jünger aussehen; das war der kühne Mann, der Flugzeuge über Wüste und Tundra flog, der Mann, der es hinter dem Schreibtisch nicht aushielt. Sie hatte sich oft mit ihm getroffen, während des Jahres seiner Tätigkeit an der Charite. Er hatte ihr geholfen, hin und wieder das Elend der Trennung zu vergessen, zu einer Zeit, da sie dringender denn je einen Menschen brauchte, der sie liebte und für sie sorgte. Nun, da er wieder in London arbeitete, besuchte er sie nur, wenn er sich für ein langes Wochenende freimachen konnte, und das gelang ungefähr alle sechs Wochen einmal. Manchmal lieb ihm ein

Freund, den er im Krankenhaus gewonnen hatte, dieses Segelboot, und sie hatte belegte Brote und eine Thermosflasche mit Kaffee vorbereitet, so daß sie den ganzen Tag auf dem See verbringen konnten. Diese Ausflüge zu organisieren war für ihn zweifellos ziemlich mühsam und kostspielig, aber er beklagte sich darüber nie. Sie fragte sich unwillkürlich, ob das alles zu seinen Überwachungspflichten gehörte, glaubte es aber nicht.

Keiner von ihnen hatte je das Unmögliche vorgeschlagen: daß sie ihn in London besuchte. Er wußte natürlich Bescheid über sie, das heißt, insoweit er Bescheid wissen mußte. Einmal, zu später Stunde in ihrer Wohnung, nachdem er zuviel Wein getrunken hatte, hatte er plötzlich gesagt: »Ich bin geschickt worden.« Doch hatte er die Bemerkung dann gleich metaphysisch interpretiert in dem Sinn, daß sie beide füreinander bestimmt gewesen seien, und sie hatte es dabei bewenden lassen. Es würde nichts bringen, ihm zu bedeuten, daß sie den wahren Grund ihrer ersten Begegnung kannte. Besser war diese Liebesaffäre, bei der man voneinander Abstand hielt; jeder damit beschäftigt, die Gedanken und Gefühle des anderen zu untersuchen, keiner ganz ehrlich. »Glücklich?« rief er ganz plötzlich.

Sie nickte. Es war keine Lüge. Alles war relativ. Sie war so glücklich, wie sie es unter den Umständen sein konnte. Harry saß mit herangezogenem Knie im Heck – der Kopf gedreht, der Arm ausgestreckt, Ellbogen auf dem Knie, die Finger nach der Ruderpinne ausgestreckt –, in der Pose des an die Decke der Sixtinischen Kapelle gemalten Adam. »Sehr glücklich«, sagte sie. Er winkte ihr, und sie ging hin und setzte sich zu ihm. »Warum kann es nicht immer so sein?« fragte er in dem ratlosen Ton, in dem ihre Kinder manchmal ähnlich alberne Fragen gestellt hatten. Sie würde ihn nie verstehen, wie sie auch Bernard nie hatte verstehen können. Niemals würde sie Männer verstehen und deren zugleich reife und selbstsüchtig-

kindische Art.

»Bist du jemals im Donaudelta gewesen? Da ist ein riesiges Naturschutzgebiet. Schiffe, wie schwimmende Hotels, fahren die ganze Donau hinunter bis zum Schwarzen Meer. Es wäre ein wunderschöner Urlaub für uns. Würde dir das Spaß machen?«

»Laß mich's überlegen.«

»Ich habe alle Informationen. Einer der Herzspezialisten von der Charité hat die Reise mit seiner Frau gemacht, die beiden waren begeistert.«

Sie hörte nicht zu. Sie dachte dauernd an die kurze Begegnung, die sie jüngst mit Bernard gehabt hatte. Sie hatten sich in einem Gutshaus in der Tschechoslowakei getroffen, und Bernard hatte sie gedrängt zurückzukommen. Es hätte sie glücklich machen sollen, ihn wiederzusehen, aber statt dessen hatte es sie verzagt und traurig gestimmt. Alle ihre Ängste vor den Schwierigkeiten, wieder mit ihrer Familie vereint zu sein, waren wieder geweckt worden. Bernard hatte sich verändert, sie hatte sich verändert, und ohne Zweifel hatten sich die Kinder enorm verändert. Wie konnte sie jemals wieder zu ihnen gehören?

»Tut mir leid, Harry«, sagte sie.

»Was denn?«

»Ich bin heute keine angenehme Gesellschaft. Ich weiß es.«

»Du bist müde. Du arbeitest zuviel.«

»Ja.« Tatsächlich ängstigten sie neuerdings Gedächtnisausfälle. Manchmal wußte sie nicht mehr, was sie am Tag zuvor getan hatte. Merkwürdigerweise war die ferne Vergangenheit beständiger: Sie erinnerte sich der glorreichen Tage mit Bernard, als die Kinder noch klein waren und sie alle miteinander so glücklich gewesen waren.

»Warum heiratest du mich nicht?« sagte Harry unvermittelt.

»Harry, bitte.«

»Als Bewohnerin der DDR könntest du dich mit

Leichtigkeit scheiden lassen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe mich informiert.«

»Ich wünschte, du hättest das unterlassen.« Wenn er mit einem Anwalt gesprochen hatte, könnte das auf wenig wünschenswerte Weise die Aufmerksamkeit auf sie lenken.

»Fiona, Liebling. Dein Mann lebt glücklich mit einer anderen Frau zusammen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe sie eines Abends zusammen gesehen. Ich wäre fast über sie gestolpert in dem Gedränge auf der Waterloo Station. Sie nahmen den Zug nach Epsom.«

»Und du hast sie erkannt?«

»Natürlich. Du hast mir doch mal ein Foto von ihm gezeigt. Die Frau war blond und sehr groß.«

»Ja, das ist sie.« Es schmerzte wie ein Dolch im Herzen. Natürlich hatte sie es gewußt, aber es schmerzte noch mehr, wenn sie es von Harry hörte.

»Du kennst sie«, sagte er.

»Ich bin ihr begegnet«, sagte Fiona. »Sie ist hübsch.«

»Ich will dich nicht elend machen, aber wir sollten wirklich mal darüber sprechen. Es ist Wahnsinn, einfach so weiterzumachen wie bisher.«

»Warten wir ab, was passiert.«

»Das sagst du schon, seitdem wir uns kennengelernt haben. Weißt du, wie lange das her ist?«

»Ja ... Nein ... Lange jedenfalls.«

»Ohne dich zu leben ist für mich die Hölle. Aber dir geht's nicht schlecht, wenn du von mir getrennt bist«, sagte er tadelnd und hoffte auf Widerspruch, aber sie zuckte nur die Achseln.

»Wir haben nicht viel Zeit, Fiona.«

Sie küßte seine Wange. »Harry, wir sind auch so glücklich genug. Und wir haben eine Menge Zeit.« Die gleiche Unterhaltung hatten sie schon oft gehabt.

»Nicht, wenn wir eine Familie gründen wollen. Nicht viel Zeit.«

»Ist es das, was du willst?«

»Das weißt du doch. Unsere Kinder, Fiona, das ist alles, was ich will.«

»Würdest du herkommen und hier leben?« Sie prüfte ihn jetzt.

»Ich habe schon hier gelebt.«

»Das ist nicht das gleiche, als auf die Dauer hier zu leben«, sagte sie.

»Höre ich einen Mißton in der marxistischen Harmonie?«

»Ich stelle eine Tatsache fest.«

»Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen, Liebling.«

»Du hast gesagt, du wärst ein Marxist«, erinnerte sie ihn. Es war unfair, ihm etwas in Erinnerung zu rufen, was er nur einmal während einer erhitzten Debatte gesagt hatte. »Ja. Ich habe gesagt, daß ich Marxist war. Ich war vor langer Zeit Marxist.« Das Segel begann zu flattern.

»Aber nicht mehr?«

Er zog das Großschot, um das Segel auszurichten, ehe er den Kopf zu einer Antwort wandte. Er war ein guter Segler, schnell und geschickt im Umgang mit dem Boot und allem, was er tat. »Ich habe angefangen, Fragen zu stellen«, sagte er.

»Und?«

»Das ist alles. Der Marxismus ist kein Glauben für Leute, die Fragen stellen.«

»Ganz gleich, wie die Antwort ausfällt, stimmt's?«

»Ja, ganz gleich. Eine Frage beinhaltet die nächste. Tausend Fragen folgen. Nichts kann tausend Fragen aushalten.«

»Nichts? Nicht einmal die Liebe?«

»Mach dich nicht lustig über mich.« Sie waren jetzt nahe dem Ufer. Alles Wald, kein Mensch weit und breit. »Fertig zum Halsen«, sagte Harry in der tonlosen Stimme, deren er sich bei nautischen Kommandos bediente.

Mit vorsichtigen Schritten ging sie nach vorn, löste das Bugsegel und paßte auf, wie er das Ruder herumwarf. Als sie durch den Wind drehten, schlug der Baum über das Deck, und instinktiv zog sie den Kopf ein. Sie zog den Klüver ein und setzte das Bugsegel, ehe sie nach hinten auf ihren Sitzplatz zurückkehrte. »Spielst du niemals ›Tun wir so, als ob?‹« fragte er, während er sich wieder hinsetzte. Auch das war einer seiner kindischen Züge. Auch das Fliegen war kindisch. Vielleicht war er sogar aus Abenteuerlust in die Kommunistische Partei eingetreten.

»Nein«, sagte sie.

»Ich schon. Wie wir hier sitzen, nur wir beide allein im Boot, und über den Müggelsee segeln, tue ich so, als wärest du eine verführerische Mata Hari und ich der von dir verzauberte heroische junge Bursche, der gekommen ist, dich zu retten.«

Sie sagte nichts. Die Richtung dieser Unterhaltung behagte ihr überhaupt nicht, aber es war besser abzuwarten, worauf er hinauswollte.

»Von finster gesinnten Bösewichten verfolgt, verheißt das andere Ufer Sicherheit. Ein Ort, wo wir in ewigem Glück wohnen und unsere Familie gründen können.«

»Klingt wie In einem anderen Land«, sagte Fiona, ohne allzu viel Begeisterung für die Vorstellung zu bekunden.

»Hast du das gelesen?«

»Sie rudern über einen See in die Schweiz. Hemingway. Ja. In der Schule. Vielleicht habe ich's daher.«

»Die Frau stirbt«, sagte Fiona. »Sie erreichen die Schweiz, aber die Frau stirbt im Krankenhaus.« Sie drehte sich um und sah ihn an. Er sah so elend aus, daß sie fast gelacht hätte.

»Mach keine Witze«, sagte er. »Alles ist vollkommen.« Sie umarmte ihn zur Beruhigung.

Ja, für Harry war alles vollkommen gewesen. Für ihn war es einfach. Aber Fiona war ziemlich am Ende ihrer Kräfte. Sie war verzweifelt, deprimiert, selbst hier draußen auf dem See

mit einem Mann, der sie liebte. Depressionen hatte sie herausgefunden, nahmen keine Rücksicht auf logische Wahrheit. Sie waren wie eine dunkle chemische Wolke, die unversehens auf sie herabsank und sie in eine gallertartige Masse verwandelte. Es half nichts, sich einzureden, es sei Unsinn. Sie hatte ihre Kinder und ihre Ehe aufgegeben. War es also paranoid anzunehmen, daß Bernard die Kinder inzwischen gelehrt hatte, sie zu hassen? Sie war ihnen weggelaufen, diese Verstoßung mußte sie verletzt haben. Wie konnte sie hoffen, wieder Frau und Mutter zu werden?

Die Kinder waren das schrecklichste Opfer, das sie gebracht hatte, aber es gab noch andere Wunden. Sie hatte Freunde und Verwandte verloren, die sie jetzt als Verräterin verachteten. Und wofür das alles? Sie war außerstande, die Ergebnisse ihrer Tätigkeit, ihren Beitrag einzuschätzen. Langsam war ihr der Verdacht gekommen, daß sie das auf dem Altar von Bret Rensselaers Ehrgeiz geopfert Lamm war. Brets Wunden waren körperlich, sein Ansehen war unbeschädigt. Bret Rensselaer war der Gewinner. Silas und der D.G. desgleichen. Drei alte Männer hatten sie hierher geschickt, und diese drei würden die Sieger sein. Was kümmerte sie diese Herren? Sie war ersetzbar, so nützlich und ebenso schnell weggeworfen wie ein Papiertaschentuch.

Fiona war die Verliererin. Fiona, ihr Mann und ihre Kinder. Sie würden sich nie von dem erholen, was sie getan hatte. Gab es irgendeinen politischen oder, wie Bret es lieber gehabt hätte, wirtschaftlichen Sieg, der das wert war? Die Antwort war: nein. Manchmal war sie versucht, wenigstens das bißchen zu retten, was ihr noch blieb. Versucht, die Chance eines glücklichen Lebens mit Harry zu ergreifen, versucht, ihre Londoner Bindungen aufzugeben und sich als einfache Hausfrau in Ost-Berlin einzuleben. Aber das half nur auf kurze Zeit. Der wirkliche Verlust waren Bernard und die Kinder. Von ihnen wollte sie geliebt und gebraucht werden.

»An was denkst du?« fragte Harry.

»Ich dachte an mein Haar«, sagte sie. »Vielleicht sollte ich's mir kürzer schneiden lassen.« Männer nahmen einem immer ab, daß Frauen an ihr Haar dachten.

Er lächelte und nickte. In der letzten Zeit schien sie ziemlich gealtert zu sein; beide waren sie's. Ein Urlaub im Donaudelta würde ihnen beiden guttun.

An diesem Abend traf sie sich mit Werner Volkmann. Sie wartete allein in ihrer altmodischen Wohnung, aus der man auf die Frankfurter Allee hinabsah, die breite Hauptstraße, die letztlich nach Moskau führte und vielleicht aus diesem Grunde einst Stalinallee genannt worden war. Es war üblich, daß Agenten, die ständig von einer Seite zur anderen wechselten, nicht ins Büro kamen. Mit ihnen traf man sich privat. Sie sah auf die Uhr: Werner verspätete sich.

Sie versuchte zu lesen, war aber zu nervös, sich zu konzentrieren. Ihr fiel auf, daß sie sich Mühe gab, den Pariser Platz nicht anzusehen, der über ihrem Bett hing. Er hing da in einem glatten schwarzen Ebenholzrahmen. Eines Abends hatte sie das Bild abgenommen und den Wechselrahmen geöffnet, um Kirchners kitschigen Frohsinn gegen einen abstrakten Druck auszuwechseln, der mehr nach ihrem Geschmack war. Zu ihrem Entsetzen tauchte hinter der Straßenszene ein Farbdruck von Lochners Jüngstem Gericht auf. Diese Darstellung der die Sünder in der nächsten Welt erwartenden Schrecken war für mittelalterliche Begriffe zwar noch verhältnismäßig milde, aber für die einsame, übermüdete und gequälte Fiona war der unverhoffte Anblick dieser wahnsinnigen und verzerrten Gestalten und Schreckensdämonen entsetzlich. Es war, als wäre sie dazu bestimmt zu entdecken, was hinter der Gemütlichkeit der Berliner Straßenszene auf der Lauer lag. Mit zitternden Händen hatte sie das Jüngste Gericht wieder unter den Kirchner in den Rahmen gelegt, aber seitdem war ihr die gequälte Welt, die

unter dem munteren Pariser Platz lauerte, immer gegenwärtig.

Werner bat seine Verspätung zu entschuldigen. Er war vom Regen durchweicht und müde. Er meinte, das sei die Überanstrengung, gleichzeitig sein Bankgeschäft liquidieren zu wollen und Lisl Hennings Hotel zu führen. Doch Fiona fragte sich, ob es nicht der Streß war, Doppelagent zu sein. Werner war Bürger der BRD. Wenn der Sicherheitsdienst zu der Auffassung gelangte, daß er ein Verräter sei, würde er einfach spurlos verschwinden oder noch schlimmer – als Patient in die Pankower Klinik eingeliefert werden.

Sie plauderten ungefähr zehn Minuten miteinander über die Belanglosigkeiten, die sie ausgetauscht hätten, wenn Werner der gewesen wäre, für den er sich ausgab. Erst dann schaltete Fiona das durch die Stimme in Gang gesetzte Mikrophon ab, das sie schon am Tage ihres Einzugs hier entdeckt hatte. Die Unterhaltungen leitender Angestellter wurden nur gelegentlich mitgeschnitten, aber Vorsicht war besser als Nachsicht. »Haben Sie die Kinder gesehen?« Ehe er antwortete, ging er zu dem einzigen bequemen Sessel und ließ sich, noch im Mantel, darin nieder. Es war ihm nicht kalt. Werner behielt oft den Mantel an. Es war, als wollte er immer bereit sein, sofort wieder zu gehen. Er hatte sogar seinen Hut in der Hand behalten und spielte jetzt damit, hielt ihn mit beiden Händen wie das Steuerrad eines schweren Lastwagens auf einer stark befahrenen Straße.

»Ich werde sie nächste Wochen sehen«, sagte Werner. Er sah die Enttäuschung in ihrem Gesicht. »Das ist nicht leicht einzurichten, ohne daß Bernard unbequeme Fragen stellt. Aber es geht ihnen gut, das kann ich Ihnen versichern. Bernard ist ein guter Vater.«

»Ja, ich weiß«, sagte Fiona, und Werner merkte, daß sie es als Vorwurf aufgefaßt hatte. Er fand seine Unterhaltungen mit Fiona in letzter Zeit ziemlich mühsam. Sie konnte verdammt empfindlich sein. Sie war erschöpft. Er hatte den D.G. schon

wiederholt darauf hingewiesen. Sie sagte: »Es wäre vielleicht leichter, wenn ich in Moskau oder China wäre, aber es ist unmöglich zu vergessen, daß alles, was ich liebe, so nahe ist.«

»Bald werden Sie zu Hause sein. Hier ändert sich alles. Ich sehe, daß sogar verknöcherte Kommunisten entdecken, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt.«

»Nichts wird sich jemals ändern«, sagte Fiona. »Man kann kein kapitalistisches Paradies auf einen leninistischen Schindanger bauen.«

»Warum so trübsinnig, Fiona?« Selten gab sie ihre persönlichen Ansichten preis.

»Selbst wenn man einen Zauberstab schwänge und Osteuropa in die vollkommene Freiheit zauberte, würde sich nichts rühren. Brets optimistische Ideen über die Wirtschaft stellen den menschlichen Faktor nicht in Rechnung oder die immensen Schwierigkeiten des Wandels, die für jeden, der herkommt und sich mit eigenen Augen informiert, unübersehbar sind. Er spricht vom ›Markt‹, aber die Volkswirtschaften des Ostblocks werden noch auf viele Jahre von Staatsunternehmen beherrscht werden. Wie werden sie die Marktpreise festsetzen? Wer wird hinfällige Stahlwerke, überalterte Textilfabriken, Verlustgeschäfte kaufen wollen? Bret sagt, der Osten wird die Privatwirtschaft wieder ankurbeln. Wie? Osteuropäer haben ihr ganzes Berufsleben damit verbracht, auf überbesetzten Arbeitsplätzen zu bummeln. Hier riskiert niemand was. Selbst im KGB-Stasi-Büro scheut sich jeder, eine Verantwortung zu übernehmen oder eine Entscheidung zu treffen. Vierzig Jahre Sozialismus haben die Leute unfähig gemacht, Entscheidungen zu treffen.

Die Leute hier wollen nicht selbst denken. Der Kapitalismus wird nicht erscheinen, nur weil kein Gesetz ihn mehr verbietet.« Sie schwieg. Es war ein ungewöhnlicher Ausbruch. »Entschuldigen Sie, Werner. Manchmal denke ich, daß ich schon zu lange hier bin.«

»London denkt das auch. Der D.G. wird Sie bald rausholen«, sagte Werner.

Sie schloß die Augen. »Wie bald?«

»Sehr bald. Sie sollten schon mal anfangen, hier klar Schiff zu machen.« Er wartete auf eine heftigere Reaktion und sagte dann: »Sie werden wieder bei Bernard und den Kindern sein.« Sie nickte und lächelte traurig.

»Haben Sie Angst?« fragte er, ohne das wirklich zu glauben.

»Nein.«

»Sie brauchen vor nichts Angst zu haben. Sie lieben Sie und wollen Sie wiederhaben.«

Für einen Augenblick schien es, als hätte sie ihm nicht zugehört, dann sagte sie: »Angenommen, ich vergesse?«

»Vergesse was?«

Sie wurde unsicher. »Dinge, die sie betreffen. Ich vergesse viel, Werner. Was werden sie von mir denken?« Sie gab ihm keine Gelegenheit zu antworten und wechselte das Thema. »Wie soll es vonstatten gehen, Werner?«

»Der Plan könnte noch geändert werden, aber gegenwärtig ist vorgesehen, einen Wagen unten auf der Straße zu parken. Die Schlüssel werden unter dem Sitz liegen. Bei den Schlüsseln wird ein Personalausweis liegen. Benutzen Sie diesen nur bis zur Autobahn, dort werfen Sie ihn irgendwo in einen Graben, wo man ihn nicht findet. Sie fahren dann die Autobahn entlang, lassen den Wagen stehen und steigen in einen anderen mit britischem Kennzeichen. Der Fahrer wird einen Diplomatenpaß des Vereinigten Königreichs für Sie haben.«

»Sie stellen das als so einfach dar, Werner.« London tat immer so, als wäre alles ganz einfach. Man glaubte, das gäbe den Agenten Zuversicht.

Er lächelte und ließ den Hut um einen erhobenen Finger kreisen. »London will, daß Sie Ihre Kontakte hier auflisten, Fiona.«

Jahrelang hatte sie Werner für ein weiches, verworrenes Geschöpf gehalten, einen armen Kerl, an dem ständig die furchtbare Frau herumkritisierte, die ihn unter dem Pantoffel hatte. Seitdem sie ihn als Kontaktmann zur Londoner Zentrale benutzte, hatte sie entdeckt, daß der wahre Werner hart wie Kruppstahl war und weitaus rücksichtsloser als Bernard. »Ich habe keine«, sagte sie.

»Kontakte: gute und schlechte. Ich würde die schlechten sorgfältig berücksichtigen. Büropersonal? Hausmeister? Hat irgend jemand was zu Ihnen gesagt, und sei es aus Spaß?« Er kniff sich die Nase zwischen Daumen und Zeigefinger und sah sie dabei bekümmert an. »Was denn?«

»Scherze, daß Sie für die Briten arbeiten ... Scherze, daß Sie Spionin sind.«

»Nichts Ernstzunehmendes.«

»Wir können uns bei dieser Sache kein Risiko leisten, Fiona. Es wäre besser, wenn Sie mir sagten, woran Sie denken.« Er legte seinen Hut auf den Boden, so daß er sich die Mantelschöße über die Knie legen konnte.

»Harry Kennedy ... ein Arzt, der manchmal nach Berlin kommt.«

»Ich weiß.«

»Sie wissen?«

»Er wird von London aus überwacht, seit dem Tag Ihrer Ankunft hier.«

»Mein Gott, Werner! Warum haben Sie mir das nie erzählt?«

»Ich hatte nichts zu erzählen.«

»Ich war heute mit ihm zusammen. Wissen Sie das auch?«

»Ja, London unterrichtet mich über seine Bewegungen. Da er an einem Krankenhaus arbeitet, muß er langfristig planen.«

»Ich bin sicher, er ist nicht ...«

»... hier, um Sie zu überwachen? Aber ja. Er muß KGB-Angehöriger und auf Sie angesetzt sein. Das erste Treffen mit

Ihnen in London hat Kennedy arrangiert. Bret ist sich sicher.«

»Haben Sie mit Bret gesprochen? Ich dachte, Bret ist in Kalifornien.«

»Kalifornien ist durch Linienflüge, Telefon und Telefax erreichbar.«

»Wer weiß noch Bescheid?« fragte sie ängstlich. Darauf gab er keine Antwort.

»Kennedy ist schon seit langem Parteigenosse. Sagen Sie nicht, Sie hätten seine Vergangenheit nicht überprüfen lassen, Fiona.«

Sie sah Werner an. »Doch, das habe ich getan.«

»Natürlich haben Sie. Ich habe Bret gesagt, daß er sich darauf verlassen kann. Welche Frau könnte einer solchen Gelegenheit widerstehen?«

»Das klingt aber sehr herablassend, Werner.«

»Wirklich? Entschuldigen Sie. Aber warum sagen Sie nicht lieber gleich von Anfang an die Wahrheit?«

»Heute hat er gesagt, wie wundervoll es wäre, wenn ich Mata Hari wäre, die mit ihm in den Westen flieht. Oder irgendeinen Quatsch in der Richtung.«

Werner zog an seiner Nase, stand auf und ging ans Fenster. Es war dunkel, und bei Flutlicht dekorierten Arbeiter die Frankfurter Allee mit den bunten Bannern und Flaggen eines afrikanischen Staats. Alle Staatsbesucher wurden diese jeweils in den Farben ihrer Staaten geschmückte Straße entlangefahren. Das war fester Bestandteil des Protokolls für Staatsbesuche. In der entgegengesetzten Richtung war der ganze Himmel rosa vom Neonglanz des Westens. Wie nah er lag, so nahe und zugänglich wie der Mond. Werner wandte sich ihr wieder zu. Fiona war noch immer so schön wie je, aber sie war vorzeitig gealtert. Ihr Gesicht war blaß und angespannt, als versuchte sie, in ein helles Licht zu sehen.

Werner sagte: »Wäre Kennedy gerade hier, wenn wir Sie rausholen, müßte er neutralisiert werden, Fiona.«

»Aber weshalb sollte er gerade in dem Augenblick hiersein?«

»Richtig, weshalb?« sagte Werner. Er nahm seinen Hut auf, schnippte ein Stäubchen von der Krempe und setzte ihn auf den Kopf. Fiona kletterte auf den Stuhl, um das Mikrofon wieder einzuschalten.

## 25

*Berlin, Juni 1987*

Seinem lockigen Haar hatte »Deuce« Thurkettle es zu danken, daß er jünger aussah, als er war. Er war einundsechzig Jahre alt, aber dank regelmäßiger Gymnastik und vernünftiger Eßgewohnheiten hielt er sich körperlich gut in Form. Um die Speisekarte zu studieren, setzte er seine eingeschliffene Brille auf, aber das meiste konnte er ohne sie erledigen – auch die Leute, mit deren Liquidierung er seinen Lebensunterhalt verdiente. »Steak und Salat«, sagte er, »blutig.«

»Es gibt Tafelspitz heute«, sagte Werner.

»Nein, danke. Ist mir zu kalorienreich«, sagte Thurkettle. Er wußte, worum es sich bei der hiesigen Version eines neuenglischen Gerichts handelte: gekochtes Rindfleisch, gekochte Kartoffeln und gekochtes Rübengemüse. Niemals wollte er diesen Mischmasch wiedersehen, er hatte es im Gefängnis gegessen. Schon der Anblick oder der Geruch eines Tellers mit gekochtem Rindfleisch und Kohl war hinreichend, ihm all die Jahre in Erinnerung zu rufen, die er in der Todeszelle verbracht hatte, immer in Erwartung des Henkers, in einem Hochsicherheitsgefängnis neben vielen anderen Männern, die man vielfachen Mordes schuldig gesprochen hatte.

»Vielleicht sollte auch ich auf den Tafelspitz verzichten«, sagte Werner bedauernd. »Steak, nicht durchgebraten, und Salat, zweimal«, bestellte er beim Kellner.

Es war Sonntag vormittag. Sie waren in West-Berlin. Bei Leuschner. Das war ein volkstümliches Café, einer Scheune nicht unähnlich, mit goldgerahmten Spiegeln längs einer ganzen Wand und einer langen Theke, hinter der einer der Gebrüder Leuschner bediente. Aus der Jukebox ertönte ein Beatles-Song, gespielt von der Kapelle der Irish Guards. Eigentlich war die Jukebox mit Hardrockplatten bestückt

gewesen, aber einer der Leuschners hatte diese durch Musik nach seinem Geschmack ersetzt. Werner sah sich um und sah viele vertraute Gesichter. An solchen Sonntagvormittagen zog das sonst nicht von der Szene favorisierte Lokal eine lärmende Menge von dienstfreien Glücksspielern, Musikern, Schleppern, Taxichauffeuren, Zuhältern und Nutten an, die sich um die Theke scharten. Alles Leute, die auf jeden Fall keine Kirchgänger waren. Thurkettle nickte mit dem Kopf im Takt der Musik. Mit seiner Fliege, dem sauber gestutzten Bart und im auffällig amerikanisch geschnittenen Anzug sah er aus wie ein Tourist. Aber Thurkettle war hier, um im Auftrag der Londoner Zentrale einen Mord zu begehen. Er fragte sich, wieviel man Werner davon gesagt hatte.

Werners Aufgabe war es, ihm Fotos der in seinen Auftrag verwickelten Personen zu zeigen und ihm, falls erforderlich, Hilfe und Unterstützung anzubieten. Nach Erledigung des Auftrags sollte Werner ihn in den frühen Morgenstunden auf der Autobahn treffen und ihm sein Honorar bar auszahlen. »Haben Sie für ein Fahrzeug gesorgt?« fragte Werner.

»Ein Motorrad. Schnell und angenehm unauffällig für einen Streich dieser Art.«

Werner sah aus dem Fenster. Die Leute auf der Straße beugten sich unter glänzenden Regenschirmen. »Sie werden naß werden«, sagte Werner. »Es soll Gewitter geben, sagt die Wettervorhersage.«

»Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen«, sagte Thurkettle. »Diese Kiste auf der Autobahn ist für mich reine Routine. Regen ist das geringste meiner Probleme.« Die Entscheidung war in letzter Minute gefallen, und so hatten die Vorbereitungen sehr eilig getroffen werden müssen. Eine Botschaft von Erich Stinnes hatte die Ankunft einer Ladung Heroin auf dem Ost-Berliner Flughafen gemeldet. In der kommenden Nacht würde er sie rüberbringen. Daraufhin hatte Thurkettle nach London gefunkt, daß Fiona Samson in dieser

Nacht aus Ost-Berlin herausgebracht werden könnte. Werner hatte bestätigt, daß Fiona bereit sei.

»Das sind die Leute, die Sie bei dem Treffen sehen werden.« Werner zog Fotos aus der Tasche und reichte sie über den Tisch. Was im einzelnen passieren sollte, wer umgebracht werden sollte und warum, hatte man Werner nicht gesagt. Seine Anwesenheit bei dem Treffen war nicht erforderlich. Ihm war das ganz recht, denn gerade an diesem Abend sollte das große Fest bei Tante Lisl steigen. Ein Kostümfest mit allem Drum und Dran. Ziemlich jeder, den er in West-Berlin kannte, würde da sein. Verdorben war ihm der Abend natürlich trotzdem. Er würde sich den ganzen Abend Sorgen machen über Fionas Flucht.

Thurkettle tat so, als studierte er die ihm vorgelegten Paßbilder, aber er war allen diesen Leuten schon irgendwann mal begegnet. Thurkettle bereitete sich auf jeden Auftrag sorgfältig vor, deshalb wurde er so hoch bezahlt, und deshalb war er so erfolgreich. Nach einer guten Minute reichte er die Bilder zurück. Werner klopfte auf das Foto von Stinnes. »Das ist Ihr Partner im Rauschgiftgeschäft, stimmt's?« Thurkettle stimmte grunzend zu.

»Stinnes wird mit dieser Frau kommen.« Werner wies auf Fiona Samsons Foto. »Weiterfahren wird sie mit diesem Mann.« Er wies auf das von Bernard Samson. »Wahrscheinlich wird auch dieser Mann da sein.« Er zeigte ihm das Foto von Harry Kennedy. Thurkettle sah Werner an, dann die Fotos und dann wieder Werner.

»Ich kümmere mich um sie.«

Werner sagte: »Kümmern Sie sich nicht um die Falschen.«

»Aber nein«, sagte Thurkettle mit einem kalten Lächeln.

»Bernard und Fiona Samson. Passen Sie auf, daß denen nichts passiert.«

Thurkettle nickte. Jetzt glaubte er zu wissen, daß Werner Volkmann in das wahre Geheimnis nicht eingeweiht war: daß

nämlich Tessa sterben und die Identität ihrer Schwester annehmen sollte.

»Die Ausfahrt Brandenburg«, fügte Werner hinzu, der ängstlich jedes Mißverständnis ausschließen wollte.

»Keine Sorge. Ich kenne den Ort. Die Baustelle, wo die Fahrbahn verbreitert wird. Habe sie mir gestern angesehen. Ich werde eine Schaufel, Overalls und einen Kanister Benzin mitnehmen.«

»Benzin?« Werner legte die Karte auf den Tisch. »Um den Wagen abzufackeln. Der Typ in London, der mir den Auftrag erteilt hat, will den Wagen verbrannt haben.«

»Nachher treffen Sie mich hier.« Er zeigte Thurkettle die Stelle auf der Straßenkarte. »Das Geld wird in einem Aktenkoffer sein. Wenn Sie keinen Aktenkoffer tragen wollen, sollten Sie sich was mitbringen, wo Sie's reintun können. Wenn Sie ausgezahlt sind, fahren Sie auf die Autobahn zurück und über den Grenzkontrollpunkt Drewitz nach West-Berlin. Sie werden keine Schwierigkeiten haben. In Berlin rufen Sie die Nummer an, die ich Ihnen gegeben habe, und sagen, die Sache ist erledigt. Das Weitere ist dann Ihre Sache. Haben Sie Ihr Flugticket? Gehen Sie nicht nach Ost-Berlin zurück.«

»Ich werde nicht nach Ost-Berlin zurückgehen.«

»Haben Sie sich eine Waffe besorgt? Man hat mir gesagt, ich soll Ihnen, wenn nötig, eine beschaffen.«

»Das letzte Mal, daß ich keinen Ballermann dabei hatte, war in Memphis, Tennessee. Da habe ich zwei Typen mit den bloßen Händen erwürgt.« Er stellte eine Pappschachtel auf den Tisch. »Hier ist einer«, sagte er und hob den Deckel etwas an. Werner sah in Thurkettles kalte Augen und überlegte, ob das vielleicht ein Scherz sein sollte, aber da er dort keinen Aufschluß fand, schaute er schließlich in die Schachtel. »Gott im Himmel«, sagte er, als er das Inhalts gewahr wurde. Es war ein menschlicher Schädel.

»Also betütteln Sie mich nicht. Halten Sie nur die Kohle

parat.«

»Ich werde das Geld bereit haben.«

»Wenn Sie's abblasen wollen, ist dies Ihre letzte Chance«, sagte Thurkettle. »Aber wenn die Arbeit einmal gemacht ist, bin ich wie der Rattenfänger von Hameln. Ich komme zurück und mache die Arbeit gleich noch mal, verstanden?«

»Ich verstehe.«

»Gebrauchte Fünzig-Dollar-Scheine«, sagte Thurkettle.

Werner seufzte und druckte mit seinem nassen Bierglas Ringe auf den Tisch. »Ich habe es Ihnen doch schon gesagt. Ich werde es bereit haben, genau wie ich gesagt habe.«

»Erledigen Sie Ihre Sache, wie man's Ihnen gesagt hat. Ich erledige meine Sache, wie man's mir gesagt hat. Wenn Sie aber Scheiße bauen, Kumpel ...«, er ließ den Rest ungesagt. Bisher war ihm noch niemand begegnet, der dumm genug gewesen wäre, einem gedungenen Mörder seinen Lohn vorzuenthalten. »Also noch einmal. Ich treffe Sie auf der Autobahn, Richtung Westen. Ich nehme die Ausfahrt nach Ziesar und Görzke. Sie werden am Ende der Ausfahrt auf mich warten. Das Verlassen der Autobahn ist für Transitreisende aus dem Westen verboten.« Das war alles hinreichend besprochen worden. »Ich werde da sein«, sagte Werner. Er fragte sich, ob der Schädel echt oder eine Nachbildung aus Kunststoff war, wie sie für Medizinstudenten angefertigt werden. Er sah jedenfalls sehr echt aus. Sehr echt. Er grübelte immer noch über diese Frage, als die Steaks gebracht wurden. Es waren große Rippenstücke, scharf angebraten und gerade richtig, zubereitet und serviert von Willi Leuschner persönlich. Er stellte einen großen Topf hausgemachter Meerrettichsoße dazu, denn er wußte, daß Werner sie gerne aß. Willi und Werner waren zusammen zur Schule gegangen und tauschten kurz die üblichen Freundlichkeiten aus. Beide Leuschners hatten vor, am Abend Werners Kostümfest zu besuchen. Es schien, als wollte halb Berlin dabeisein. »Noch ein Bier?« fragte Willi schließlich.

»Nein«, sagte Werner. »Wir müssen beide klare Köpfe behalten.«

Willi kritzelte die Rechnung auf einen Bierfilz und warf diesen wieder auf den Tisch.

Deuce Thurkettle ließ Werner die Rechnung bezahlen. Seine BMW stand vor der Tür. Es war eine große Maschine mit zwei Gepäcktaschen, in denen er sein ganzes Zeug verstaute. Die Maschine brüllte auf, und er gab Gas, ehe er in den Sattel stieg. Mit einem schnellen Winken der Hand grüßte er im Vorbeifahren durchs Fenster und war weg. Er hatte noch eine Menge zu tun vor dem Treffen auf der Autobahn, aber es war nötig gewesen, sich mit Werner zu treffen. Thurkettle nahm prinzipiell immer die Gelegenheit wahr, seine Kunden auf diese Weise zu bedrohen. Das gehörte zu seinem peniblen Umgang mit Kleinigkeiten, der ihn so erfolgreich machte.

Ein anderer Grund seines Erfolges war, daß er immer wußte, wann er den Mund zu halten hatte. Wer immer Werner Volkmann instruiert hatte, hatte ihm offenbar irgendein Märchen erzählt. Die Instruktionen, die Thurkettle in einer luxuriösen Suite im Londoner Hilton von Prettyman erhalten hatte, waren wesentlich umfassender und jedenfalls bestimmter gewesen. Prettyman hatte ihm gesagt, daß unter keinen Umständen außer Bernard und Fiona Samson jemand lebend davonkommen dürfe. Niemand. Prettyman hatte darauf mit großem Nachdruck bestanden.

Die Ausfahrt nach Brandenburg – der Ort, wo Fiona die Wagen wechseln sollte –, lag auf dem Gebiet der DDR an der von Hitler gebauten Autobahn, die Berlin mit dem Westen verband. Es war eine DDR-Autobahn, die für den Transitverkehr nach West-Berlin zugelassen war.

In dieser flachen Gegend, unmittelbar westlich von Berlin, verbreitern sich die Flüsse zu Seen. Hier wird vor allem Land- und Forstwirtschaft betrieben, und außerhalb der Städte findet der Reisende kleine Dörfer mit kopfsteingepflasterten Straßen,

wo sich wenig verändert hat, seitdem das Bild des Kaisers dort in den Schulen hing.

Selbst einer der ostdeutschen Zweitaktmotoren befördert einen von Berlin aus in weniger als einer Stunde dorthin. Für Thurkettles schweres Motorrad war die Entfernung ein Katzensprung. Er kam nach Einbruch der Dunkelheit an. Die Straßenbauarbeiter hatten Feierabend gemacht. Ihre Maschinen standen säuberlich in Reih und Glied wie Panzer in Erwartung eines inspizierenden Generals.

Thurkettle knackte das Schloß an der Tür der Baubude. Beim Licht seiner Taschenlampe prüfte er Waffen und Munition und die Fleischersäge aus rostfreiem Stahl, die er mitgebracht hatte.

Dann zog er sich den Overall und medizinische Plastikhandschuhe an und betrachtete den Schädel und dessen von sorgfältiger zahnärztlicher Betreuung zeugende Zähne. Danach setzte er sich hin, beobachtete den fallenden Regen und wartete geduldig. Diese Sachen laufen nie genau nach Plan. Das war die wichtigste Lehre, die er aus seiner langjährigen Erfahrung gezogen hatte. Prettyman hatte ihm gesagt, daß Erich Stinnes Fiona Samson abholen und zu dem Treffen bringen würde. Thurkettle hatte den Auftrag, jemanden von genau der gleichen Statur wie Fiona Samson zu töten und am Treffpunkt zurückzulassen. Den Einfall, Fiona Samsons Schwester zu benutzen, hatte Thurkettle gehabt, und er war sehr zufrieden damit. Sie war drogenabhängig, und mit solchen Leuten hatte man leichtes Spiel. Seine Aufgabe war es, Fiona Samson zu ihrem Mann in den Wagen zu setzen und beide lebend wegfahren zu lassen. Dann hatte er Stinnes und die Schwester zu töten, Stinnes in dem Graben zu bestatten, den die Straßenarbeiter in so bequemer Nähe ausgehoben hatten, und dann den Wagen mit der Leiche der Schwester darin zu verbrennen.

Die sowjetischen Detektive würden Stinnes' Leiche niemals

finden, denn wenn ihnen klar wurde, daß Stinnes nicht mit Samson über die Grenze geflohen war, würden schon Hunderte von Tonnen Beton und ein Stück Autobahn auf seinem Grab liegen. Die verbrannte Leiche würde als diejenige Fiona Samsons identifiziert werden, weil die beiden Schwestern einander sehr glichen, vom Gebiß abgesehen. Deshalb war der Schädel, den er Werner gezeigt hatte, eigens präpariert worden, um in diesem Punkt Identität vorzutäuschen. Die heikelste Aufgabe war die Enthauptung der Schwester, aber deren Kopf mußte natürlich mit Stinnes in den Graben. Andernfalls würden die Gerichtsmediziner bei der Untersuchung des Wagens eine verbrannte Leiche mit zwei Köpfen finden, was schließlich auch den schläfrigsten Laborassistenten mißtrauisch machen würde.

Alles ging schief, von Anfang an. Tessa – unzuverlässig, wie Rauschgiftsüchtige gewöhnlich sind – kam nicht pünktlich. Trotz aller Vorbereitungen, die Thurkettle getroffen hatte, ging sie zu Werners Kostümfest. Tessa hätte als erste kommen sollen. Thurkettle wurde so nervös, daß er mit seinem Motorrad davonfuhr, aber zurückkam, als er den Wagen mit Fiona und Stinnes sah. Als Tessa endlich kam, saß sie hinten in dem Ford-Kombi Bernard Samsons. Stinnes war in einem Wartburg gekommen und hatte nicht nur Fiona Samson, sondern auch Harry Kennedy mitgebracht. Und wer hätte geahnt, daß Bernard Samson mit einem Verrückten kommen würde, der es vielleicht für amüsant hielt, im Kostüm direkt von Werners Fest zu kommen? Ein Gorilla-Kostüm! Der Ford-Kombi kam nur fünf Minuten nach dem Wartburg und hielt in einer nach Thurkettles Einschätzung günstigen Position für einen schnellen Start. Der Wartburg parkte mit zur Straße ausgerichteter Kühlerhaube und brennendem Standlicht. Thurkettle erwartete, daß Stinnes die Heroinladung ausladen würde, aber niemand stieg aus. Jeder schien auf irgend etwas zu warten. Thurkettle blieb in der Dunkelheit und beobachtete.

Er stand hinter einem der Bulldozer, als es losging. Ein schlanker Mann, als Gorilla verkleidet, sprang aus dem Ford-Kombi und fing an, unter Geschrei herumzuspringen, wobei er mit einer Pistole fuchtelte. Ein Gorilla. Für einen Augenblick sah das so echt aus, daß Thurkettle glaubte, einen echten Gorilla zu sehen. Thurkettle war nicht leicht zu verblüffen, aber darauf war er nicht vorbereitet. Der Anblick hatte offenbar auch Stinnes, oder wer sonst am Steuer des Wartburg saß, verblüfft, denn irgend jemand schaltete das Fernlicht an, um den Gorilla deutlicher zu sehen. Der Gorilla hob die Pistole und machte Miene, auf den Wartburg zu schießen. Thurkettle sah plötzlich seinen guten Ruf gefährdet und sein Honorar dazu. Diese Frau Samson mußte mit heiler Haut davonkommen, Prettyman hatte das mit allem Nachdruck betont. Wenn Fiona nicht sicher im Westen ankam, würde er über die erste kleine Abschlagzahlung hinaus von dem vereinbarten Honorar nichts weiter zu sehen kriegen. Also schoß Thurkettle auf den verrückten Gorilla. Die schallgedämpfte Pistole machte nicht mehr Lärm als eine vorsichtig geöffnete Weinflasche. Aber inzwischen war Thurkettle nervös geworden und verfehlte so sein Ziel.

Dann schoß der Gorilla. Er mußte Thurkettles Schuß gehört haben, denn er stand praktisch parallel zum Pistolenlauf, wo der Schalldämpfer am schwächsten wirkt. Das Glas der Windschutzscheibe des Wartburg zersplitterte, und Thurkettle dachte, Fiona Samson wäre verletzt. Doch dann sah er sie aus dem Wagen steigen. Sie schrie etwas, und dann tauchte ihre vollgedröhnte Schwester auf der Bildfläche auf. Mit ausgestreckten Armen, die ein gelbes durchscheinendes Gewand, eine Art Maskenkostüm, in Szene setzten, wirbelte sie herum. Diesmal durfte es keinen Fehler geben. Thurkettle erhob die Schrotflinte und zielte tief. Tessa schien ihn zu sehen. Sie grinste, während er zweimal abzog und sie mit beiden Schüssen traf. Während sie stürzte, feuerte der Gorilla

noch einmal, und diesmal traf sein Geschoß einen der Scheinwerfer des Wartburgs. Thurkettle gefiel überhaupt nicht, wie die Sache sich entwickelte. Im Schutz der Dunkelheit konnten einer oder zwei von diesen Leuten das Weite suchen. Aber er wußte keineswegs genau, wieviel Leute überhaupt da waren. Es fielen weitere Schüsse, in schneller Abfolge, ein Zeichen von Nervosität. Stinnes wahrscheinlich, der vielleicht schießwütig war. Einer dieser Schüsse mußte irgendwas treffen. Der Gorilla schrie, rannte, stolperte und stürzte in den Schlamm. Thurkettle blieb in der Dunkelheit. Irgendwo auf diesem schlammigen Schauplatz lauerte Bernard Samson, und Samson war ein Profi. Dann stieg Stinnes aus, um sich davon zu überzeugen, daß der Gorilla tot war. Wie unvorsichtig. Thurkettle rührte sich nicht und machte kein Geräusch.

»Alles klar«, rief Stinnes. Er winkte einem zweiten Mann, einem großen Kerl in einem modischen Trenchcoat: Kennedy. »Wie viele haben sie geschickt?« fragte Kennedy. Er sah sich nervös um, und das Licht des einzelnen Scheinwerfers erfaßte sein Gesicht. Von seinem Standpunkt aus sah Thurkettle beide Männer deutlich und konnte sie zweifelsfrei identifizieren: ja, Erich Stinnes und Harry Kennedy.

Dann kam Fiona Samson nach vorne. Irgendein Instinkt oder verständliche Furcht ließen sie die Helligkeit meiden. London mußte sie instruiert haben, auf den Kombiwagen zuzugehen, denn sie ging, an den Männern vorbei, auf diesen zu, als zwei Schüsse abgefeuert wurden. Sie kamen von irgendwo so sehr in der Nähe, daß Thurkettle das Geräusch unter die Haut ging. Fiona Samson verschwand. Verdammt!

Peng! Irgendeine verdammt große Handfeuerwaffe. Kennedy sprang zurück, seine Arme schlenkerten wie die einer Stoffpuppe, während er in den Schlamm plumpste, wo er still wie ein Bündel Lumpen liegenblieb. Er war unverkennbar tot. Manchmal geht das so, ein glücklicher Zufall, und ein Schuß ist genug. Peng. Noch einmal knallte die Kanone. Stinnes

drehte sich herum, schoß mit einer Hand seine Pistole ab, während er sich mit der anderen an den Hals griff, wo ihm das Blut durch die Finger spritzte. Es verteilte sich überall und besudelte Fiona. Dieser Schuß belehrte Thurkettle, daß er's hier nicht mit glücklichen Zufällen zu tun hatte. Da war jemand, ein ihm zu verdammt naher Jemand, der in aller Stille auf eine der schweren Maschinen geklettert war, um sich bessere Übersicht zu verschaffen. Irgendein kaltblütiger Jemand, der nicht »Hände hoch« sagte, jemand, der Schießen nicht auf dem Schießstand so gut gelernt hatte: Samson.

Thurkettles Mund wurde trocken. Er hatte es sich zur Regel gemacht, sich nie mit Profi-Killern anzulegen oder mit Geheimdienstprofis wie Samson. Es war schlimm genug, gegen diese KGB-Schläger anzutreten, aber Samson war absolut der letzte, mit dem er's zu tun kriegen wollte.

Der noch intakte Scheinwerfer des Wartburg wurde abgeschaltet. Es war jetzt dunkel, bis auf die Scheinwerfer vorbeifahrender Wagen, die über den Schlamm, die Trümmer und Leichen streiften. Thurkettle erstarrte und hoffte, nicht bemerkt worden zu sein. Weder Bernard Samson noch seine Frau war von Thurkettles Rolle in dem Drama unterrichtet worden. Nur Tessa und Stinnes hatten ihn hier erwartet, und sie waren beide tot.

Thurkettle duckte sich hinter die Raupen des Bulldozers und sah zum östlichen Horizont hinüber. Bald würde es dämmern. Er wollte nicht mehr hiersein, wenn es hell wurde. Jeder auf der Autobahn vorüberkommende Fahrer konnte ihn bemerken. Die Bullen konnten auftauchen. »Wollen Sie die ganze Nacht hier warten, Samson?« rief er endlich. »Sie können die Frau und den Ford nehmen und abhauen. Nehmen Sie Ihren Gorilla auch mit. Ich will von keinem von Ihnen was.« Als noch immer niemand antwortete, rief er: »Hören Sie mich? Ich arbeite für Ihre Seite. Machen Sie, daß Sie wegkommen. Ich habe hier noch was zu erledigen.«

Das war ein Vertragsbruch, aber nur ein geringfügiger. Die beiden Samsons waren auf der Seite seines Auftraggebers. Bis die beiden von ihren Leuten vernommen wurden, würde Thurkettle längst sein Geld haben und über alle Berge sein. Fiona Samson wäre einfach sitzen geblieben, wenn sie nicht ihre ganze Willenskraft aufgeboten hätte, auf die Füße zu kommen. Irgend etwas in ihr war zerrissen. War dies der Zusammenbruch ihres Willens, den sie schon seit so langem fürchtete? In ihrem Kopf war ein Geräusch, das sie nicht kannte. Es löschte ihre Gedanken aus und verzerrte ihr die Sicht. Sie wußte nicht, wer sie war, und konnte sich nicht erinnern, wo sie hätte sein sollen. In der schlaffen Haltung einer Schlafwandlerin tauchte sie aus der Dunkelheit auf. Mit Blut bespritzt, bewegte sie sich über den weichen Boden stolpernd, Schritt für Schritt auf den Ford-Transit zu. Sie war vollkommen gelähmt, seitdem sie hatte mit ansehen müssen, wie der liebe gute Harry, den sie liebte, so brutal niedergeschossen wurde, nicht von einem rächenden Ehemann, sondern von einem professionellen und gleichgültigen Jemand. Tessa auch. Die Schwester, die sie mehr liebte, als sie sagen konnte, lag tot in einer Blutlache. Dies war das Jüngste Gericht, das sie mit solchem Schrecken entdeckt hatte. Hier waren die Ungeheuer, die sie nun in alle Ewigkeit quälen würden. Von Sünde gepeinigt, war sie jenseits der gemütlichen Welt des Pariser Platzes in den blutigen Alptraum an der Wand getreten, und daraus gab es kein Entkommen. Mit betäubtem Geist und an einer Angst leidend, von der sie sich niemals ganz erholen würde, bewegte sie sich durch ihre wahnsinnige Welt wie ein Automat.

Bernard Samson sah, wie Fiona in den Ford stieg. Dann, mißtrauisch bis zuletzt, rannte er in Deckung. Als nicht auf ihn geschossen wurde, stieg er in den Wagen zu seiner Frau. Der Motor sprang an, und der Wagen rollte langsam und vorsichtig über die Schlaglöcher auf die Fahrbahn. Erst als er außer Sicht

war, hielt Thurkettle die Luft für rein genug, aus seinem Versteck zu kommen.

Allein gelassen, zog Deuce Thurkettle seinen Trenchcoat aus, damit nur sein Overall schmutzig wurde. Er nahm die Säge und machte sich hastig, aber sorgsam an seine grausige Arbeit. Als der Kopf abgeschnitten war, schleppte er Tessas Leiche in den Wagen und plazierte sie zusammen mit dem Schädel, den er im Gepäck hatte. Die übrigen Leichen – der Mann im Gorilla-Kostüm. Harry Kennedy und Stinnes – endeten in der Tiefe der Ausschachtung.

Thurkettle stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er ihnen seinen blutgetränkten Overall in die Grube nachschleuderte. Die Waffen warf er ebenfalls hinterher und bedeckte dann, unter Benützung seiner Schaufel, alles mit Erde und Schutt. Den Wagen in Brand zu stecken war leichter. Er sah zu, wie der Wartburg brannte, und überzeugte sich davon, daß alles, was er enthielt, vollkommen von den Flammen verzehrt wurde. Erst dann stieg er auf sein Motorrad und fuhr weg, sich sein Geld zu holen.

Werner Volkmann saß in einem Skoda an der Ausfahrt Zeuthen, wie mit Thurkettle verabredet. Werner hatte den Abend auf einem Kostümfest verbracht, zu dem er selbst eingeladen hatte. Er hatte nur Mineralwasser getrunken, aber jetzt war er müde. Werner hatte immer davon geträumt, ein richtiger Geheimagent zu werden. Er hatte angefangen, kleine Aufträge für die Briten zu erledigen, als er noch keine zwanzig war, und noch immer faszinierte ihn dieses ganze Spionagegeschäft. Dies war für ihn das Finale. Er wußte das. Der D.G. hatte ihm die Hand geschüttelt und etwas von einer Auszeichnung gemurmelt; kein Geld, irgendeine Medaille oder ein Diplom hatte er gemeint. Nach seinem letzten Besuch in Kalifornien hatte, wie Werner erkannte, Bret ihn endgültig verabschiedet. Morgen früh würde Werner wieder in seinem Hotel in West-Berlin und ganz Privatmann sein. Seine

Geheimdienstkarriere war vorbei. Er würde nie etwas davon erzählen. Geteilte Geheimnisse entsprachen nicht seiner Vorstellung von dem, was Geheimnisse sein sollten. Er betrachtete die Pistole, mit der ihn an diesem Morgen die Londoner Zentrale ausgerüstet hatte. Er hatte gehofft, sie würden ihm etwas geben, was seine romantische Sehnsucht befriedigen würde: einen wunderschönen Colt, Modell 1911, eine elegante Walther P .38 oder eine klassische Luger. Statt dessen hatte ihm London nur einen von diesen billigen kleinen Einwegartikeln ohne Patronenkammern geschickt. Das Ding sah wie ein Gasanzünder aus. Die Oberfläche war geriffelt, um der Hand des Schützen Halt zu bieten, aber auch Fingerabdrücke abzuweisen. Geladen war es mit dreikantigen Patronen auf Strip-Ladestreifen, und fast alles daran war von einer Plastics Corporation in Amerika hergestellt. Es war neu, nicht zu identifizieren und vollkommen funktionstüchtig, aber es verschaffte Werner nicht die Befriedigung, die er mit einer altmodischen Waffe in der Hand empfunden hätte. Aber gut, man mußte mit der Zeit gehen. Er steckte die Waffe in seine Innentasche, wo sie leicht zu erreichen sein würde.

Der Morgen dämmerte schon, als Werner Thurkettle auf seinem Motorrad ankommen sah. Er winkte Werner unbekümmert zu und gab noch einmal Gas. Es machte Deuce Spaß, das schwere Rad zu fahren, aber jetzt war es an der Zeit, sich seiner zu entledigen. Er hatte einen VW-Campingwagen in der Nähe geparkt. Sobald er seine Bezahlung von diesem trübsinnigen Dummkopf in Empfang genommen hatte, würde er zu Fuß dahin gehen, wo der Campingwagen stand. Dort hatte er saubere Kleidung, Seife, Handtücher und Nahrungsmittel. In der Nähe hatte er einen in Kunststoff gewickelten Schweizer Paß vergraben. Der Paß enthielt ein auf drei Wochen befristetes Visum, das ihn zu einer Camping-Tour durch die DDR berechtigte. Er würde seinen Bart abrasieren, sein Erscheinungsbild ändern und sich eine Zeitlang wie ein

Tourist zwischen den Sehenswürdigkeiten herumtreiben, bis die erste Aufregung sich gelegt hatte. Dann würde er nach Norden fahren und die Fähre nach Schweden nehmen.

Thurkettle stieg vom Motorrad und ging zu dem Wagen hinüber. Der Regen hatte ihn bis auf die Haut durchnäßt, und nach den Anstrengungen der Nacht waren seine Muskeln steif. Ihm fiel ein, daß der VW-Campingwagen mit einer Dusche ausgerüstet war, und er fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis das Wasser heiß wurde.

Werner drehte das Fenster herunter. »Gab es Schwierigkeiten?« fragte er.

»Keine, mit der ich nicht fertig geworden bin. Fiona Samson ist tot«, sagte Thurkettle. Das zu sagen, hatte man ihm aufgetragen. »Einer von den Russki-Schlägern hat sie plattgemacht. Bernard Samson konnte abhauen und mit ihm irgendeine andere Frau. Ich weiß nicht, wer sie war. Sie trug ein langes gelbes Kleid, kam in Bernard Samsons Wagen.«

Werner wußte, wer die andere Frau war. Es war Tessa. Er hatte gesehen, wie sie das Fest mit Bernard verließ. »Fiona Samson ist tot. Sind Sie sicher?«

»Bei so was gibt's bei mir keinen Irrtum«, sagte Thurkettle. Er lächelte. Er liebte Geheimnisse. Die Vertauschung der Identitäten der beiden Frauen war ein Geheimnis, das ganz für sich zu behalten ihm Prettyman überdies ausdrücklich geboten hatte. »Alle anderen sind tot.«

»Kennedy auch?«

»Ja, Kennedy auch. Und ein Typ, der als Gorilla verkleidet war. Es gab eine richtige Schlacht. Ich habe Schwein gehabt, mit heiler Haut davonzukommen.« Er trug bei der Beschreibung seiner Taten immer dick auf, wenn's ans Kassieren ging. Das gab dem Kunden das Gefühl, Gegenwert für ihr Geld gekriegt zu haben. »Diese Russki-Hurensöhne waren ganz scharf darauf, mich umzunieten. Wenn ich nicht dagewesen wäre, hätte Bernard Samson nie die Kurve

gekriegt.«

»Mein Gott! Arme Fiona«, sagte Werner. Über die Monate ihrer Zusammenarbeit war in Werner ein Gefühl tiefer Verehrung für Fiona erwachsen. Sie hätte eine derartige Aufgabe niemals übernehmen sollen, der Druck war einfach zu groß für sie. Er hatte gesehen, wie der Druck sie zermürbte. Während eines ihrer letzten Treffen hatte sie einen Augenblick völliger Geistesabwesenheit gehabt. Sie hatte gesagt, das sei die ständige Übermüdung, und er hatte versprechen müssen, niemandem etwas von ihrem Blackout zu sagen. Arme Fiona. Er stieg aus dem Wagen und ging nach hinten zum Kofferraum. Es regnete. Er sah sich in der heller werdenden Dämmerung um. Es war nicht viel Zeit. »Ja, so geht das manchmal«, sagte Thurkettle philosophisch. Er lächelte Werner an. Er schien ein freundlicher Bursche zu sein, und Werner lächelte ebenfalls.

»Ich hatte gar nicht gemerkt, daß es noch regnet«, sagte Werner.

»Sagen Sie bloß«, sagte Thurkettle, der völlig durchweicht war.

»Wollen Sie sich in den Wagen setzen und es zählen?« fragte Werner.

»Ich mag nicht hier herumstehen und naß werden.« Er suchte den Schlüssel zum Kofferraum an seinem Bund. »Wir werden nur mal einen Blick darauf werfen, so daß ich sehe, daß es echt ist.«

»Es ist echt«, sagte Werner. »Gebrauchte Banknoten. Genau wie Sie's verlangten. Ich habe sie am Freitag von der Commerzbank geholt.«

Er griff in den Kofferraum nach einem ledernen Aktenkoffer. Vorsichtig gab er Thurkettle den Koffer und sagte: »Stellen Sie ihn nicht auf den Wagen, er ist frisch gespritzt.« Thurkettle lächelte mitleidig. Die Sorte Nervosität, die Volkmann da zeigte, war ihm vertraut. Kunden waren

immer etwas furchtsam im Umgang mit einem gedungenen Mörder. Er hielt den Koffer mit beiden Händen, während Werner sich vorbeugte und sich an dem Schloß zu schaffen machte. »Es ist ein Kombinationsschloß«, erklärte Werner. Er konnte Blut und Dreck an Thurkettles Kleidern riechen. Den Gestank des Schlachthauses. »Man kann die Kombination einstellen, wie man will. Ich habe 1, 2, 3 eingestellt. Das vergißt man wenigstens nicht, 1, 2, 3, oder?«

»Nein«, sagte Thurkettle. Werner ließ das Schloß aufsnappen und hob den Deckel, »1, 2, 3 kann man nicht vergessen.« Während Thurkettle dastand und mit beiden Händen den neuen ledernen Aktenkoffer hielt, griff Werner Volkmann nach der seltsam aussehenden Feuerwaffe, die hinter dem Aktenkoffer nicht zu sehen war, und drückte ab. Ein Ladestreifen von acht Schuß gab einen Feuerstoß wie ein Maschinengewehr. Alle acht Kugeln drangen in Thurkettles Bauch.

Acht Schuß. Es war nur ein kleiner »Einwegartikel«, aber auf die Entfernung war kein Meisterstück der Büchsenmacherkunst erforderlich, um tödliche Wirkung zu tun. Die Einschläge dieser kleinen mittelschnellen Geschosse warfen Thurkettle nicht zu Boden, er stolperte nur ein paar Schritte rückwärts, wobei er noch immer den Koffer mit beiden Händen hielt und Werner in verständnislosem Unglauben anstarrte. Thurkettles ruckartige Bewegungen lockerten die Geldstapel im Koffer, und ein Stoß regennassen Windes nahm nach und nach die Scheine mit. Thurkettle blickte seinem weggeblasenen Geld nach. Er griff nach den Scheinen, zuckte aber vor Schmerz zurück. Das durfte nicht wahr sein. Er war erschossen. Thurkettle war ein professioneller Killer, und dieser Sack war ein Nichts ...

Während er rückwärts stolperte, flatterte mehr und mehr Geld weg, und er schmeckte das ihm in den Mund sprudelnde Blut und wußte, daß er erledigt war. Dabei drückte er den

Koffer mit beiden Armen an die Brust, als könnte er ihm Schutz bieten gegen weitere Schüsse oder ihn in seinen letzten Augenblicken trösten, und er umarmte ihn fest wie eine Geliebte, und das blutgetränkte Geld fiel ihm vor die Füße.

Kurz bevor er stürzte, begriff Deuce Thurkettle, wie man ihn zum Besten gehabt hatte. Seine Augen wurden groß vor Zorn. Deuce Thurkettle war der einzige, der mit Sicherheit wußte, daß Fiona Samson noch lebte. Selbst dieser Hampelmann, der ihn abgeknallt hatte, dachte, daß Samson mit Tessa abgehauen wäre.

Na, er würde es der Welt verraten. Er öffnete den Mund, um die Wahrheit zu sagen, aber es quoll nur Blut heraus. Eine Menge. Dann taumelte er zu Boden.

Werner warf seinen kleinen »Einwegartikel« weg. Das war das Praktische an diesen Dingern. Er sah Thurkettle beim Sterben zu, denn er wußte, daß London eine unzweideutige Vollzugsmeldung wollte. Werner hatte kein Mitleid mit Thurkettle. Er war ein gedungener Mörder, und der Tod solcher Leute ist immer ein Gewinn für die menschliche Gesellschaft. Den letzten Anspruch auf Mitgefühl hatte Thurkettle verscherzt, als Werner hörte, daß Fiona tot war. Er hatte Thurkettle gesagt, daß es vor allem anderen darauf ankam, Bernard und Fiona in Sicherheit zu bringen. Und dabei hatte Thurkettle versagt. Werner stieß die Leiche mit der Schuhspitze an und beförderte sie dann mit einem Fußtritt in den Straßengraben. Er hatte den Ort wegen dieses tiefen Grabens ausgewählt. Er brachte auch das Motorrad weg. Irgendwann würde es gefunden werden – irgend jemand würde auf den Feldern herumflatternde Dollarscheine bemerken –, aber dennoch war es besser, das Rad außer Sicht zu bringen. Er drückte den Aktenkoffer ins Gras, und der Rest des Geldes fiel heraus. Er hob nichts davon auf. Die Scheine waren wahrscheinlich markiert oder gefälscht. Die Londoner Zentrale hatte das Geld geliefert, und in Geldsachen waren die Briten

sehr genau, das war eine der Sachen, die ihm schon bald, nachdem er angefangen hatte, für sie zu arbeiten, aufgegangen war.

Bret Rensselaer war in La Buona Nuova, einem auf den Bergen von Ventura County in Kalifornien gelegenen Anwesen. Er saß eben zu früher Stunde am Swimmingpool beim Frühstück, als eine verschlüsselte Botschaft ihn davon unterrichtete, daß Fiona und Bernard Samson unterwegs nach Kalifornien waren. Es war ein wirklich schöner Morgen. Bret trank seinen Orangensaft und goß sich die erste Tasse Kaffee des Tages ein. Er saß gern hier draußen, wo man die klare, kühle Luft atmete, die vom Meer hereinkam. Rings um das Schwimmbaden waren weißgetünchte Wände, vor denen Jasmin, Rosen und Bougainvillea fast das ganze Jahr über zu blühen schienen. Es gab Bäume voller Zitronen, Bäume voll von Orangen und Bäume, von denen man Maja-Früchte pflückte, die seine Gastgeberin »Brets« nannte. Die Frucht sah aus wie eine Zitrone und schmeckte wie eine Orange, und vielleicht wollte sie mit dieser Benennung andeuten, daß Bret wie diese Früchte süß und sauer war. Bret wußte nicht, wie es gemeint war, ließ sich aber den Scherz gefallen. Sie kannten einander schon lange.

Leute, die Bret schon lange kannten, pflegten zu sagen, daß er seit seiner schweren Verletzung bei der Schießerei in Berlin sehr gealtert war, aber für den flüchtigen Beobachter war er so gut getrimmt und fit und rüstig, wie einem älteren Menschen anstand. Er schwamm, lief Ski und turnte täglich. Er wollte gut aussehen, wenn sein Besuch kam.

Er konnte ein befriedigtes Lächeln nicht unterdrücken. Sie kamen also. Sein Plan, einen Agenten in den Kreml zu schleusen, wie Nikki sich diesbezüglich spöttisch ausgedrückt hatte, war mit genau dem Erfolg durchgeführt worden, den er vorhergesagt hatte, als er ihn dem D.G. vortrug, gleich

nachdem sie ihm weggelaufen war. Nun war da nur noch die langwierige und interessante Arbeit des debriefing, der Auswertung der bei dem Einsatz gewonnenen Erkenntnisse.

Bernard Samson würde auch da sein. Er hatte versucht, den Alten zu überreden, Bernard anderswohin zu schicken, aber unter Sicherheitsaspekten war es natürlich gut, ihn hier zu haben, wo man ihn überwachen konnte. Tessas Verschwinden mußte sich ja irgendwie erklären lassen. Die Vorstellung, daß sie mit Bernard abgehauen sei, war in jeder Hinsicht glaubwürdig. An diesem Vormittag wollte Bret noch einmal seine gesamten Aufzeichnungen durchgehen, um auf Fionas Ankunft vorbereitet zu sein. Dies würde der letzte Auftrag sein, den er für die Londoner Zentrale erledigte, und er wollte ihn perfekt erledigen. In Werner Volkmanns letztem Bericht hatte es geheißen, Fiona stehe am Rande eines Nervenzusammenbruchs, aber Bret gab darauf nicht viel. Er hatte das schon zu oft von anderen Agenten im Außendienst gehört, gewöhnlich als Einleitung zu Forderungen nach Erhöhung der Bezüge. Fiona würde es schon machen. Gutes Essen, Schlaf und kalifornische Luft würden ihr bald die alte Spannkraft wiedergeben.

Für Bernard Samson würde es natürlich vorbei sein, seine Karriere war gelaufen. Das war seltsam, wenn man bedachte, wie nahe Bernard einer leitenden Stellung im SIS gewesen war. An dem Abend, als Bret den D.G. daheim besucht hatte, war er drauf und dran gewesen, Bernard zum Chef der Deutschland-Abteilung zu befördern. Aus dieser Stellung hätte er in die oberste Etage aufsteigen können und vielleicht eines Tages den Posten des D.G. bekleidet. Der Himmel wußte, daß er von den Zinnsoldaten, die da gegenwärtig in der obersten Etage saßen, keinen heftigen Widerstand zu befürchten gehabt hätte. Wären Sir Henry und Silas und Frank Harrington und der Rest dieser Clique, die wirklich die Fäden zogen, mit einer leitenden Stellung für Bernard Samson einverstanden gewesen? Sie

sagten immer, was für ein prächtiger Bursche doch Bernard sei, und viele von ihnen fanden, daß das Department ihm etwas schuldete für die seinem Vater angetane schäbige Behandlung. Aber D.G.? Jede Möglichkeit für Bernard, auf diesen Posten zu gelangen, war an dem Abend vernichtet worden, als Sir Henry offenbart hatte, daß seine Wahl auf Fiona gefallen war, für das Department nach drüben zu gehen.

Bret setzte seine Kaffeetasse ab, als ihm plötzlich etwas einfiel. Der D.G. mußte gewußt haben, daß er Bernard ausschaltete, indem er Fiona auswählte. Es gab andere, die er an Stelle Fionas hätte wählen können, gute Leute, wie er selbst oft eingeräumt hatte. War also die Wahl des D.G. auf Fiona gefallen auch in Berücksichtigung der Tatsache, daß damit Bernard aus der Konkurrenz um die Spitzenpositionen ausgeschaltet würde? Bret trank seinen Kaffee und dachte darüber nach. Wie viele Häute man der Zwiebel auch abzog, was man fand, war nur wieder eine Haut. Wenn sich's verhielt, wie Bret vermutete, würde der Alte das natürlich nie zugeben, und er war der einzige, der die Wahrheit wußte. Bret wußte, daß er niemals wirklich zum Engländer werden konnte. Sie waren sehr seltsame Leute mit ihren verwickelten Treueverpflichtungen. Er trank seinen Kaffee aus und verscheuchte diese Gedanken. Es war viel zu tun.